This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 68373

Gießener Lesehalle-Verein

Bestimmungen

für die Benutzung der Bibliothek.

1. Niemand erhält mehr als ein Werk auf einmal, und wenn dasselbe aus mehreren Bänden besteht, so werden ihm nie mehr als 3 Bände verabfolgt.

2. Das entliehene Buch muß spätestens 2 Wochen nach Empfang zurückgestellt werden. Wird diese Frist versäumt, so hat der Entleiher für jeden weiteren Tag 3 Pfg. zu zahlen. Bleibt auch eine schriftliche Mahnung erfolglos, so wird das Buch auf seine Kosten abgeholt.

3. Es kann jedoch eine einmalige Fristverlängerung von abermals 2 Wochen gestattet werden, wenn der Entleiher unter Vorzeigung des Buches darum nachsucht.

4. Jeder Entleiher ist für Beschädigung oder Verlust des entliehenen Buches bis zur Höhe des verursachten Schaden haftbar.

5. Wer der Bibliothek Strafgeld oder Ersatz schuldet, erhält kein neues Buch, bis der geschuldete Betrag bezahlt ist.

6. Hat während der Benutzung Diphtheritis, Scharlach, Masern oder eine andere ansteckende Krankheit in dem Hause bestanden, so ist dies bei der Rückgabe des Buches ausdrücklich anzugeben, damit das Buch desinfiziert werden kann. In Häuser mit ansteckenden Krankheiten werden Bücher nicht verliehen.

7. Wer diese Bestimmungen und die der Bibliotheksordnung übertritt, kann von der Bücherbenutzung ausgeschlossen werden.

3297

+67032

Barthold Georg Niebuhr

Ein biographiſcher Verſuch

von

Franz Eyſſenhardt

Gotha
Friedrich Andreas Perthes
1886

DD86.7
N5E9

Inhalt

		Seite
1	Vorerinnerung	1
2	Abstammung	2
3	Kindheit	5
4	Aufenthalt in Hamburg	7
5	Aufenthalt in Kiel	11
6	Cramer	16
7	Geselliges Leben	21
8	Ansichten über die deutsche Litteratur	24
9	Aufenthalt in Kopenhagen	27
10	Politische Ansichten	29
11	London und Edinburgh	31
12	Anstellung in Kopenhagen	37
13	Ausscheiden aus dem dänischen Staatsdienst	40
14	Eintritt in den preußischen Dienst	43
15	Vorlesungen in Berlin	47
16	Erste Auflage der römischen Geschichte	53
17	Heldenlieder der Römer	55
18	Die Römer Bauern	59
19	Der Adel	61
20	Die Vorrede des zweiten Bandes	64
21	Einleitung des zweiten Bandes	67
22	Patriotismus	71
23	Aufsätze aus dem preußischen Korrespondenten: 1	74
24	„ „ „ „ „ 2	77
25	„ „ „ „ „ 3	84
26	„ „ „ „ „ 4	88
27	„ „ „ „ „ 5	92
28	„ „ „ „ „ 6	97
29	„ „ „ „ „ 7	118
30	„ „ „ „ „ 8	124
31	„ „ „ „ „ 9	128

		Seite
32	Preußens Recht gegen den sächsischen Hof: 1	134
33	„ „ „ „ „ „ 2	138
34	„ „ „ „ „ „ 3	156
35	„ „ „ „ „ „ 4	158
36	„ „ „ „ „ „ 5	159
37	„ „ „ „ „ „ 6	163
38	„ „ „ „ „ „ 7	166
39	„ „ „ „ „ „ 8	169
40	„ „ „ „ „ „ 9	170
41	„ „ „ „ „ „ 10	176
42	„ „ „ „ „ „ 11	178
43	Beurteilung der Schrift gegen den sächsischen Hof	179
44	Über geheime Verbindungen im preußischen Staat	183
45	Niebuhr für Rom bestimmt	190
46	Reise nach Italien	191
47	Beurteilung der Italiener	193
48	Verteidigung Heindorfs	199
49	Beurteilung Roms	201
50	Stimmung in Rom	210
51	Bartholdy	214
52	Verhältnis zu ihm	215
53	Zustand Italiens	218
54	Beurteilung Italiens	221
55	Gründe seiner Anschauungen	225
56	Leben in Rom	229
57	Verbitterung	234
58	Italienische Zustände	236
59	Wissenschaftliche Pläne	238
60	Äußeres Leben und Gewohnheiten	242
61	Verhältnis zu den Diplomaten	252
62	Letzte Tage in Rom	255
63	Reise nach Deutschland	257
64	Lehrthätigkeit in Bonn	259
65	Auffassung der späteren römischen Geschichte	263
66	Römische Verderbnis	266
67	Cäsars Charakteristik	269
68	Beurteilung des Horaz	275
69	Beurteilung der Kaiserzeit	282
70	Ende	284

1

Der vorliegende biographische Versuch ist keine eigentliche Lebensgeschichte in dem Sinne, daß er alle äußeren Lebensumstände Niebuhrs erzählen und darstellen will: sein Zweck ist vielmehr, den Begründer der kritischen Geschichtswissenschaft in seinem Wesen verstehen, und daraus seine Leistungen, auch in ihren Mängeln und ihrer Beschränkung, erklären zu wollen. Niebuhrs Lebensgang ist in ausgezeichneter Weise durch seine Freundin, Frau Hensler, in den Abschnitten der „Lebensnachrichten" geschildert worden, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen seiner unschätzbaren Briefe herstellen. Vieles Wichtige hat ferner J. Classen in der zur Erinnerung an Niebuhr bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages erschienenen gehaltvollen Schrift teils mitgeteilt teils citiert. Alles dies zu wiederholen, wäre zwecklos gewesen.

Dagegen war es unumgänglich notwendig, die Beschränkung fallen zu lassen, welche sich Niebuhrs Sohn bei der Auswahl des in seine nachgelassenen Schriften aufzunehmenden auferlegt hatte. Damals mochte der polemische Charakter vieler Stücke ihre Weglassung ratsam machen: diese Rücksichten fallen heute weg, und z. B. die Schrift gegen die Sächsische Regierung hätte längst einen vollständigen Abdruck verdient. Manches

hier wiederum Mitgeteilte steckt in so unzugänglichen Publikationen, daß es fast wie ungedruckt anzusehen ist, und verdient die Bekanntmachung eben so wohl als Beitrag zur Kenntnis von Niebuhrs Ansichten und Charakter, wie es um seiner selbst willen von sprachlichem und sachlichem, zum Teil sehr hohem Werte ist. Inbetreff des Abdruckes ist zu bemerken, daß das gesperrt Gesetzte häufig erst bei der vorliegenden Wiederveröffentlichung durch die Schrift hervorgehoben, sowie, daß Niebuhrs Orthographie in seinen Zeitungsartikeln häufig nicht seine eigene, sondern die der Redaktion ist.

Niebuhrs Briefe sind zwar eine ebenso reiche als reine Quelle zur Kenntnis seines Lebens, aber ihre Ergänzung durch anderes Material ist schon deshalb dringend wünschenswert, weil sie lange nicht vollständig vorliegen. Wie viel zurückgehalten ist, sieht man z. B. daraus, daß Niebuhr mit keinem Worte die Widmung von Böckhs Staatshaushaltung der Athener erwähnt, obgleich ihm dieselbe ohne Frage große Freude gemacht hat, da er dieses Werk nach Gebühr geschätzt hat, und in dem Jahre, in welchem es erschien — 1817 — in besonders trüber Stimmung war, die durch die mangelnde Anerkennung seiner Leistungen in Deutschland noch verbittert wurde. Ähnliche Spuren finden sich mehrfach in seinem Briefwechsel. Dieser Grund mußte einen Wiederabdruck mancher, jetzt fast vergessener Äußerungen noch mehr geboten erscheinen lassen.

2

Niebuhr beginnt die Lebensbeschreibung seines Vaters, des großen Reisenden, mit den Worten: „Hadeln ist, wie die geschichtliche Notiz am Ende der zu Wittewierum gedruckten alt-

friesischen Gesetze lehrt, eine friesische Landschaft, und gehörte damals, Hadelre genannt, zum siebenten Seelande. Nachdem die große friesische Föderation aufgelöst war, hat sie ihre republikanische Freiheit verloren, und ist, nach verschiedenen Schicksalen, unter die Herzöge von Sachsen-Lauenburg geraten und mit deren Herzogtum an Hannover gekommen.

„Das Land besteht aus Marsch, mit Ausnahme dreier Moorkirchspiele; die Landleute sind, nach friesischer Art, durchaus freie Eigenthümer, von denen jeder seinen Hof mit vollkommenstem Eigenthumsrecht besitzt, bewohnt und selbst bewirthschaftet. Bis auf die französische Unterjochung war die Verwaltung frei, in den Händen von Obrigkeiten, welche das Landvolk sich wählte. Auch die Abgaben waren sehr leicht, und der Wohlstand des Landmanns war sehr groß.

„In diesem Lande, unter diesen freien Männern als freier Landmann war Carsten Niebuhr am 17 März 1733 im Westerende Luedingworth auf dem Bauernhofe seines Vaters geboren. Dieser und seine Vorfahren von dem Ururältervater an — höher hinauf reichen unsere Nachrichten nicht — wohnten als Bauern auf ihren eigenen Marschhöfen."

Hierin liegt der ganze Kern des Wesens auch des Sohnes ausgesprochen: nie hat ihn die Liebe zu jener bäuerlichen Freiheit verlassen, wie er sie sich bei seinen Vorfahren in Hadeln ausmalte. Damit hängt sein Verhältnis zum Adel zusammen; der Sohn erzählt von dem Vater am Schlusse der Biographie: „die von dem Minister Guldberg ihm angebotene Adelung hat er abgelehnt. Das adelige Prädikat, welches er nach der für die dänische Armee geltenden Sitte als Ingenieuroffizier führte, veranlaßte einen Verwandten, ihn zu fragen, ob er sich habe adeln lassen. Nein, antwortete er, ich würde meine Familie nicht so beleidigen. Er urteilte, daß, wer dieß thäte, seine Abstammung nicht für hinreichend ehrenvoll halten müsse."

Ganz ebenso äußerte sich der Sohn in Rom [1]): „Man hat mich gefragt, ob ich den Adelstitel wolle. Ich könnte es nie über mich gewinnen, von einem solchen Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich würde das Andenken meines Vaters zu beschimpfen glauben, den ich doch von ferne nicht erreicht habe."

So hatte auch für den Sohn das mittelalterliche Rittertum keinen Reiz, und die moderne Entwickelung erschien ihm nicht selten als ein Abfall von jener Selbstherrlichkeit des freien Mannes auf seinem Acker: die Notwendigkeit des Zusammenwohnens der Menschen zum Zwecke höherer Bildung stellte sich ihm häufig unter dem Bilde politischer Verderbnis und des Abfalls von der wahren Freiheit dar.

Niebuhr sagt von seinem Vater [2]): „Er war und blieb überhaupt sein ganzes Leben lang ein ächter Bauer, mit allen Tugenden und auch mit den kleinen Fehlern seines Geburtsstandes. Unleugbar war er wohl eigensinnig, und ihm einen festgesetzten Gedanken auszureden, war sehr schwer: er kehrte immer zu demselben zurück. Ebenso fest hielt er an Vorurtheilen für und wider Menschen. Aber dieselbe Beharrlichkeit war es, die ihm Kraft gegeben, während der großen Zeit seines Lebens seinen Beruf zu erfüllen.

„Sein Charakter war ganz makellos, seine Sitten äußerst streng und rein. Er war in allen Verhältnissen anspruchslos und aufopfernd.

„Er war ganz auf Anschauung und Wahrnehmung gerichtet. Abstraction und Speculation waren seinem Wesen entgegen: er mußte alles concret fassen."

In diesen Worten spricht der Sohn zugleich sein eigenes Wesen aus, nur daß er es durch die zahlreichen Bildungs-

1) F. Lieber, Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N. Aus dem Englischen, S. 151.

2) S. 84.

elemente, die seinem Vater fremd geblieben waren, über diesen hinausgehoben hat.

3

Barthold Georg Niebuhr wurde am 27 August 1776 in Kopenhagen geboren und erhielt seine Erziehung in Meldorf in Suederdithmarschen, wohin der Vater auf seine Bitte als Landschreiber im Jahre 1778 versetzt wurde. Von einer zarten und kränklichen Mutter geboren, wurde seine in früheſter Jugend kräftige Konstitution durch ein Fieber gebrochen, und die wahrscheinlich in ihm ruhenden Krankheitskeime kamen unter allzu großer Ängstlichkeit der Mutter so stark zur Entwickelung, daß er während seines ganzen Lebens keine rechte Gesundheit genossen hat.

Leider blieb ihm die Wohlthat des Zusammenlebens mit Altersgenossen versagt: er besuchte nur die Prima der Meldorfer Gelehrtenschule, kam also erst in einem Alter unter gleichalterige Knaben, in welchem sich die Eigentümlichkeiten, die einsam lebenden Kindern anzuhaften pflegen, schon fest bei ihm ausgeprägt hatten. Die Vorteile, welche dem Charakter Kampf und Versöhnung mit kindlichen Nebenbuhlern gewährt, lernte er niemals kennen. Der Ernst, der — für Erwachsene oft dämonisch und unheimlich — altklugen und frühreifen Kindern aus den Augen sieht, blieb während seines ganzens Lebens an ihm haften. Solche Menschen finden alltäglichen Beziehungen und Begegnungen gegenüber nur schwer den rechten Ton im Umgang.

Wie viele reichbegabte Menschen, denen die Gabe äußerer Gestaltung ihres inneren Lebens in Wort oder bildender Kunst versagt ist, nahm die Phantasie und ihre Arbeit eine unverhältnismäßig große Stelle in seiner geistigen Thätigkeit ein.

Darauf bezieht sich, was er in wehmütiger Erinnerung an seine Jugend aussprach [1]: „die Kraft des Mannesalters beruht ganz auf einem gesunden und natürlichen, nicht zu frühreifen Seelenzustand in der Jugend.“ Vielleicht hatte auch der Umgang mit Boie, der, früher Stabssekretär [2] in Hannover, als Landvogt nach Meldorf gegangen war, und die Benutzung seiner Bibliothek, Anteil an dem phantastischen Grübeln, dem sich der Knabe ergab.

Über die erstaunlichen Fortschritte sowie die kindlichen Träume Niebuhrs geben die „Lebensnachrichten“ Auskunft. Nichts regte ihn mächtiger auf, als die Erinnerung an die Freiheitskämpfe des Landvolkes, unter welchem er aufwuchs. Die Lieder, in denen dieselben besungen wurden, haben einen unauslöschlichen Eindruck auf seine Seele gemacht. Das treue Festhalten mancher Eindrücke aus der Jugend ist bei vielen Menschen bestimmend für das ganze Leben: diese Zähigkeit erwähnt Niebuhr bei seinem Vater und hat sie an sich selbst erfahren. Aus der Erinnerung an die „Lieder“ vom Siege bei Hemmingstedt ist seine Ansicht über die Entstehung der römischen Königslegende entstanden. Haben jene Ditmarsischen Lieder doch noch lebhafter auf andere Historiker [3] gewirkt! Damit hängt auf das engste zusammen, daß Niebuhr die Thätigkeit der Römer als Acker-

---

1) Lieber, S. 110.

2) Nicht Staatssekretär, wie in den Lebensnachrichten I, S. 5, infolge eines Druckfehlers steht.

3) „An einigen Stellen ging sie“ (die epische Überlieferungsform) „wie z. B. in Holstein, dennoch spurlos, darf man sagen, verloren. Daß sie auch hier bestand, macht ihre Blüte in Dänemark und Ditmarschen mehr als wahrscheinlich, ja die holsteinische Tradition des 15 Jahrhunderts über die Geschichte des 14 beruht in wesentlichen Partieen unverkennbar auf solchen Liedern, die aber als solche eben vollständig untergingen, ehe die Presse sie erreichte.“ Nitzsch, Römische Annalistik, S. 247.

bauer stets auf das stärkste hervorhebt, z. B. gegen Lieber [1]) in den Worten: „Man begeht einen sehr großen Irrthum, wenn man die Römer ausschließlich als ein kriegerisches Volk betrachtet; sie waren im wesentlichen Feldbauer; sie liebten den Feldbau; und ihre größten Männer richteten darauf große Aufmerksamkeit. Diesen Umstand muß man immer bei dem Studium der römischen Geschichte vor Augen haben; er allein erklärt eine Reihe von Erscheinungen in ihrer politischen Entwickelung. Meine Kenntnis des Landlebens und Feldbaues sowohl, als meine Bekanntschaft mit der Geschichte der Ditmarschen haben mir in meinen historischen Untersuchungen große Hilfe geleistet. Diese Ditmarschen waren ein wahrhaft eigentümlicher Stamm, — so tapfere Freunde der Freiheit als es jemals gegeben hat." Bei dieser Bewunderung der tapferen Bauern vergaß er, daß der Tag von Bornhoevede „es möglich machte, daß das Land Ditmarschen sich von dem Einfluß der steigenden nordeuropäischen Cultur und Politik für Jahrhunderte freimachte" [2]), mit anderen Worten, das blieb, was die Römer zu ihrem Ruhme sehr früh zu sein aufhörten.

4

Niebuhrs Vater erkannte offenbar die Nachteile, welche aus der langen Vereinsamung des Sohnes entstanden waren, und suchte dieselben nachträglich durch den Besuch eines Institutes auszugleichen, in welchem der Sohn das Leben von der prak-

1) S. 126.

2) Nitzsch, Deutsche Studien, S. 222.

tiſchen Seite kennen lernen ſollte. Er ſchickte ihn nach Hamburg auf die Handelsakademie des Profeſſors J. G. Büſch.

Ehe in Deutſchland die Wiſſenſchaft zünftig wurde, und nur von eigens dazu beſtimmten Körperſchaften betrieben zu werden anfing, tauchten eine erhebliche Zahl von Verſuchen auf, die mehr oder weniger darauf gerichtet waren, auch denjenigen Beſtrebungen, die keine Wiſſenſchaft ſind, den Firnis höherer Studien zu geben: dazu gehörte der Verſuch, in der großen Handelsſtadt den Handel theoretiſch zu lehren; zu dieſem Zwecke wurde eine Anzahl junger Leute in dem Hauſe des Profeſſors Büſch vereinigt. Wie wohlgemeint auch der Entſchluß war, den Niebuhrs Vater faßte, er mußte fehlſchlagen. In der Akademie wurde Montags und Donnerstags um 8 Uhr „neuere Geſchichte und Erläuterungen über den jetzigen Zuſtand der Handlung“ gelehrt; um 9 „Commerzgeopraphie von Europa“, um 10 mündliche Überſetzung eines Deutſchen Schriftſtellers ins Franzöſiſche, um 11 Deutſch-Schreiben, um 12 Handlungsgeſchichte in ſchriftlichen Ausarbeitungen, um 1 Technologie oder Rechnen oder Italieniſch, um 4 ſchriftliche Übungen und mündliche Überſetzungen aus einem Deutſchen Buche ins Engliſche, und von 5½—8½ machte praktiſcher Unterricht im Buchhalten und Warencalculationen den Beſchluß [1]).

Dieſe Art des Unterrichts konnte für einen jungen Mann von Niebuhrs ausgebreiteten Kenntniſſen nicht den mindeſten Reiz haben. Offenbar hatte es der Vater, wie auch in den Lebensnachrichten angedeutet iſt, darauf abgeſehen, dem Sohne die Art der Anregung zu geben, welche vielfacher geſelliger Verkehr verleihen kann; aber dazu war es zu ſpät; das einſame Leben hatte den frühreifen Knaben für immer dazu un-

1) Claſſen, Die ehemalige Handelsakademie des Profeſſors J. G. Büſch, S. 24.

tauglich gemacht, ſich in die leichten Formen desjenigen menſchlichen Verkehrs zu finden, der keinen Zweck verfolgt, als den, nicht allein zu ſein. Alexander v. Humboldt, von dem berichtet [1]) wird, daß er der Handelsakademie ſtets ein dankbares Andenken bewahrt hat, war von ganz anderem Schlage als Niebuhr, hat Geſelligkeit ſein ganzes Leben lang geliebt und war übrigens nur kurze Zeit Zögling der Anſtalt, da er dieſelbe Ende 1790 verließ und der größte Teil des Sommers dieſes Jahres durch ausgedehnte Reiſen, die er mit G. Forſter unternahm, ausgefüllt wurde. Möglicherweiſe hat er auch während dieſes kurzen Aufenthaltes diejenigen Beluſtigungen nicht ganz vermieden, deren Häufigkeit auf der Anſtalt folgende Verbote [2]) beweiſen: „§ 29: Alle Vergnügungen, als Ausritte, Spazierfahrten, Spaziergänge, müſſen in der gehörigen Ordnung mit vorgängiger Erlaubnis, und nie anders, als nach offenbar unverdächtigen, bekannten Orten, welche von feinen Leuten beſucht werden, geſchehen .... § 32: Gaſtereien und Schmäuſe der Akademiſten unter einander oder mit Fremden, Punſchgeſellſchaften u. dgl. wären ganz wider den Zweck der Akademie.“

Der ſchwere Unmut, welchen Niebuhr während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes auf der Akademie in ſeinen Briefen äußerte, wurde nur durch ſein Verhältnis zu Klopſtock, bei dem er „wenigſtens dreimal wöchentlich einen großen Teil des Tages“ [3]) zubrachte, gemildert. Aber auch dieſes Gefühl war nicht ungeteilt. Zwar erzählte er, daß ihn der Dichter lieb hatte und duzte; aber welchen Eindruck konnte es auf den begeiſterten Verehrer machen, daß Klopſtock „nicht gern von ſeiner Meſſiade“ ſprach, daß ihn das Gedicht nicht befriedigte:

---

1) Claſſen, Die ehemalige Handelsakademie ꝛc., S. 58.
2) Ebenda S. 29 f.
3) Lieber, S. 196.

ja, daß Niebuhr später über ihn äußern mußte: „er begnügte sich gewöhnlich mit dem allgemeinen Eindruck einer Sache; er strebte nicht sehr in Einzelheiten einzugehen. Seine Kenntniß des Lateinischen ging nicht tief; ich half ihm bei seinen grammatischen Untersuchungen in dieser Sprache. Er war träg, trotz seiner Liebe zum Schlittschuhlaufen, und nachlässig."

Nach Meldorf zurückgekehrt, nahm er die frühere Art seiner Studien wieder auf. Hier teilt [1]) die Verfasserin der „Lebensnachrichten" aus einem Briefe seines Vaters vom Jahre 1807 folgende Stelle mit, die zum Teil als ein Resumé auch seiner jugendlichen Beschäftigungen gelten kann. „Mein Sohn ist in Memel mit bei dem Verpflegungswesen der Armee zugezogen. Da er erwarten mußte, nach Riga gehen zu müssen, so fing er gleich an, Russisch zu lernen. Wir wollen doch einmal aufrechnen, wie viele Sprachen er sich schon bekannt gemacht hat. Er war nur zwei Jahre alt, als er nach Meldorf kam, daher ist 1) deutsch als seine Muttersprache anzusehen. Er lernte in der Klasse 2) Lateinisch, 3) Griechisch, 4) Hebräisch; überdies in Meldorf 5) Dänisch, 6) Englisch, 7) Französisch, 8) Italienisch. Jedoch davon nur so viel, daß er ein Buch lesen konnte. Gestrandete Bücher in unserer Gegend veranlaßten ihre 9) Portugiesisch, 10) Spanisch zu lernen. Vom Arabischen lernte er zuhause nicht viel, weil ich mein Lexicon einem anderen überlassen hatte und in der Eile kein anderes wieder bekommen konnte. In Kiel und Kopenhagen hatte er Gelegenheit sich im Französisch-, Englisch-, Dänisch-Sprechen und Schreiben zu üben. Bei dem Kaiserlich-Österreichischen Minister, Graf Ludolph in Kopenhagen, einem geborenen Constantinopolitaner, dessen Vater ich gekannt habe, lernte er 11) Persisch. Dort 12) Arabisch durch sich selbst. In Holland 13) Holländ-

1) I, S. 30.

diſch, in Kopenhagen noch 14) Schwediſch und etwas Irländiſch. In Memel 15) Ruſſiſch, 16) Slavoniſch, 17) Polniſch, 18) Böhmiſch, 19) Illyriſch. Rechne ich nun noch das Plattdeutſche hinzu, ſo kommen 20 Sprachen heraus. Verzeihen Sie dieſen Erguß meines Herzens über meinen Sohn. Ich wollte damit nicht prahlen."

5

Im Frühjahr 1794 bezog Niebuhr die Univerſität Kiel. Seine Kollegien ordnete Henſler, ein Profeſſor der Medizin, der mit ſeinem Vater befreundet war, ſo, daß er Reichsgeſchichte bei Hegewiſch, Juriſtiſche Encyklopädie bei Cramer, Logik und Metaphyſik bei Reinhold hörte. Bei aller Beſcheidenheit konnte er ſich über die Eigenſchaften ſeiner Lehrer nicht täuſchen. So heißt [1]) es in einem Briefe vom 27 Mai 1794: „ich lobe Meldorf und verſichere, daß ich hier freilich ſehr froh ſey, aber nichts lerne, gegen das gerechnet, was ich zuhauſe lernte, nämlich auf meiner Stube, Reinhold abgerechnet, und andres: denn ſelbſt Reichsgeſchichte weiß ich teils ſchon ſo viel als davon geleſen wird, teils kann ich ſelbſt mehr davon lernen. Aber nur meinen beſten Freunden ſage ich's, und ſo, daß ſie auch meine gegenwärtige Zufriedenheit wahrnehmen können."

Leider gab ihm Henſler auch den Rat, ſich in ſeiner früheren Vereinſamung zu erhalten: „daß ich mich freiwillig von Geſellſchaften entfernt halte, hat ſeinen ganzen Beifall. Man verliert dabei die Abende und auch die Frühſtunden; verliert vor allen Dingen, oder kann wenigſtens den ruhigen Geiſt ver-

---

1) Lebensnachrichten, S. 41.

lieren, der von keinen Zerstreuungen eingenommen sein muß, wenn wir arbeiten sollen“ [1]): leider verliert man aber, wenn man dem Systeme des jungen Studenten folgt, andere Möglichkeiten, die kein noch so angestrengter Fleiß ersetzen kann, und denen nun Niebuhr, da sie nach den Universitätsjahren nicht mehr geboten zu werden pflegen, für immer entsagen mußte.

Dieselbe Bescheidenheit wie die oben mitgeteilte Stelle atmet seine Äußerung [2]) über die spekulative Philosophie: „es wäre mir freilich gut gewesen, wenn ich schon vorher durch andere Philosophie mich an's Meditiren gewöhnt hätte, aber auch von anderer Seite, kann ich jetzt alles wie in einen frischen Boden pflanzen: keine vorgefaßten Begriffe stehen denen im Wege, die Reinhold mir mittheilt. Wäre es ihm nur möglich, alles oder auch wenigstens nur einiges mit einem Teil der Deutlichkeit in mir zu entwickeln, mit der er alles selbst denkt, wie würde da sogar mein Skepticismus verschwinden! Aber ich kann leider bis jetzt nur weniges einigermaßen deutlich denken, und ringe allenthalben mit Dunkelheit, wobei ich mich freilich tröste, daß sie allmählich verschwindet, und schon von einigem gewichen ist: aber immer meine Schwäche fühle, und mir mehr Denkkraft wünsche, als mir zu Gebote steht.“

Rührend ist, was er über den Historiker Hegewisch sagt [3]): „auf diese Art würde ich . . . Geschichte lehren, wenn ich Hegewischens Kenntnisse und seine Lage hätte.“ Um Hegewisch zu charakterisieren, brauchte man nur den Schluß [4]) seines „Minos, ein kleiner politischer Roman“ zu lesen: „Er ließ folgendes Gesetz in Jupiters Tempel feierlich aufstellen:

1) L. N. I, 45.
2) Ebenda 43.
3) Ebenda 45.
4) Historische philosophische und literarische Schriften, S. 198.

„Die unentbehrlichsten Bedürfnisse in beständig gleichem Preise zu erhalten, ist eine Hauptangelegenheit einer für das Volk väterlich sorgenden Regierung. Diesen Zweck zu erreichen, sollen an dazu gelegenen Plätzen Magazine errichtet werden. In wohlfeilen Zeiten werde Getreide aufgekauft und in diesen Magazinen aufgeschüttet. — Jeder führe sein Getreide aus wohin er wolle. — Ausländer sollen zwar Getreide einführen, wenn es über einen gewissen Preis zu steigen anfängt, dann aber sollen auch jene Magazine geöffnet werden, bis der Preis wieder zum gewöhnlichen herabgesunken sein wird.

„Minos regierte nach dieser Verordnung noch dreißig Jahr. Viermal während dieses Zeitraums empfanden die benachbarten Länder alle Verlegenheiten der Teuerung und Hungersnot nicht nur während der Regierung des weisen Minos, sondern noch lange nachher, so lange nämlich die von ihm gestifteten Kornmagazine unterhalten wurden, unbekannte Übel."

Die platte Verständigkeit der Vorlesungen dieses Historikers muß dem kritischen Verstande Niebuhrs ein Greuel gewesen sein. Wie müssen seine nervöse, reizbare Natur Sätze wie etwa der folgende [1]) gequält haben: „alle diese Verordnungen" (über das Verhältnis der Sklaven zu den Herren) „beweisen, daß es viel harte Herren gab; denn Verordnungen werden nicht gemacht, wenn nicht Veranlassungen dazu vorhanden sind. Indeß *da es doch immer der guten Menschen mehr giebt als der bösen*, so können wir sicher annehmen, daß auch in jenen Zeiten viel gute Herzen waren, die mit ihren Sklaven menschlich umgiengen."

Aus dem Charakter dieses Unterrichtes, des einzigen, wissenschaftlichen historischen, den Niebuhr überhaupt genossen hat,

1) Über die für die Menschheit glückliche Epoche in der römischen Geschichte, S. 197.

erklärt sich die Autodidaxis, welche das Merkmal seiner ganzen Auffassung der Römischen Geschichte blieb. Sein nach kritischer Belehrung und quellenmäßigem Studium dürstender Verstand erhielt hier nicht die mindeste Anregung. Dem Entdecker der verwickelten Verhältnisse des ager publicus der Römer wurde auf der Universität über die schwierigste Frage des öffentlichen Rechtes jenes Volkes nur etwa folgendes [1]) mitgeteilt: „Appianus giebt eine ausführliche und unverdächtige Darstellung von der Geschichte dieser Ländereien, und von der Art und Weise, wie sie in die Hände der Reichen kamen. Er lebte in spätern Zeiten, wo die Streitigkeiten über diese Ländereien längst aufgehört hatten, wo schon seit ein paar Jahrhunderten keine Volks- und keine Optimatenpartei mehr existierte, wo man folglich keine Ursache oder Beweggründe mehr hatte, partheiisch darüber zu urtheilen, wo folglich jeder Vernünftige unpartheiisch wird geurtheilt haben. Appianus lebte ohngefähr zweihundert Jahre nach dem August, dessen Regierung als das Ende aller jener Streitigkeiten, aller jener Partheien betrachtet werden kann."

So hat denn Hegewisch nicht den mindesten Einfluß auf ihn ausgeübt: charakteristischer ist, was er über die Unterhaltung auf einem Spaziergange berichtet [2]): „unsere Unterredung ist meist über Geschichte: denn da er bei Hegewisch nicht allein die Reichsgeschichte, sondern auch die Universalgeschichte hört, so erzählt er mir kurz Hegewischens Sätze, die ich meiner Überzeugung nach oft bestreiten mußte, aber darum für Hegewischs Gelehrsamkeit fast ebenso große Hochachtung hege als für Henslers: welches so viel als möglich gesagt ist."

Durch die Art der Vorlesungen von eigentlichen historischen

1) Geschichte der Gracchischen Unruhen, S. 7.
2) L. N. I, 44.

Studien zurückgetrieben, aber durch den angebornen Spürsinn und Wissensdrang unwiderstehlich auf Erforschung gerichtet, vertiefte er sich in Spekulationen über Völker- und Sprachenzusammenhang: „niemanden", sagt er [1]), „als Henslern habe ich bis jetzt meine Ideen über die Bevölkerung Griechenlands und des ganzen unteren Asiens, Armenien mit eingeschlossen, von Westen her, eigentlich entwickelt. Für das übrige Asien nehme ich 1) den Aramäischen oder Assyrischen Hauptstamm, unter den die Araber, Juden, Syrier, Assyrier, Chaldäer und Meder, mehr und weniger rein, gehören, 2) den Indopersischen, 3) den Tartarischen, 4) den Mongolischen, 5) vielleicht den Sinesischen Völkerstamm an. Von dieser Grundlage kann man weiter ausgehen, und wird am Ende allenthalben das Resultat finden, daß diese großen Völkerstämme nie durch die Vermehrung einzelner Familien zu einem Volk, sondern durch das Zusammentreten mehrerer Familien der durch Bedürfnisse und allmähliche Erfindung ihrer Sprache — dieser Satz gehört Reinholden — aus dem Range ihrer Mitthiere erhobenen Menschen, von denen vielleicht jede ihre andere Sprache gebildet hatte, entstanden sind. Daher erkläre ich die ungeheuere Verschiedenheit der Sprachen der nordamerikanischen Wilden, die sich schlechterdings nicht auf Hauptsprachen zurückbringen lassen, aber z. B. in Mexiko und Peru sich schon in eine Hauptsprache aufgelöst hatten, daher die vielen Synonyma in den ältesten Zeiten der Sprachen. Daher behaupte ich, daß man den Unterschied der Sprachen in Rücksicht auf die Theorie der Völkerstämme äußerst vorsichtig anwenden müsse, und vorzüglich Rücksicht auf körperliche Bildung zu nehmen hat, die z. B. bei den meisten Indianern in Nordamerika völlig dieselbe ist. Ich glaube ferner, daß der Ursprung des Menschengeschlechtes nicht an einen be-

1) L. N. I, 44.

ſtimmten Ort gebunden, ſondern vielleicht allenthalben auf dem ganzen Erdboden zu ſuchen iſt: daß es ein würdigerer Gedanke für die Macht und Weisheit des Schöpfers iſt anzunehmen, daß er jeder Zone und jedem Klima ſeine eigenen Bewohner gab, für die dieſe Zone und dieſes Klima die paſſendſte wären, als ſo unzählige Ausartungen des Menſchengeſchlechts anzunehmen."

So fing der Begründer der quellenmäßigen Erforſchung der Vorzeit, der ſcharfſinnige Richter über vereinzelte Zeugniſſe von minutiöſen Vorgängen der römiſchen Geſchichte, mit Träumen über den Urſprung der Menſchen und der Sprache an!

6

Einen vortrefflichen Rat gab Hegewiſch ſeinem Zuhörer, nämlich das „römiſche Recht eifrig zu ſtudieren". Aber damit ſcheint es in Kiel noch ſchlechter beſtellt geweſen zu ſein als mit der Geſchichte. Andreas Wilhelm Cramer, bei dem Niebuhr juriſtiſche Encyklopädie und Inſtitutionen hörte, war, als Sohn des Kanzlers der Univerſität, im Alter von zweiundzwanzig Jahren außerordentlicher Profeſſor geworden und las neben juriſtiſchen auch philologiſche Collegia. Er muß ein ungewöhnlich geſchmackloſer Mann geweſen ſein, wie man aus folgender Stelle ſeiner „Hauschronik" ſehen kann [1]):

„So trinkt man den Meth auch nur noch in Fühnen und Island, und hat Herr von der Hagen ihn nicht etwa da getrunken, ſo kann er unmöglich die Nibelungen mit gehöriger Salbung leſen. Er wird ſie leſen wie die Edda unſere Herren von geſtern und unſere Damen von heute, die keinen Wocken

1) S. 90 f.

aufbreiten können, und kein Loch im Strumpfe zumachen. Ich selbst verstehe, wie sich das versteht, beides und könnte daher die Edda und Nibelungen sammt dem übrigen Gekrächze des Mittelalters lesen comme il faut; und doch thue ich's nicht, weil mir's mit ihnen geht wie mit dem guten Homähros, dessen Schiffsregister selbst einem Cook zu unverdaulich sein müßte. Und wie mir's überhaupt geht mit der schönen Litteratur, die mich kalt läßt, wenn ich erwärmt sein möchte. Aber es giebt keine Litteraturbriefe mehr, welche die Unbärtigen nach Jericho schickten, um sich den Bart wachsen zu lassen, und keine theologische von Ernesti, und keine unpartheiische Critik von Bach. Ob es eine medicinische der Art gebe, weiß ich nicht, wohl aber, daß wenn sie existirt, sie die Kirchhofspflasterer ein schlechtes Spiel muß spielen lassen . . . . .

„Selbst unsere besseren Köpfe werden dadurch" (nämlich durch schlechte Kritiken) „veranlaßt, mit ihrem Unrathe der begierig staunenden, aber nicht mit Ruhe prüfenden Lesewelt anzudienen. Wer die erste Sammlung von Goethes Schriften hat in Maroquin binden lassen, wird er nicht anstehen, der zweiten mehr als einen marmorirten Band zu geben, um durch das verschiedene Farbenspiel das Martialische, sunt bona mixta malis, schon von außen her anzudeuten. So wird allmählich das Publikum mit Schriften heimgesucht, die alles mit ihrem Schlamme überziehen, und das fruchtbare Land in eine sibirische Steppe verwandeln."

Ebenso wenig wie sein Name kommt der seines Bruders, Karl Friedrich Cramer, der Professor des Griechischen und der orientalischen Sprachen war, in Niebuhrs Briefen vor. Cramer wurde wegen seiner Hinneigung zu den Ideen der französischen Revolution im Jahre 1794 seines Amtes entsetzt: Niebuhr hätte also nur im Sommer dieses Jahres bei ihm hören können. Schon seine politischen Ansichten mußten ihn

Niebuhr unangenehm machen, und ſein ganzes ſonſtiges, zerfahrenes und exzentriſches Weſen konnte nicht dazu beitragen, dieſen Gegenſatz der Meinungen überſehen zu laſſen, obgleich er durch ſeine — damalige — Freundſchaft mit Voß Niebuhrs Kreiſen nahe ſtand. Um einen Begriff von dieſem wunderbaren Manne, dem begeiſterten Freunde und Verehrer Klopſtocks, der ſich ſeine Anbetung gern gefallen ließ, zu bekommen, leſe, wer es kann, z. B. den Anfang es Briefes [1]), der zu einer der Schriften gehört, durch welche er in Paris in ſpäteren Jahren ſeinen Lebensunterhalt erwarb: „In meiner hieſigen Arbeit, wie ſie ſehen, ſchon wieder bis an den Hals; entlaſſen, theurer Wilibald, der Corallengrotte Ihrer erſtaunlich gütigen Amſtelnymphe, die mich zwar nicht mit Cabliau und Biſchof, wie ihre Sophie, aber doch mit Nectar und Ambroſia — was ich unendlichen Dank ihr weiß! — erquickt; noch immer den himmelblauen Schweif in der Phantaſie, aber nicht mehr durch das angedrohte Duell des erſchrecklichen Stramburtius erſchreckt — endlich, noch ſo eben mit heiler Haut Doctor Galls Scalpelle entwiſcht, und folglich — denn . . . ‚au fond‘ Ihr Jünger ſtirbt nicht — (was N** auch von der ‚Unmöglichkeit wieder aufzuleben für ihn‘ beſagt), mit verjüngter Schönheit und Kraft — lachen Sie nicht zu ſehr! — ins Daſeyn zurückgekehrt: habe ich's auf Ihren Rath Eines der erſten bei meiner hieſigen Ankunft ſein laſſen, des Groß-Sultans: Gabriel — ‚Sultans‘? ja wahrhaftig; denn an Zahl der Circaſſierinnen und Nicht-Circaſſierinnen, die er hochgeachtet hat, glich er den ausſchweifendſten Großherren, Cheiken oder Caliphen, ſo jemals eine europäiſche oder aſiatiſche Krone geſchmückt; . . habe ich's (ſag' ich) Eins meiner erſten ſein laſſen, zu Mirabeau's Lettres inedites zu greifen, nach denen ſchon in Amſterdam, ſo bald wir

1) Individualitäten in und über Paris II, 131.

sie angekündigt lasen, unseren Individualitätengaum lüstete.“ Dies alles heißt auf Deutsch nur: „Von Amsterdam nach Paris zurückgekehrt las ich Mirabeaus eben erschienene Briefe, der bei Lebzeiten ein recht liederlicher Mensch war.“ — Man ist fast versucht auf Cramer folgende Stelle eines Niebuhrschen Briefes [1]) zu beziehen: „So habe ich neulich gegen den erbärmlichen **** zu Felde ziehen müssen, um ihm seine Unwissenheit und die ganze Erbärmlichkeit seines Geschwätzes, und des Geschwätzes und der Thaten seiner Busenfreunde anschaulich zu machen. Dabei habe ich eine lange Rede über die Grundsätze einer wahren Politik gehalten, über die Gleichheit, die allen Menschen zukömmt, und die, welche von den hiesigen Sansculotten dafür verkannt wird, über moralische und bürgerliche Freiheit.“

Doch mag der unbekannte Gegner Cramer gewesen sein oder nicht, so viel ist klar, daß Niebuhr außer der Reinholdschen Philosophie nichts in Kiel gefunden hat, was er für seine wissenschaftliche Ausbildung brauchen konnte. Die Wissenschaft, zu welcher er sich am meisten hingezogen fühlte, muß in den Vorlesungen nur derartig vertreten sein, daß er sie lieber lediglich für sich studierte: philologische Kollegien hat er, so viel wir wissen, nicht gehört.

Nach all dem versteht man es, daß er als seine Meinung über das Universitätsstudium aussprechen konnte [2]): „ach, wie wird mir das Herz groß, wenn ich mir denke, wie ich es einst zu Hause hatte und noch haben könnte, wenn ich nicht durch Gesetze an die Universität gebunden wäre. Wenn ich das denke, wie beneide ich z. B. die Schweizer, die lernen, was sie lernen, und das ist nicht weniges, in ihrer Vaterstadt. Wieland war

1) L. N. I, 63.
2) Ebenda 55.

ein halbes Jahr auf der Universität, und machte während der Vorlesungen Verse. Klopstock besuchte sie gar nicht, Lessingen schadeten sie. Das erste Gesetz, was ich machen möchte, wäre, daß jeder junge Mensch, der im zwanzigsten Jahre eine streng zu prüfende Abhandlung eingäbe (nach meinem Plan, eine selbstausgearbeitete Darstellung einiger Wissenschaften) vom akademischen Zwange befreit werden sollte. Für die übrigen würde ich klösterlichen Zwang anordnen. Das würde zum Fleiß ermuntern und vom Universitätsleben abschrecken.

„In der That es verdrießt mich so viele durch die Vorlesungen zerrissene Stunden zu verlieren."

Wenn es lehrreich ist, zu sehen, welcher Thorheiten selbst der größte Verstand fähig ist — wie hier Niebuhr eine deutsche Universität klösterlich organisieren will —, so hatte seine Abneignng gegen studentisches Leben ihre Berechtigung auf einer Universität, auf welcher kurze Zeit nachher Zustände herrschten, wie die, welche ein Augenzeuge [1]) beschreibt: „einen Versuch, der in Jena, auch wenn er (Reinhold) geblieben wäre, nicht Probe gehalten haben würde, brachte er hier sogleich in Ausführung. Ein Ehrengericht nämlich, aus Studenten unter Vorsitz eines Professors zusammengesetzt, wurde errichtet: die Duelle hörten auf; aber ein unleidlich roher Ton, der sogar persönliche Mißhandlungen nicht scheute, riß in eben dem Maße ein." Man kann sich denken, wie der Ton beschaffen war, der durch das Aufhören der Duelle noch verschlimmert werde! Schwerlich wird man sich sehr irren, wenn man annimmt, daß das Leben der abgelegenen, von Deutschland wie von der Wissenschaft gleich getrennten, kleinen Universität sich zu dem einer heutigen ähnlichen Stadt etwa

1) J. G. Rist, Lebenserinnerungen I, 93.

verhielt, wie der Grog, der damals die Studenten im Norden — nicht erheiterte sondern verwilderte, zu dem heutigen Bier.

7

Der Ekel an studentischem Treiben bestärkte ihn in seiner Abgeschlossenheit und Liebe zur Einsamkeit. Seinen Eltern entging dies nicht, sie versuchten alles, ihn sich selbst zu entreißen und der Welt näher zu bringen. Aber dieser wohlgemeinte Versuch schlug ebenso fehl wie der frühere, ihn in Hamburg unter Menschen gesellig leben zu lassen: er schreibt [1]) am 23 November 1794: „ich will es nicht läugnen, theuerste Eltern, daß der unverdiente Ton des Mißfallens, der in Ihren beiden Briefen zu herrschen schien, mich betrübt und gekränkt hat. Sie sind unzufrieden mit mir darüber, daß ich keinen Umgang suche, oder eigentlicher, daß ich Gesellschaften vermeide." Nichts nehmen einsame und weltscheue Grübler leidenschaftlicher übel als einen Versuch, sie zu dem zu machen, was nun einmal mit abgeschlossenem Traumleben unvereinbar ist.

In dieser Gemütsstimmung war ihm gleichgültige Unterhaltung entsetzlich. Eine ihm aus Meldorf bekannte Dame kam durch Kiel, der junge Student mußte sie besuchen, aber ihr harmloses Geplauder erschien ihm als boshafte Störung seines Lebens. Eine solche alltägliche Begegnung, eine unschädliche aber nichtssagende Unterhaltung, wird in ähnlicher Gemütsverfassung zu einer Qual, die dem unparteiischen Beobachter komisch erscheint: „Montag Abend [2]) erhielt ich durch Burgstall"

1) L. N. I, 62.
2) ebenda 56.

(einen seiner wenigen studentischen Freunde) „der Frau v. d. R. Einladung am Abend zu ihr zu kommen. Sie war zwei ganze Tage auf dem Meere, zwischen Alsen und hier, herumgeschwommen, oder wie sich sonst etwa blühenderes Stils ausgedrückt haben mag. Ich sage es Ihnen, und weiß nicht, wie ich es in M. werde verschlucken können, unerträglich war sie, gegen die vorigen Male gerechnet, aufs allerunerträglichste. Sie fing an mit einer Salbung über philosophische Gegenstände so abgeschmackt zu reden, daß ich mich nicht überwinden konnte ihr stillschweigend beizupflichten. Zwar war mein Widerspruch so kleinlaut, als ob er gegen Reinhold gerichtet gewesen wäre: das gab ich dem Frauenzimmer, aber die Philosophin wendete desto ernstlicher gemeinte Gründe an. In der That ich begreife nicht, wie wir sie alle für eine Philosophin haben halten können. Eine ärmliche Schwätzerin, schal und seicht, nur Worte, ist sie. Auch habe ich ihr“ (hier fehlt ihre) „Unterhaltungskünste abgelernt. Dreimal, wo nicht öfter, hörte ich sie die nemliche Anekdote erzählen, zweimal dasselbe in diesen wenigen Tagen wiederholen. Es war nemlich die Rede von der Vorsehung. Die Dame sagte (Gott weiß aus welchem Schriftsteller): die ließe sich besser aus der Einrichtung der Welt als aus dem Gange der Geschichte beweisen. Und ich behauptete das Gegentheil. Zwar, sagte ich, ließe sich die Vorsehung wie das Daseyn Gottes überhaupt nur glauben, nicht beweisen; welches, wie die Kritik sehr schön zeigt, keine Vernunft vermag; aber wenn man darauf ausginge den transscendenten Glauben zu unterstützen, so dürfte man sich nicht eigentlich an die Einrichtung der Welt halten, die nur den Glauben an eine höchst weise Ursache der Welt, und selbst diesen nicht ganz gesichert vor den freilich auch beweisloſen Anfechtungen der Materialisten bestärken könnte u. s. w. . . . Ich bin nachher noch öfter zu ihr hincitiert; auch am Donnerstag zu Tische geladen. Jetzt

ist sie abgereist. Hat Hamburg diese Frau gefärbt, oder sehen wir sie in Meldorf durch gefärbtes Glas? Leichtsinn, Gutmüthigkeit, Eitelkeit, und was jeder Einzelne damals für besondere Ansichten und Gefühle hatte, die wir zu einer gemeinsamen Stimmung überredeten, und uns die Köpfe sammt und sonders um eine Frau erhitzten, bei der das Herz kalt bleiben muß, wenn es nicht ganz mit verhängtem Zügel aus unsrer Gewalt entsprungen ist, und die erste Thür sucht um still zu stehen: (denn ihr Herz spricht nur, und ist schon längst, wie Kampher an der Luft, in Dünsten zergangen) ich sage, unsere Schwachheiten und Empfindungen ließen uns, wie neue Exegeten in der Bibel, alles Idealische in dieser Frau finden . . . . . Vorbei ist auch die Täuschung in mir, eine Täuschung, die bloß meine Überlegung verhaucht hat. Denn Ehre hat sie mir auch jetzt erzeigt, und keine Art von Vernachlässigung oder Eifersucht hat Einfluß auf mein Urtheil."

Besonders bezeichnend sind die Worte am Schluß, die auf das klarste das selbstquälerische Mißtrauen wiedergeben, mit dem der einsam lebende seine eigenen Stimmungen und Gefühle nicht weniger genau prüft als die fremder Menschen. „Die Welt, im gewöhnlichen Sinne", schreibt er [1]), „wird mir dabei fremder und ich entferne mich je mehr und mehr von ihr." Doch diesen krankhaften Empfindungen gegenüber hielt ihn das Bewußtsein seiner Bestimmung aufrecht, welcher ihn der mangelhafte Universitätsunterricht nicht untreu zu machen vermochte. Hensler wollte ihn dazu bewegen Naturforscher, zu werden, „aber mich", erwidert er [2]) . . . „hat Natur, die individuelle Richtung meines Geistes und meiner Fähigkeiten, zum

1) L. M. I, 61.
2) Ebenda.

eleganten Schriftſteller, Geſchichtſchreiber, neuer und alter Zeit, Staatsmann, und vielleicht Weltmann beſtimmt, obgleich letzteres Gottlob, nur in einem uneigentlichen Sinne, und nicht in dem ſchaudervollen, der gewöhnlich damit verknüpft iſt. Indeſſen wird meine individuelle Neigung ſicherlich obſiegen, und wenn mein Name genannt werden ſollte, wird man mich als Geſchichtſchreiber und politiſchen Schriftſteller, als Alterthumsforſcher und Philologen kennen." Wie weit er aber dabei ſeine Ziele ſteckte, und wie breit die Grundlage war, auf der er den Bau ſeines Wiſſens und Wirkens aufzubauen gedachte, ſieht man aus den nun folgenden Worten des Briefes: „ich beſtimme alle die Wiſſenſchaften, die Henſler für mich als Zweck ausſucht, blos dazu, mir einen großen Reichthum an Gedanken zu ſchaffen, Kopf und Herz rein und helle zu machen, oder vielmehr das liebe Herz, das ſich fort empfindelt und zutappt, dem Kopf zu opfern."

8

Für die Kenntnis von Niebuhrs Entwickelung ſind die Briefe an den Grafen Adam Moltke faſt noch wichtiger als die an ſeine Eltern, weil er ſich dem nicht viel älteren Freunde gegenüber freier gehen ließ. Hier macht ſich die ſtark ſubjektive Färbung ſeiner Anſichten in geradezu überraſchender Weiſe geltend. Die äußere Kälte der Niederſachſen verbirgt große innere Leidenſchaftlichkeit: ihr Haß iſt durch keine Zeitdauer beſiegbar, ihre Vorurteile legen ſie ſehr viel ſchwerer ab als die mehr ſanguiniſch veranlagten andern Deutſchen: ſie ſchließen ſich ſchwer an, halten aber den einmal gewonnenen Freund trotz aller Gründe zur Trennung in zäher Treue feſt. Daher ihr

festes Zusammenschließen in Familien-, landschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen. Diese Art die Menschen anzusehen war Niebuhr sein ganzes Leben eigen und vor allem in der Jugend: dem Grafen Moltke gegenüber kommt sie besonders in seinen litterarischen, nicht Urteilen sondern Vorurteilen, in fast burlesker Weise zum Ausdruck. Schreibt [1]) er doch über Johann Heinrich Voß:

„Dieser Mangel einer Schriftsprache, die zugleich Sprache des Volkes sey, ist ein Fluch, der ewig und ausschließend auf unserem Volke lastet. Entladen wir uns dieses Joches so viel wir vermögen. Einer hat es gethan, und darum wird diese Zuthat zu seiner andern Geistesgröße seine Gesänge und seine Rede später untergehen lassen als die aller unserer andern Weisen. Es ist Voß, dessen Luise mir einen so gleichenlosen Genuß jüngst gewährte, daß es Verletzung der Freundschaftspflicht an meiner Seite wäre, wenn ich, mit Wissenschaft vom Dasein eines solchen Meisterwerks nicht auch Sie zum Beschauen und Bewundern aufforderte. Er kann (und wird hoffentlich den Nachkommen) für Deutschland seyn, was Homer, und welche die vollendetsten der griechischen Dichter waren, seinem Volke war. Würde er aufgenommen, wie jene von ihrem unerreichten Volke, würden diese Idyllen öffentlich dem Volke vorgetragen, und seine Lieder bei allgemeinen Versammlungen gesungen, welches wären die Wirkungen eines solches Lehrers? Er würde mehr Großes und Gutes wirken als die einzig wahre Philosophie, wenn sie auch zu erfinden ist. — Zur ausschließenden Nahrung möchte ich Ihnen bestimmen, wie mir, Voß und Lessing. Voß wehrt andere als Lessing zu lesen, den er vollendet findet, nur daß ihm der Numerus gebricht; er nannte sich zwar selbst nicht als den zweiten, aber gewiß weiß er es,

1) L. N. II, 9.

was er ist, und verachtet die falsche Bescheidenheit es dann nicht zu sagen, wenn er veranlaßt wäre. Lassen Sie sogar Klopstock, und messen Sie mit jener Männer scharfem Maaß: so ist wenigstens mein Entschluß. — Ich rede nicht mit Unrecht von der Luise mit solcher Wärme. Sie hat, was kaum je ein Buch vermochte, Thränen der Freude aus meinen Augen gezogen. In ihr ist das lebendste Beispiel, daß zur größten Bewegung der Leser der Verfasser in der tiefsten Ruhe, und sein ganzes Werk mild und unbewegt selbst seyn muß."

In dieser merkwürdigen Stelle — geschrieben im Jahre 1795 — wird Goethe mit keinem Worte erwähnt. Nur Voß, Jacobi, Klopstock und Lessing — um hier die an anderen Stellen ausgesprochenen Urteile aus jener Zeit zusammenzufassen — galten ihm viel: die drei ersteren kannte Niebuhr persönlich und hatte Freundlichkeit von ihnen erfahren. Lessing war ihm durch Voß nahe gebracht: so subjektiv sind seine litterarischen Neigungen gefärbt.

Es ist fast grausam, das Bild auszumalen, wie Voßische Idyllen dem deutschen Volke öffentlich vorgetragen werden sollen; z. B. die Stelle [1]) aus dem im Jahre 1783 in Meldorf gedichteten „Junker Kord":

Seht da, Frau Lenens Mann, der Ausbund der Pastöre,
kommt sporenstreichs vom Gut auf der bespritzten Mähre:
„Ihr Vater, Herr Baron!" — Ist endlich abgeschnurrt? —
„Am Schlag!" — Nun gute Nacht! So hat er ausgeknurrt.

Wie ein junger Mann von Niebuhrs Verstande sich an der gräßlichen Roheit und Geschmacklosigkeit so vieler Voßischer Gedichte erfreuen konnte, bleibt eins von den Rätseln, deren Lösung nur in der zähen Macht landschaftlicher Kamaraderie zu finden ist. Lange nicht das schlimmste Gedicht ist der Putz-

1) Sämtliche Gedichte. Königsberg 1802. VI, 177.

ſchoppen [1]), gedichtet in demſelben Jahre, in welchem Niebuhr den erwähnten Brief ſchrieb:

Was Nutzen ſchafft, das nuz' ich!
ſo dacht' ein Mann, und ſprach:
euch ſteht der Bart ſo trutzig;
kommt, Dichter kommt! Euch puz' ich!
Dann feirt den goldnen Tag!

Kommt, kommt! Geſell' und Junge
mit Becken warten ſchon!
es wezen Adelunge
das Puzgeräth im Schwunge
für blanken Ehrenlohn!

Wohlan! mich eingeſeifet!
Doch puzt auch ſäuberlich!
Wer plump mich ſchmarrt und ſtreifet
und an die Naſe greifet;
den puz' ich wieder, ich!

Alle Geſchmackloſigkeiten (über eine macht ſich z. B. Wilhelm v. Humboldt [2]) luſtig) dieſer Art ſtörten Niebuhr nicht.

9

Im Januar 1796 erhielt Niebuhr das Anerbieten, Privatſekretär des Finanzminiſters Grafen Schimmelmann in Kopenhagen zu werden, ein Anerbieten, welches er annahm, um im Frühjahr desſelben Jahres nach Kopenhagen zu gehen. Von Schimmelmann ſelbſt entzückt, der Gräfin als unterhaltungsbedürftiger Weltdame, die ihm die koſtbare Zeit raubte, etwas abhold, und von ihr wie von andern aus dem großen Kreiſe

1) Sämtliche Gedichte. Königsberg 1802. VI, 187.
2) Werke V, 132.

der Schimmelmanniſchen Geſelligkeit als Sonderling angeſehen, lebte er, vielfach durch Kränklichkeit gequält und zu hypochondriſcher Betrachtung ſeiner Fähigkeiten und Leiſtungen getrieben, ein Leben voll innerer und äußerer Unruhe. Vermehrt wurde dieſelbe durch Ausſichten auf Verwendung im diplomatiſchen Dienſte im Auslande, die ſich dann wieder zerſchlugen. Zu größerer Ruhe kam er, als er an der Bibliothek zu Kopenhagen als Sekretär angeſtellt wurde. Daß in ſeinen Anſichten noch keine Klärung ſtattgefunden hatte, ſieht man aus dem an Moltke gerichteten Briefe [1]) vom 9 Dezember 1796, in welchem es auf Veranlaſſung des Xenienſtreites heißt: „Schiller und Goethe ſind ſchlimmer wie todt! Wielands Agathodämon iſt unausſtehlich. Was aufwächſt iſt Zwergenvolk. Soll Voß allein ſtehen bleiben? Auch Klopſtock hat ſich in ſeinem Letzten mit nichten ausgezeichnet. O geſtehe es Moltke: die Blüthe unſrer Literatur iſt dahin, und außer dem gewöhnlichen Naturgange, der ſich durchgängig bewieſen hat bei allen Völkern, iſt es die Franzöſiſche Revolution, die infame Politik und die ſchändliche Geringſchätzung unſres Volkes, die allgemeine Indifferenz, die Rohheit als Folge der Verachtung, und die Entweihung und ſcheußliche Anwendung der Philoſophie, die uns zu dieſer Heilloſigkeit geführt hat.“ Die arme Gräfin Schimmelmann — die, nach einigen von Varnhagen herausgegebenen Briefen zu urteilen, eine ſehr gebildete und geſcheite Frau war — hatte es ſich einfallen laſſen, ihrem geſunden Urteil zu folgen, und ſogleich werden ihr, charakteriſtiſch für Leute von Niebuhrs Temperament, fremdartige Motive untergeſchoben: „die Deutſchen bewundern den Witz und die Schärfe, die Dänen finden ſo viel Smag darin und ſo heylige Verſe. Die Dame von unſerm Hauſe iſt derſelben Meinung,

1) L. N. II, 25.

und kann ſich nicht ſatt loben, doch wohl noch mehr um Baggeſen und mich zu reizen.“

10

Im Herbſte verlobte ſich Niebuhr mit Amalie Behrens aus Heide: dieſes Verhältnis verbeſſerte ſeine Stimmung, änderte aber an ſeinen Abſichten für die Einrichtung ſeines Lebensganges nichts. Er wollte ſich für ein Lehramt in Kiel vorbereiten, vorher aber in Italien die Schlachtfelder des Hanniballiſchen Krieges kennen lernen, und die Ausbeute einer ſolchen Reiſe in irgendeiner italieniſchen Stadt — nicht in Rom — verarbeiten.

Aus dieſer provinziellen Abgeſchiedenheit und Beſchränktheit ſeiner Gedanken — denn ein Lehramt, oder eine wirkliche andere Lebensthätigkeit nicht in Kiel, der wiſſenſchaftlichen Hauptſtadt ſeines Heimatlandes anzufangen, kam ihm nicht in den Sinn — riß ihn die Aufmerkſamkeit, mit welcher er dem Gange der politiſchen Begebenheiten folgte. Im Jahre 1798 ſchreibt [1]) er gleich am 2 Januar ſeinen Eltern: „Wahrſcheinlich ſind auch in Holſtein die Sagen von einer Franzöſiſchen Expedition gegen Hannover und Hamburg verbreitet, worauf ſelbſt die Zeitungen hingedeutet haben, und unſre Aufmerkſamkeit ſchon lange gerichtet iſt. Wir können uns kaum die ſchrecklichen Folgen einer ſolchen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange ausdenken; aber es wäre eine kindiſche Hoffnung zu glauben, daß die Franzoſen, wenn ſie ſoweit gegangen um den Engliſchen Handel zu zerſtören, nicht auch mit der Forderung

1) L. N. I, 125.

an uns kommen ſollten, den Engliſchen Schiffen den Sund zu ſperren, und um dies ſicher auszuführen, eine Garniſon in Friedensburg einzunehmen. Indeſſen war keine Rettung bei der Fortſetzung des Krieges abzuſehen, wenn der verſtorbene König von Preußen gelebt hätte. Sein Tod gab, bei dem tiefen Eindruck, den Öſterreichs Benehmen in Deutſchland machte, anfangs große Hoffnungen, und man wagte Erwartungen, ein mächtiges preußiſches Heer, willig unterſtützt, am Rhein zu ſehen. Man hat ſich auch nicht in den Geſinnungen des jungen Königs geirrt, aber Furcht und Nachgiebigkeit iſt ihm bei der Auslieferung der letzten, durch die Waffen unbezwungenen Vormauern Deutſchlands nicht anzurechnen; denn ſein Reich iſt ungerüſtet, und der erſte Strom des Feindes überzöge ganz Niederſachſen und Weſtphalen, ehe ein preußiſches Heer ihm in den Weg treten könnte. So leben hier ‚(in Kopenhagen)‘ die, welche über die Unternehmungen der Mächte unterrichtet ſind, in der beunruhigendſten Erwartung. Man ſammelt eine Armee, man beruft alle Beurlaubten ein, und ſetzt Magdeburg in Vertheidigungszuſtand. Bricht Frankreich plötzlich ein, ſo wird Preußen ſchwer einen Krieg zur Wiedereroberung von Hannover wagen. Läßt es Preußen Zeit ſich zu rüſten, wird dieſes denn nicht von Holſtein, welches ſchon zur Vertheidigung der Demarcation contribuirt, Beiſtand aus allen Kräften verlangen? Und iſt nicht die Sache von Hannover und Hamburg unſre eigene? Müſſen wir nicht, wenn dieſes in Frankreichs Händen iſt, jede Forderung unterſchreiben? Werden ſie nicht Holſtein überziehen, ſelbſt wenn wir ſie mit Submiſſion befriedigten? So ſchrecklich iſt unſre Lage, ſo lange Frankreich auf dieſen Planen beſteht.“

So wurde Niebuhr nicht durch unklare Schwärmerei ſondern durch kühle politiſche Berechnung und Betrachtung zu der Anſicht geführt, daß die Intereſſen Deutſchlands ſolidariſch ver-

bunden, und daß Preußen der natürliche Hort Deutſchlands ſei. In der langſam ſich bildenden Überzeugung dieſer Jahre liegt der Keim verborgen, aus welchem ſeine ſpätere politiſche Handlungsweiſe, und vor allem ſein Übertritt in den preußiſchen Staatsdienſt zu erklären iſt. Sein durchdringender Verſtand ſagte ihm, daß die größte Thorheit die Iſolierung der einzelnen Teile ſein würde; ſo heißt es in demſelben Briefe: „Daß muthiger Widerſtand, wenn Zeit gewonnen wird, aber auch nur mit Aufwand aller Kräfte, unſern Boden unverwüſtet, alles, was uns theuer iſt, vor den Gräueln des Krieges und eines ſo ſcheußlichen Feindes, wie die franzöſiſchen Rheinarmeen ſind, retten könne, und daß wir auf keinen Fall mehr zu verlieren haben, als wenn wir Preußen aufopfern, wenn dieſes aufſtehen will, iſt gewiß."

11

Der Entſchluß, nach England und Schottland zu gehen, welchen Niebuhr im Juli 1798 zur Ausführung brachte, iſt nur als eine Phaſe innerer Kämpfe zu betrachten, welche ihn lange vorher in Kopenhagen bewegt hatten. Er hatte die Stelle bei dem Grafen Schimmelmann offenbar nur angenommen, um Welt- und Menſchenkenntnis zu bekommen, und in ihr ein Gegengewicht gegen ſeinen Hang zu ſelbſtquäleriſcher Träumerei zu finden; aber er brachte es in Kopenhagen nicht dazu, ſich harmlos geſelligen Beziehungen hinzugeben. So ſchwankte er zwiſchen einſam und energiſch betriebenen Studien und weitausſehenden Plänen von Reiſen in die Levante und Bekleidung eines konſulariſchen Poſtens in Konſtantinopel, zu welchem eifrig gepflegte Bemühungen um Kenntnis des Perſiſchen die

Vorſtufe bildeten. Endlich ging er von Cuxhaven nach Yarmouth, und von da nach London. Aber auch hier fand er nicht, was er ſuchte, ſeine Vorliebe für England wurde — für einige Zeit — ſtark abgekühlt, die Londoner Gelehrten und ihre Unterhaltung zogen ihn nicht an, er brachte die meiſte Zeit in Bibliotheken, mit ſtatiſtiſchen und ähnlichen Studien beſchäftigt zu.

Gegen Ende Oktober ging er nach Edinburgh, um Vorleſungen an der dortigen Univerſität zu hören. Sein Vater war in Indien mit einem ſchottiſchen Kaufmann, auf deſſen Schiff er von Mochha nach Bombay fuhr, genau befreundet geworden. Dieſen Mann, mit Namen Francis Scott, ſuchte Niebuhr auf und wurde von der Familie mit der größten Herzlichkeit aufgenommen. Nirgends tritt die unendlich ſtarke Subjektivität ſeines Weſens ſo überwältigend hervor als in den Schilderungen ſeines Edinburger Lebens. So ſchreibt er am 18 Dezember 1798: „Vom weiblichen Geſchlechte kann ich nicht aus eigener Kenntnis reden; außer Scotts Hauſe kenne ich auch nicht ein einziges Frauenzimmer durch anhaltendes Geſpräch. Eine ziemliche Menge indeß habe ich geſehen und äußerſt unbedeutend gefunden. Im Ganzen ſind Frauenzimmer, obgleich mit Förmlichkeit höflich behandelt, ſehr wenig geehrt, und wenige Männer haben einen Begriff davon, daß ihre Unterhaltung eine Erholung und angenehm ſein könne. Wo in Familien Freiheit zwiſchen jungen Leuten von beiden Geſchlechtern herrſcht und in den Grenzen des Schicklichen bleibt, worüber ſtreng gewacht wird, da iſt das ganze Vergnügen dieſes Verkehrs ein mutwilliges Schäkern, Tanzen und Jubeln, recht nach dem Geſchmack und dem Bedürfnis eines tollen Leichtſinns. In Geſellſchaften halten die Frauenzimmer ſich immer zuſammen und erfahren außer einigen hergebrachten Formeln eine völlige Gleichgültigkeit; und es würde das größte

Aufſehen erregen, wenn das mindeſte Intereſſe in dem Geſpräche zweier junger Leute ſichtbar wäre“ [1]).

Unmöglich kann dieſe Schilderung richtig ſein; auch wenn man nur Lockharts Lebensgeſchichte Sir Walter Scotts lieſt, wird man zu der Überzeugung kommen, daß die ſoziale Stellung des weiblichen Geſchlechtes damals in Schottland zwar nicht ſo gebietend wie heute aber doch ungefähr ebenſo war wie jetzt in Deutſchland, kurz, daß von einem ſolchen Zurückdrängen, wie es Niebuhr ſchildert, keine Rede geweſen ſein kann. Hier kommt offenbar ſeine völlige Unfähigkeit, Witz und Scherz zu verſtehen, ins Spiel. Alle leichteren Seiten geiſtigen Verkehrs exiſtierten für ihn überhaupt faſt nicht: ſo findet ſich in ſeinen ſehr ausführlichen Briefen keine Spur, daß er zwei der hervorragendſten Züge des ſchottiſchen Lebens irgendwie beobachtet, oder auch nur bemerkt hätte, nämlich das fürchterliche Trinken und den trockenen Witz. Beide exiſtieren heute ebenſo wie damals, ſind aber gewiſſermaßen von der Oberfläche des ſozialen Lebens zurückgedrängt worden durch die alles überwuchernde, und, wenigſtens die Mittelklaſſen abſolut beherrſchende, Schein- und Mundfrömmigkeit. Damals dagegen wurde ſo entſetzlich und ſo öffentlich getrunken, daß es z. B. vierzehn Tage dauerte, bis ein Laird von Dundonald in Roß-ſhire aus Inverneß, wo er geſtorben war, in ſein Grab gebracht wurde, weil das ganze Trauergefolge unterwegs fortwährend die Wirtshäuſer beſuchte; bekannt iſt ferner die Geſchichte von der alten Dame, die auf ihrem Sterbebette verlangte, es ſolle bei ihrem Begräbniſſe nicht weniger hoch hergehen als bei ihrer Taufe, und deren Bitte dann in ſo ausgedehntem Maße erfüllt wurde, daß das Trauergefolge ohne die Leiche auf dem Kirchhofe ankam: ſo ſehr war dem Whisky unterwegs zugeſprochen worden! Was

1) L. N. I, 213.

den trockenen ſchottiſchen Humor — von den Schotten ſelbſt mit dem unüberſetzbaren Beiworte pawky bezeichnet — anlangt, ſo beſteht er aus einer Miſchung von kaltblütiger Art, das Leben und ſeine Wechſelfälle aufzufaſſen und natürlichem Mutterwitz: der bloße Wortwitz iſt nicht in Schottland kultiviert worden, aber für eine Schlagfertigkeit, wie die des Mannes, der abends auf dem Kirchhofe eine weiße Geſtalt erblickt und ihr zuruft: „Sagen Sie, Herr Geiſt, iſt das eine allgemeine Auferſtehung, oder bummeln Sie nur allein herum [1])?“ — wird das Ende des vorigen und der Anfang dieſes Jahrhunderts von den Schotten als die klaſſiſche Zeit angeſehen.

Niebuhr beſchränkte ſich auf den Umgang mit der Familie Scott, vermied aber offenbar jede Annäherung an weitere Kreiſe, ſonſt hätte er leicht mit Walter Scott, einem Verwandten jenes Hauſes bekannt, werden können, zumal da er die Abſicht gehabt hatte, bei dem Profeſſor Rutherford Vorleſungen zu hören, deſſen Tochter Walter Scotts Mutter war, und der letztere ſich gerade damals ſehr lebhaft mit deutſcher Litteratur beſchäftigte: ſeine Überſetzung des Götz v. Berlichingen war ſchon vollendet. — An den Scotts mißfiel ihm „die ſtricte und etwas pedantiſche Religioſität der ganzen Familie“, ſowie inbetreff der Mutter, „daß ſie adelſtolz und voll Hinſicht auf Rang“ war: freilich gehörte Francis Scott zur Familie der Scotts von Harden, und wahrſcheinlich hatte die gute Frau eine ähnliche Illuſion, wie die war, infolge deren Sir Walter Scott ſich während ſeines ganzen Lebens feſt einbildete, daß er zur Familie der Herzoge von Buccleuch gehörte, deren Familienname Scott iſt.

Nicht weniger ſubjektiv gefärbt als ſeine Darſtellung der

---

1) I say, Maister ghaist, is this a general rising, or are ye only taking a daundering fra yer grave by yersell?

Lage des weiblichen Geſchlechtes iſt das, was er von der männlichen Jugend ſagt [1]): „häusliche Verhältniſſe voll lebendiger, zärtlicher Innigkeit, oder ein muthiges, enthuſiaſtiſches Zuſammenleben zwiſchen jungen Männern ſind wenigſtens mir bis jetzt niemals auch nur in der Erzählung vorgekommen; ich habe wohl, obgleich unendlich ſelten, von einer ſtarken Liebe zwiſchen Vermählten, die durch tiefen Gram über den Tod des einen ſich geäußert, gehört; aber dieſe war doch völlig fruchtlos: denn übrigens blieben ſie dieſelben gleichgültigen Seelen für alles, was uns die höchſte Würde zu haben däucht. Unter jungen Leuten giebt es freilich eine gewaltige Menge von Freunden, und da kann man deren ſo viele gewinnen als man will. Aber dieſe Freundſchaft beſteht einzig und allein in einer Neigung, ſich wiederholt und lange zu beſuchen, und alsdann die Zeit gemeinſchaftlich, entweder in wilden Ausſchweifungen oder in einem ſchläfrigen, oder lautlachenden Geſpräch zu vertreiben. Ich habe es oft beobachtet und geprüft, und vielleicht wird es dich befremden, daß es den jungen Engländern ſehr ſonderbar ſcheint, an ſeine abweſenden Freunde mit Wärme zu denken und ſich mit den Gedanken an ſie in der unbeſchäftigten Einſamkeit zu beſchäftigen; und dieſer Leere muß man vielleicht in einem großen Maaße ihre durchgehende Zügelloſigkeit zuſchreiben. Es iſt ihnen nicht wohl, wenn ſie es nicht in ihrer eigenen Haut fühlen. Sie haben weit mehr Luſt und Willigkeit, für ihre Bekannten eine Mühe zu übernehmen, als wir gewohnt ſind; aber ihr Verdienſt iſt hierin nicht groß, es iſt ihnen ein Genuß, ſich ſo durch körperliche Thätigkeit zu beſchäftigen, und zu ſolchen Beſchäftigungen gewöhnt ſie ihre ganze Erziehung und Lebensweiſe.“

Wie hatte ſich die Begeiſterung für alles Engliſche, die in

1) L. N. I, 212f.

Niebuhrs früheren, in Deutschland und Dänemark geschriebenen Briefen fortwährend hervorhebt, abgekühlt! Freilich muß man sich an den Charakter des damaligen deutschen Lebens erinnern, wenn man verstehen will, warum sich Niebuhr, bei genauerer Bekanntschaft, von Schotten wie von Engländern zurückgestoßen fühlte. Niebuhr teilte die Neigung seiner Zeitgenossen, in Gefühlen zu schwelgen und sie auszusprechen: Klopstock und seine Freunde rühmten unumwunden das Glück der Liebe und Freundschaft, und zergliederten die Gefühle, die wir heute, und welche die Engländer schon damals in sich verschlossen, gegen Bekannte und Unbekannte. Diese Gefühlsseligkeit mußte freilich damals in England als weichlich, wo nicht als affektiert oder läppisch erscheinen, ebenso wie wir es heute unerklärlich finden, daß jemand, wie damals in Deutschland üblich war, nur „edle" Freunde besaß. Hieraus erklärt sich, daß Niebuhr bei aller Freundschaft für die Familie Scott, eine unbegreifliche Kälte bei diesen Leuten findet, sobald er von den intimeren Beziehungen seines Herzens spricht.

Aber daß Niebuhr bei den stammverwandten Engländern und Schotten, für die seine Landsleute stets große Sympathie gefühlt haben, nicht das fand, was er erwartet hatte, hat nicht nur seinen Grund in der allzu großen Verschiedenheit der zeitigen Geistesströmungen in beiden Ländern, sondern noch vielmehr in seiner ganzen Gemüts- und Geistesanlage selbst. Die subjektive Richtung seines inneren Lebens hinderte ihn, eine fremde, ihm nicht ganz kongeniale Individualität — sei es die eines Volkes oder die eines Menschen — zu verstehen. Mit den günstigsten Vorurteilen für England nach London und Edinburgh gekommen, urteilte er fast ebenso hart über das Volk als später über Italien, nur mit dem Unterschied, daß sein Urteil über die Italiener schon vorher festgestanden hatte, ehe er noch den Fuß über die Alpen setzte.

12

Das eifrige Studium engliſcher Verhältniſſe und die damit in Verbindung ſtehende Richtung auf praktiſches Leben drängten in Niebuhr die früheren Pläne, nach akademiſcher Wirkſamkeit zu ſtreben, ſo vollkommen zurück, daß in ſeinen Briefen gar keine Rede mehr davon iſt. Er hatte in Edinburgh hauptſächlich — neben jener allgemeinen Erkundung der Landesverhältniſſe — Mathematik, Aſtronomie, Phyſik und Chemie getrieben und kehrte nun nach Deutſchland aus einem Gelehrten in einen Geſchäftsmann, wenn auch nur ſcheinbar, verwandelt, zurück. Mitte April im Jahre 1800 war er wieder in Kopenhagen und wurde bald darauf zum „Aſſeſſor im Commerzcollegium für das Oſtindiſche Bureau, und zum Sekretär und Comptoirch efbei der permanenten Commiſſion für die Barbaresken-angelegenheiten (oder der Afrikaniſchen Conſulat-Direktion)“ ernannt. Nichts kann wohl die Wendung und die Wandelung unſerer Kultur anſchaulicher machen, als wenn wir von einem Manne, der ſo mitten in handelspolitiſche Dinge, in das Zentrum des praktiſchen Lebens geſtellt war, leſen, was Niebuhr an ſeine Braut ſchreibt [1]): „Schimmelmann und andere ſorgen über unſer Auskommen bei jener Verſorgung. Theuer, ſehr theuer iſt freilich alles, aber ich bin nicht bange. Einfachheit lieben wir ja beide, Vergnügungen ſuchen und bedürfen wir nicht. Obdach, Nahrung, Wärme, Kleidung und — frohe Liebe, wird unſer Alles ausmachen. Ein ſchöner Tag ſonnt uns auf dem Felde, ſo gut wie in einem Landhauſe. Sophokles und Homer erſetzen uns Schauſpiele.“ Man denke ſich heute Sophokles in der Hand eines Diplomaten oder Halbdiplomaten!

1) L. N. I, 266.

Höchſt charakteriſtiſch iſt die Schilderung Niebuhrs von der Hand ſeines Nachfolgers als Privatſekretär beim Grafen Schimmelmann, J. Georg Riſt, der ihn mit der ganzen milden Bitterkeit des Haſſes betrachtete, deſſen nur fromme, das heißt, in ihrem eigenen Sinne, fromme Männer fähig ſind [1]): „Ganz anders ging es mir mit einem nicht weniger ausgezeichneten Manne, den ich während der Zeit ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen oft im Schimmelmannſchen Hauſe ſah. Es war Niebuhr, mein Vorgänger, für den der Graf ſtets noch eine gewiſſermaßen zärtliche Neigung, die Gräfin aber, bei aller Achtung, welche er ihr abdrang, eine heimliche Scheu bewahrt hatte. Was mir von ſeiner umfaſſenden und gründlichen Gelehrſamkeit, ſeinem unfehlbaren Gedächtniß, und eben ſo ſcharfen als richtigen Urteil zu Ohren gekommen war, ward von dem, was ich fand, vollkommen beſtätigt, ja übertroffen. Niebuhr hatte neben ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den claſſiſchen und orientaliſchen Sprachen, auch über das heutige Europa und alle Sprachen und alles Wiſſen der neueren Zeit, ebenſo gründliche Studien gemacht. Auf Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Politik war er durch ſeine Anſtellung in Kopenhagen und einen etwas mehr als jährigen Aufenthalt in England und Schottland, von wo er zurückkam, beſonders geleitet worden. Zum Erſtaunen der franzöſiſchen Geſandtſchaft hatte er, ohne je über die Elbe gereiſt zu ſein, einen Reiſenden über den Namen und Zuſammenhang der Straßen von Paris berichtigt, und auf der Karte die Punkte der großen Schlachten in dem erſten Italieniſchen Feldzuge vorher angegeben. Ob eine Vereinigung ſo ſelten vereinbarer Eigenſchaften bei mir ein wenig Eiferſucht rege machte, oder ob das ſchwächliche, bedächtliche Weſen, die feine ſcharfe Stimme, der allerdings ein wenig abſprechende

1) Erinnerungen I, 137 f.

Ton, und Niebuhrs Ungewandtheit in allen weltlichen und gesellschaftlichen Dingen hinwiederum den Eindruck eines jungen Pedanten auf mich machen wollten, kurz, ich fühlte mich von ihm mehr abgestoßen als angezogen, und je größer seine Überlegenheit in der Discussion war, um so unerbittlicher war ich gegen die schwachen Seiten, die oft sein zu reizbares Gefühl geben mochte. Was mir ihn vor allem verleidete, war die Geringschätzung, welche er gegen alle speculative Philosophie, die mir ein werthes Heiligthum war, und nach meiner Meinung, allem übrigen Wissen erst Grund und Zusammenhang geben sollte, zu äußern pflegte. Ich meinte, mit all seinem Wissen sei er doch in die höheren Regionen der Freiheit nicht eingedrungen, und sein großes, frommes Auge konnte mir weder Vertrauen noch Zuneigung abgewinnen. Ich bin Niebuhr aber seitdem wieder begegnet, als sich in mir der Trotz auf die allein selig machende Kraft der ersten Grundsätze alles Wissens, bei ihm die erste jugendliche Herbheit der Vorurtheile gemildert, und wir uns beide durch vielseitige Berührung mit der Welt abgerundet und innerlich ausgebildet hatten: da habe ich ihm dann volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen und mich oft der herrlichen Eigenschaften gefreut, welche die Natur in ein so reines Gefäß verschlossen hat; zugleich ist es mir aber auch klar geworden, daß Gott gütig gegen alle seine Kinder ist, und daß wir einander nicht zu beneiden Ursache haben ragt auch der eine auf einzelnen Punkten über den andern hervor. Eine gewisse kränkliche Reizbarkeit ist meinem trefflichen Niebuhr geblieben und hat der Entwickelung jenes schönen Gleichgewichts ungewöhnlicher Kräfte im Wege gestanden, welche nur, durch eine vollständige Gesundheit begünstigt, eine naturgemäße und tüchtige Erziehung vorbereiten kann."

13

In Kopenhagen lebte Niebuhr nach seiner Verheiratung den Pflichten seiner amtlichen Stellung und Studien über die römischen Ackergesetze und agrarischen Einrichtungen, sowie der arabischen Sprache hingegeben. Eine Professur in Kiel schlug er aus: er war in die Periode des Lebens eines auf innere Entwickelung gerichteten Mannes — sei er Gelehrter oder Dichter — eingetreten, in welcher der Mensch meint, die äußere Welt bewegen, und auf ihre Dinge einen gestaltenden Einfluß gewinnen zu können: diese Zeiten und Stimmungen hat er wie F. A. Wolf, Goethe und so viele andre gehabt; länger als bei manchen andern hielten sie bei Niebuhr an, der erst gegen das Ende seines Lebens seinem wirklichen Berufe wiedergegeben wurde. Zu seinen Studien über die römischen Ackergesetze scheint übrigens eine amtliche Beschäftigung die Veranlassung gegeben zu haben, da er am 26 Mai 1801 an seine Eltern schreibt [1]): „es wird, außer so weit es persönlich den Finanzminister angeht, nach meiner jetzigen Lage mein Geschäft nicht seyn können, an einem Entwurf einer neuen Landtaxe zu arbeiten. Die Erfahrung, daß ich mich leicht in solchen Dingen orientire und zu untersuchen im Stande sey, giebt mir übrigens den Muth, daß ich mit den gehörigen Materialien, so gut wie ein anderer hier arbeiten würde; und dabei den Vorzug hätte, was wenige hier glauben möchten, sehr lebhaft zu fühlen, daß außer genauer Localuntersuchung, alles was man hier thun kann, nur zur Einleitung dient. Ungerufen biete ich mich freilich nicht an. Aber keine Arbeit scheint mir leicht wohlthätiger für Staat, Unterthan und Beamten werden zu können; daher

1) L. N. I, 301 f.

ich sie sehr betrieben zu sehen wünsche; auch ist Schimmelmann sehr geneigt dazu.

„Wissen Sie wohl, daß die Eintheilung des Landes in Pflüge schon zu uralten Zeiten in Gebrauch gewesen ist? Sie bestand bei den Angelsachsen, wie man aus ihren Gesetzen sieht. Sie kommt in Dithmarschen in einem Urkundebrief etwa vom Jahre 1530 als eine ganz festgesetzte Sache vor. Sie war mit der in Hufen verbunden, die auch bei den Angelsachsen vorkommt, und in Dänemark unter dem Namen Boel, wie noch im Schleswigschen existirt. Daß die Außendeiche vor und nach der Eroberung den Bauernschaften gehörten, davon habe ich die unläugbarsten Beweise gefunden."

Niebuhr fühlte sich während des Bombardements Kopenhagens durch Nelson ganz als dänischer Patriot. Es ist bekannt, daß er im Sommer 1806 von Stein, damals preußischem Finanzminister, als Mitdirektor der Seehandlungssozietät nach Berlin berufen wurde. Die Verfasserin der Lebensnachrichten berichtet [1]): Niebuhr habe sich „gekränkt gefühlt", „durch die wenigstens beabsichtigte Anstellung eines jungen Mannes von vornehmer Geburt, den er sonst schätzte, bei einer Stelle in den Finanzen, auf die er näheren Anspruch zu haben glaubte, sowohl nach seiner Amtsstellung und seinen geleisteten Diensten, als auch, weil sie ihm früher ungesucht, unter Bedingung der Einwilligung des Kronprinzen, war zugesagt oder doch als ihm bestimmt bezeichnet worden war. Dieser Vorfall erzeugte in ihm ein augenblickliches, heftiges Mißgefühl. Er glaubte sich dadurch den Weg zu allem weiteren Vorschreiten in seiner amtlichen Laufbahn verschlossen, er sah sich auf immer mit einer Masse von Detailarbeiten überlastet, die ihn erdrücken würde; und, was ihn am tiefsten schmerzte, er fand sich da zurückgesetzt,

1) L. N. I, 281 f.

wo er am gewissesten auf vorurteilsfreie Würdigung und Billigkeitsgefühl gerechnet hatte.“ Es wird weiter berichtet, daß jener in Aussicht genommene Einschub zwar unterblieben sei, Niebuhr aber allmählich dem Gedanken, Dänemark zu verlassen, nahe getreten und endlich einer definitiven Aufforderung — die erste Aufforderung gegen Ende des Jahres 1805 war noch unbestimmt gewesen — gefolgt sei.

Es wird erlaubt sein — mag auch jene augenblickliche Verbitterung, in einem reizbaren Gemüte lange fortwirkend, auf Niebuhrs Entschluß nicht ohne Einfluß gewesen sein — bei einem Manne von so durchdringendem Verstande und Thätigkeitsdrange noch andere Beweggründe vorauszusetzen. Was die Holsteinische und Kopenhagener Klatschsucht über Niebuhrs Abgang aus dem dänischen Staatsdienst sich zurecht legte, kann man aus den vorher erwähnten Lebenserinnerungen Nists sehen: „Niebuhr ging“, sagt er [1]), „1806, von einem wohlverzeihlichen Gefühl höherer Bestimmung getrieben, plötzlich mit glänzenden Aussichten in preußische Dienste. Viele haben ihm das verdacht; ich konnte es nicht: denn ich beurtheile die Lage unseres Staates wie er. Was Preußen bevorstand, ahnte Keiner; er hat das harte Geschick wie ein Mann mitgetragen, und den kleinen Kitzel schwer gebüßt. Hat nachher das wunderliche Preußenthum unserer Tage, sich seines Kopfes nicht nur sondern auch seines Herzens bemeistert, und er die Mißbilligung vieler Freunde sich durch unbesonnenen Eifer zugezogen, so hat er das auch hinwiederum hart genug durch den inneren Unmuth, der solche einseitige Bestrebungen zu begleiten pflegt, gebüßt. Was am meisten zu beklagen, ist, daß politisches Treiben ohne rechten Zweck, und, man könnte sagen, ohne Beruf, ihn den ausschließlich gelehrten Arbeiten eine Zeitlang

1) I, 139.

entfremdet, und die Welt um die ſchönen Meiſterwerke betrogen zu haben ſcheint, die eine ſo ausgezeichnete Jugend faſſen ließ, was er bis jetzt geliefert, iſt nur als Studien zu betrachten."

Es iſt überflüſſig, den Widerſprüchen und orakelhaften Dunkelheiten dieſer Äußerung provinzieller Beſchränktheit nachzugehen: ſie hat nur in ſo fern Wert, als ſie zeigt, wie großen Widerſtand Niebuhrs Entſchluß im Kreiſe ſeiner Heimatsgenoſſen fand: denn Leute wie Riſt ſind mit ihren Anſichten nur das Echo einer größeren Clique.

14

Niebuhr that den bedeutungsvollen Schritt einmal keineswegs gewiſſermaßen ins Dunkele: er wußte ganz genau, daß er einer ſchwierigen Zeit und einer großen Entſcheidung entgegen ging. So ſchreibt er an ſeine Eltern (26 Auguſt 1806) [1]: „alles ſoll gut ſein, wenn die Regierung Feſtigkeit und Würde zeigt. Gebe Gott, daß man nicht noch in den Forderungen die Weſtphäliſchen Provinzen abzutreten nachgiebt! Die Folgen eines muthigen Entſchluſſes mögen ſeyn, welche ſie wollen, darauf ſind wir gefaßt, auch darauf in eine ſehr beſchränkte Lage zu gerathen, und ganz auf unſere eigenen Reſourcen eingeſchränkt zu werden." — Anderſeits wurde ihm der Abſchied nicht leicht gemacht; von Anſichten wie die oben mitgeteilte Riſts ſteht in dem Briefwechſel nichts: zwiſchen dem

1) L. N. I, 318.

9 Oktober 1801 und dem 5 Auguſt 1806 iſt keiner ſeiner Briefe mitgeteilt: wahrſcheinlich hat die Herausgeberin die Äußerungen erſt ſeines Unmutes über den als wahrſcheinlich angenommenen Einſchub, und dann alles, was ſich auf die Mißſtimmung gegen ihn bei dem Bekanntwerden ſeines Entſchluſſes bezog, weggelaſſen — aber erſchweren mußte ihm den Abſchied auch die Stellung, die er in der Kopenhagener Geſchäftswelt einnahm: „ich glaube“, ſagt er in dem eben erwähnten Briefe, „daß nicht leicht ein andrer Beamter einen ſo hohen Grad von Liebe und Popularität beſitzt, als ich auf unſrer Börſe genieße, — ich darf das ohne Eitelkeit ſagen, und ſage es mit Rührung —, wo der tägliche Umgang, die Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen, und der allgemeine Beifall, den meine Adminiſtration der Bankgeſchäfte genießt, mich mit den verſchiedenartigſten Leuten verbunden hat. Bisher haben alle, die es erfahren, daß wir Kopenhagen verließen, ihr Bedauern auf eine ſehr rührende Weiſe, mehrere mit Thränen geäußert, und ich kann mit Zuverſicht erwarten, daß mein Ruf im Andenken bleiben und mein Name geachtet ſeyn wird .... Ich kann mir nicht einreden, daß dieſe allgemeine Liebe und Herzlichkeit mir in Berlin erſetzt werden kann und wird.“

Die Erklärung iſt nicht ſchwer: auf Niebuhrs großer, ſtets auf die höchſten Intereſſen der Menſchheit gerichteten Seele, laſtete wie ein Alp die Furcht vor einer allgemeinen Franzoſenherrſchaft, welche ihm die geſunde hiſtoriſche Entwickelung zu zertrümmern dachte. Für das ſchändliche Bombardement Kopenhagens durch die Engländer hat er in ſeinen Briefen kein Wort des Unwillens, weil man damals vielfach in England die einzige europäiſche Macht verehrte, die Napoleon wirkſam und unermüdlich Widerſtand leiſtete: daß dieſer politiſchen Stellung Englands nichts weiter zugrunde lag, als energiſcher, kommer-

zieller Eigennutz, machte man sich erst später klar. Jetzt spitzte sich der Kampf Napoleons gegen die Autonomie des Ostens zu in einen Kampf gegen Preußen, und so wurde Preußen sein Vaterland. „Wir sehnen uns", schreibt [1]) er am 9 September 1806 aus Kopenhagen „darnach" (nach der Abreise) „als einer Ruhe und dem Ende einer langen Agitation. Aber auch, und fast noch mehr bei der jetzigen großen Krisis in das Land zu kommen, an dessen Schicksal nunmehr das unsrige hängt und dessen muthiger Entschluß, mag der Erfolg werden wie Gott ihn zuläßt oder gewährt, unser Herz ihm weiht, als ob es das Land unsrer Geburt wäre."

Der letzte, aus Kopenhagen datierte Brief ist vom 9 September, unmittelbar vor der Abreise geschrieben; am 5 Oktober war Niebuhr mit seiner Frau in Berlin; schon am 20 desselben Monats schreibt er aus Stettin, der ersten Etappe auf der Flucht der Behörden nach Königsberg und Memel. Von nun an gehört sein Leben unzertrennbar der Geschichte des preußischen Staates in der Zeit der Demütigung und Erhebung an, er tritt in den Kampf der verschiedenen Parteien ein, die sich darum stritten, eine jede nach ihrer Art die Rettung des Staates vorzubereiten. Die Vorwürfe, welche Raumer und Gervinus gegen seine Handlungsweise in dieser Zeit gerichtet haben, sind durch genaue Prüfung und neue quellenmäßige Nachrichten von Mejer [2]) zurückgewiesen worden; genug, daß Niebuhr das ihm angebotene Finanzministerium ausschlug, und endlich ganz aus dem Staatsdienste ausschied, weil er die Finanzpolitik Hardenbergs nicht billigen konnte.

In diesen Zeiten scheinbarer Zerstreuung reifte sein Geist

1) L. N. I, 319.
2) Preußische Jahrbücher XXXI, 503—522.

ſeinem Berufe als Geſchichtſchreiber unaufhaltſam entgegen: „dem Geſchichtsforſcher“, ſchreibt er aus Riga am 16 Auguſt 1807, „iſt es nöthig, alle Völker, wenn es möglich wäre, in ihren eigenen Zungen zu vernehmen. Die Sprachen ſind eines erſten unbegreiflichen Urſprungs, wie alle Nationaleigenthümlichkeiten, und der begreift ein Volk nicht völlig, der nicht in ſeiner eigenen Sprache es kennen lernt. Wer die Sprachen des Morgenlandes kennt, den ärgert, was die über den Orient geſagt und geträumt haben, die ſich an Perſer und Araber machten, ohne ihre Sprachen zu kennen. Wie würde der über die Franzoſen urtheilen, der etwa nur den Telemach in einer Überſetzung geleſen hätte. — Immer ſchade, daß man nicht alle Sprachen lernen kann: inzwiſchen iſt das ſo unmöglich, daß du mir den tollkühnen Plan nicht zutrauen mußt. . . . . Daß componiren beſſer iſt als lernen, iſt wohl wahr: denn ſchaffen iſt beſſer als gelehrt ſein; aber zu jenem muß ich des Zeitpunkts harren, wo die äußere Welt mich nicht mit ihren eiſernen Klauen faßt: ſonſt wird es doch nur mittelmäßig, und ich würde mit vielen Arbeiten, die ſich wohl ausführen ließen, den Freunden ebenſo wenig gefallen als mit Sprachſtudien.“

Faſt komiſch wirken neben ſolchen Äußerungen, die ihn in der Vorbereitung dazu zeigen, der Begründer der neueren Geſchichtsforſchung zu weiden, kleine Inkongruenzen des Urteils, wie ſie ſtark ſubjektiven Naturen eigen ſind: ſo ſchreibt er aus Hamburg am 26 Februar 1808: „D. hat mir den Italieniſchen Ortis gegeben. Der iſt ganz vortrefflich: die Überſetzung iſt aber flau. Laß ihn dir ſchicken und lies ihn. Das ſage ich getroſt, daß ein Buch nicht unbedeutend iſt, bei dem ich wie ein Kind geſchluchzt habe. Ich halte es für keinen Roman. Bis jetzt haben die Italiener gar keine gehabt.“ In der oben angeführten Stelle über die deutſche Litteratur, deren Untergang

er gekommen wähnte, hatte er kein Wort für Goethes Werther, und hier weint er über Ugo Foscolo!

15

Am 4 Juni 1810 aus dem Staatsdienſte entlaſſen und zum königlichen Hiſtoriographen ernannt, ſah er eine Zeit freier Muße vor ſich, die er, auf das Andringen ſeiner Freunde bei Eröffnung der Univerſität Berlin im Herbſte 1810 zu Vorleſungen über römiſche Geſchichte benutzte. Die Namen, welche er am Schluſſe der Vorrede ſeiner erſten Ausgabe, nennt, ſind Spalding, Savigny, Buttmann und Heindorf. Unwillkürlich möchte man erfahren, ob unter dem geiſtig angeregten Kreiſe, in welchen er in Berlin eingetreten war, jemand geweſen iſt, der lebhaft auf ihn eingewirkt, der ſeinen in der Bildung begriffenen Anſichten zum Antriebe der Konſolidierung geworden iſt. Am erſten denkt man an Wilhelm von Humboldt und Friedrich Auguſt Wolf. Aber abgeſehen davon, daß Humboldt bei ſeiner angeſtrengten damaligen Thätigkeit ſchwerlich viel Zeit zu gelehrten Unterhaltungen gehabt hat, iſt wahrſcheinlich ſein nahes Verhältnis zu Wolf ein Hindernis geweſen, ſich Niebuhr, einer ihm durchaus fremdartigen Natur, zu nähern. Wolf hatte auf einem andern Gebiete dasſelbe geleiſtet, was Niebuhr jetzt für die Geſchichte unternahm, Niebuhr hätte ſeine Anſichten vielleicht niemals gefunden ohne Wolfs Vorgang, und doch leſen wir in ſeinem Briefwechſel keine Hindeutung darauf, daß er mit Wolf in Berührung gekommen war. Unter den von ihm genannten Namen ſind Spalding, Buttmann und Heindorf Feinde Wolfs, wenigſtens ſpäter, geweſen: der Gegenſatz mag ſich aber ſchon früher vorbereitet haben.

Savignys Studien lagen auf einem zu weit entfernten Gebiete, als daß er unmittelbar auf Niebuhr hätte wirken können; Heindorf war, mag man auch Wolf, der ihn für absolut unbedeutend erklärte, nicht recht geben, dennoch jedenfalls kein schöpferischer Geist, und stand Niebuhrs Studien fern — und Buttmann war, wie er in seiner Selbstbiographie unumwunden eingesteht, ein Mann, der immer der Anlehnung an andere bedurfte: so gescheit, witzig und gelehrt er auch war, große historische Konzeptionen lagen ihm während seines ganzen Lebens fern. Mit Zärtlichkeit spricht Niebuhr stets von Spalding, aber auch dieser hat schwerlich den mindesten Einfluß auf ihn ausgeübt, abgesehen davon, daß er ihn vielleicht abgehalten hat, sich Humboldt zu nähern; dieser schreibt am 20 Juli 1805 an F. A. Wolf aus Rom [1]): „Sie wissen, daß wir Spalding hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal so viel genossen als sonst möglich gewesen wäre. Er ist auch, finde ich, in der That noch geistloser geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als langen und kurzen Silben und Etymologieen zu reden. Hier war er nun aber ganz in seine Familie, Frau, Sohn u. s. w. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchstens sechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten spielte? Unserer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber sein Pedantismus, seine Wuth mittelmäßige Verse in allen Sprachen zu machen, seine Flachheit haben Zoëga, Marini und alle Besten bald angeekelt, bald in Staunen gesetzt. Stellen Sie sich nur vor, daß er hier auf der Corsinischen Bibliothek dreißig bis vierzig Homerische, echt Homerische Verse aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle standen,

1) Varnhagen, Vermischte Schriften (3. Aufl.) II, 242.

als neu abgeschrieben, allen Menschen erzählt hat, barbarische Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. *κάπετος* (!!!) und sich erst einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweisen lassen. Und hätte er das nur nicht alles noch selbst so breit und mir erzählt! Verse hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutsch und lateinisch zugleich, manchmal auch griechisch dazu; aber Nutzen hat er von seiner Reise auch nicht den mindesten. Quintiliane hat er überall aufgesucht, und dann kaum angesehen. Sie fühlen, daß sein Eindruck eines Deutschen Gelehrten ausgelöscht zu werden bedarf."

Wolf wird schwerlich die undiplomatisch offenen Äußerungen Humboldts verschwiegen haben, und dann war es mit Spaldings Verhältnis zu Humboldt vorbei. Ferner war Humboldt keineswegs ein Bewunderer von J. H. Voß; so schreibt [1]) er im Jahre 1804 aus Rom, ebenfalls an Wolf: „Vossens Recension der Grammatischen Gespräche ist sehr unterhaltend und wenn sie auch für mich eben nichts Neues enthielt, so ist es ein angenehmes Geschwätz, dem man gern folgt. Nur habe ich wieder bedauert, wie in den Übersetzungen, bei der sonst so bewundernswürdigen Fertigkeit, Geschmack fehlt. Die breit lyrischen Wörter: wie Meerschwall (aequor) und andere in dem urbanen Horaz wären mir ungeheuer anstößig. Dann in seiner eigenen Prosa die poetischen Stellen, die alle Augenblicke durch die schlichtesten Wendungen durchpoltern. Ich wollte fast wetten, Voß hätte nie mit großem Antheil und Studium die Attiker gelesen, und die Nothwendigkeit davon fällt mir recht bei ihm in die Augen. Er ist in den Joniern sitzen geblieben, und hat oft dann noch Jonier mit Holstein" (lies vielmehr Holsten) „verwechselt. Ich meine das wirklich nicht hart, denn ich ehre Voß unglaublich. Aber seine Art zu schreiben macht mir nun einmal diesen Eindruck."

1) Werke V, 265 f.

Von den andern großen Gelehrten, welche, damals an die Universität Berlin berufen, durch ihr Fach Niebuhr hätten Anregung gewähren können, ging Immanuel Bekker im Mai 1810 zu mehr als zweijährigem Aufenthalte nach Paris, womit freilich nicht behauptet werden soll, daß seine eigentümliche Natur, die in riesenhaftem Fleiße stummen Scharfsinn mit staunenswerter Gelehrsamkeit verband, überhaupt sehr zu persönlicher Anregung geeignet war — und August Böckh kam erst im folgenden Jahre nach Berlin: vielleicht wäre er von allen der einzige gewesen, der wirksamen Einfluß auf Niebuhr hätte ausüben können, denn er verband den genialen Spürblick des Forschers mit der Fähigkeit großartiger Konzeption und dem glücklichsten Kombinationsvermögen und übertraf Niebuhr in der besonnenen Schulung für die Verwertung des philologischen Details; er konnte sich auch mit einer so spröden und ihm fremdartigen Natur wie Niebuhr verständigen, weil ihm jedes eigensinnige Beharren auf einmal gefaßten Meinungen abging, und seiner im Innersten festen aber alle Ecken und Schroffheiten im Äußern entbehrenden und so scheinbar weichen Natur der Verkehr mit jeder Art von wissenschaftlichen oder menschlichen Originalen leicht wurde. Und was hätte er Niebuhr mitteilen können! Gerade damals mit der Entdeckung der Gesetze der griechischen Metrik beschäftigt, wäre er vielleicht imstande gewesen, Niebuhr Verständnis für das zu eröffnen, was man nun einmal lernen muß, und was noch so eifriges Privatstudium niemals ersetzen kann, nämlich für die formale Seite des Altertums. Ihr sind die Niedersachsen, die vorzugsweise in der realen Welt stehen, schon von vornherein wenig geneigt: die freudlose, unschöne Natur des Landes Hadeln hatte bei Niebuhrs Verfahren ebenso wenig wie die nüchterne Umgebung von Meldorf bei Niebuhr selbst Liebe zu sinnlicher Formenschönheit erwecken können: Rhythmus und Metrum

haben, ſo viel bekannt iſt, niemals Einfluß auf ſeine Auffaſſung der Alten ausgeübt. Dieſer Teil Wolfiſcher Lehre war aber gerade bei Böckh auf den fruchtbarſten Boden gefallen. Vielleicht hätte auch ſeine Neigung zur Spekulation und mathematiſch-muſikaliſchen Begründung der wiſſenſchaftlichen Metrik für Niebuhr von glücklichem Einfluß ſein können.

Kam nun aber Böckh für dieſe Erwägungen zu ſpät nach Berlin, ſo entſagt man doch ungern dem Glauben, daß ein Zuſammengehen und eine gegenſeitige Ergänzung Wolfs mit Niebuhr die ſegensreichſten Folgen haben konnte. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß Wolf damals in vornehme Faulheit und unerträglichen Dünkel verſunken war, aber wer will behaupten, daß ihn die Berührung mit einer in ſo mancher Beziehung verwandten, in vielen Dingen ſo grundverſchiedenen Forſchernatur, wie die Niebuhrs war, nicht in ähnlicher Weiſe belebt und aufgefriſcht hätte, wie die Berührung mit Schiller heilſam für Goethe war? Dann aber hätte Wolf ſeinerſeits an Niebuhr von ſeinem unendlichen geiſtigen Reichtum auf denjenigen Gebieten mitteilen können, auf dem dieſer ſo gut wie fremd war. Aber hier war keine Möglichkeit einer Annäherung vorhanden: mit Wolfs Neigung zum Frivolen — im wiſſenſchaftlichen Sinne: man denke an ſeine Behauptung, eine catilinariſche Rede Ciceros ſei unecht, er wolle aber nicht ſagen, welche — konnte ſich Niebuhr unmöglich befreunden. Hier hinderte ihn ſchon ſeine Schwäche im Verſtändnis einer fremden Individualität. War doch Wolf noch zum Überfluſſe ſo ſehr Epikureer, daß er am Genuſſe von soupe à la bière und Eiscrême ſtarb!

Aber Niebuhr lebte in der Luft jenes Wolfiſchen Gedankenkreiſes. Die divinatoriſche Intuition, mittelſt welcher Wolf der homeriſchen Frage neue Bahnen gewieſen hatte, war ſchnell ein

allgemeines Bildungselement des deutschen Lebens geworden, und hatte Goethe ebenso wie Wilhelm von Humboldt begeistert. Gerade in Berlin, einer Stadt, die immer lebhafte Neigung zur Kritik gehabt hat, spielte Wolf eine große Rolle. Niebuhr atmete, aus der Enge provinzieller Verhältnisse befreit und in den Brennpunkt der Geschicke Deutschlands gestellt, zugleich die kritische Schärfe ein, welche jeden Fremden, der sich in Berlin niederläßt, zuerst ernüchternd und herabstimmend, dann begeisternd und erwärmend festhält. Niemand schilt so auf Berlin als der geborene Berliner, niemand wird so zum leidenschaftlichen Berliner als der dorthin versetzte Süddeutsche, der Karlsruher Böckh wie der Frankfurter Buttmann, von denen der erste auch nicht in Gedanken anderswo leben mochte, der zweite, allerdings vielleicht durch seine Abstammung — die Familie hieß ursprünglich Boudemont — dem einen, wesentlichen Element des Berliner Lebens, der französischen Kolonie, von vornherein geistesverwandt, geradezu zum Typus des eigentümlichen harmlosen Berliner Gelehrtenwitzes geworden ist. — „Es giebt hier", schreibt [1]) Niebuhr aus Berlin, „viel Lebendigkeit und Reibung: die Mischung unserer Gesellschaft — namentlich der, in die ich durch Interesse des Geistes und der Politik verflochten bin — würde mir an jedem andern Orte unersetzlich fehlen. Man muß ja nicht undankbar seyn, wenn man des Guten fast zu viel hat."

Spröder als die Süddeutschen verhalten sich die Niedersachsen, die weder dort noch irgendwo sonst ihre Stammeseigentümlichkeit aufgeben. Wie stark trotzdem der Einfluß des Berliner Lebens auf Niebuhr in mancher Richtung war, sieht man aus folgender Stelle der Lebensnachrichten [2]): „obgleich sein

1) L. N. II, 134.
2) Ebenda I, 346.

Charakter sich im ganzen zu einem tiefen Ernst neigte, so liebte er doch Scherz und Witz in Gesellschaft und zu Hause; sein Sinn für das Komische war so lebhaft, daß er sich z. B. bei wohlgelungenen Karikaturen vor Lachen die Seiten halten mußte. An kindlicher Fröhlichkeit hatte er ein herzliches Wohlgefallen, und konnte sich selbst an Kinderpossen wahrhaft ergötzen; auch hier zeigte sich seine ungekünstelte Natur höchst liebenswürdig."

In seinen Briefen finden sich keine Spuren einer solchen Heiterkeit, wie sie hier beschrieben wird: schwerlich sind von irgendeinem Manne so viele Briefe gedruckt worden, ohne daß sich auch nur ein einziger Scherz oder eine Annäherung an einen scherzhaften Ausdruck fände. Aber jene Äußerung seiner Biographie bezieht sich auf die Zeit seines Berliner Aufenthaltes, ehe seine erste Frau gestorben war: in der Heimat scheint Heiterkeit nicht zu seinen Eigenschaften gehört zu haben, und nach dem Tode der ersten Frau verdüsterte sich seine Stimmung wieder.

16

Die Vorlesungen, welche Niebuhr an der Universität Berlin hielt, sind, wie bekannt, der Ursprung seiner Römischen Geschichte geworden, deren erster Band im Jahre 1811 erschien. Niemand hat diese Vorlesungen damals mitgeteilt — der Schacher mit Kollegienheften kam erst später auf — wir können uns aber sehr wohl eine Vorstellung davon aus der ersten Auflage der Römischen Geschichte machen. In den späteren [1])

1) Die zweite Auflage habe ich nicht einsehen können: es ist aber nicht wahrscheinlich, daß sie sehr von der dritten abweicht.

Auflagen ist sehr vieles weggelassen, noch mehr zugesetzt, anderes bis zur Unkenntlichkeit überarbeitet. Der erste Druck dagegen steht dem gesprochenen — oder vielmehr abgelesenen — Worte um vieles näher. Höchst interessant ist hierfür die Einleitung der ersten Auflage, die später weggelassen und im ersten Teile von Niebuhrs kleinen historischen und philologischen Schriften wieder gedruckt worden ist.

Diese merkwürdige Abhandlung gehört zu dem besten, was Niebuhr überhaupt geschrieben hat. Der Grund, warum er sie in seinem Geschichtswerk später durch eine kürzere, durchweg verschiedene Ausführung ersetzt hat, liegt keineswegs in einer später eingetretenen Änderung seiner Ansichten, sondern ist wohl nur darin zu suchen, daß der Redner nach Art aller ungeübten Schriftsteller in diesen bedeutungsvollen Worten eine große Zahl der schwerwiegendsten Gedanken angedeutet hatte, ohne sie ausführen zu können, und dann das für den Vortrag Ausgearbeitete in die Druckerei gab.

Niebuhr hat keine der hier ausgesprochenen Ansichten aufgegeben: die Grundanschauung, die ihn beherrschte und die so folgenschwer für seine wie überhaupt für die historische Auffassung der Römischen Geschichte werden sollte, ist hier mit voller Entschiedenheit ausgesprochen: die Römer waren ein Mustervolk, so lange sie, in strenger republikanischer Tugend lebend, auf dem Standpunkte der Bewohner eines kleinen Landstädtchens blieben: sobald der Staat sich ausdehnte, die Weltherrschaft zu erwerben begann und über den Rahmen der städtischen Verfassung weit hinauswuchs, waren sie in Verderbnis und Unheil versunken.

Diese wunderbare Ansicht geht in ihrem letzten Grunde auf die Alten selbst zurück: die Roms Schriftsteller allmächtig oder fast allmächtig beherrschende Stoische Tugendphrase sieht in Reichtum und Verfeinerung den Abfall vom Naturzwecke, und

Livius variiert, ihn teils ausſprechend teils als Grundton ſeiner Stimmung fortwährend wenigſtens anklingen laſſend, ſtets den Satz: nur als Roms Bürger Bauern waren und ihren Acker ſelbſt beſtellten, verkörperte ſich in ihrem Staate das Ideal, von dem er ſich jetzt ſo weit entfernt hat!

Wie weit die Römer dieſen Satz ernſthaft gemeint haben, und wie weit er eben nur Phraſe bei ihnen war — was Tacitus und was Seneca dabei gedacht haben, kann hier nicht unterſucht werden: aber kein wunderbarerer Gegenſatz läßt ſich füglich denken als der zwiſchen dem Römer, der jenen Satz als bequemen Beſitz mit aus den Philoſophenſchulen ins Leben oder in die Litteratur nahm, und nach Bedürfnis verwertete — und dem ernſten Manne mit dem unbeſtechlichen Forſcherdrange und der grauſamen Wahrhaftigkeit ſeiner Natur, der jene rhetoriſchen Redensarten für abſolute Wahrheit nahm und auf ihnen weiter baute. Denn hier verließ Niebuhr ſeine unbarmherzige kritiſche Schärfe, man kann nur nach dem forſchen, was man in irgendeiner Form oder auf irgendeinem Gebiete ſchon weiß: von den rhetoriſch angelegten, der Phraſe ergebenen Romanen wußte Niebuhr nichts, er glaubte daran, daß den Römern ein heiliger Ernſt inne wohnte, den ſie doch nur hatten, wenn man ſie mit den Griechen verglich.

Doch über dieſe Fragen, deren Beantwortung nicht nur zur richtigen Beurteilung Niebuhrs unerläßlich iſt, wird ſpäter zu handeln ſein.

17

Niebuhr ſprach es als ſeine Anſicht aus, daß die ältere Römiſche Geſchichte aus nationalen Heldenliedern entſtanden

ſei. Die Hauptſtelle der dritten Auflage, nur unweſentlich gegen die erſte verändert, lautet hierüber: „verſchieden von dieſen“ (Liedern) „in Form und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zuſammenhängende Lieder, waren die, woraus in proſaiſche Erzählung aufgelöſt iſt, was für uns Geſchichte der Römiſchen Könige heißt. Die von Romulus bildet für ſich eine Epopöe; von Numa können nur kurze Lieder geweſen ſeyn. Tullus, die Geſchichte der Horatier und der Zerſtörung von Alba, dies bildet ein epiſches Ganzes wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius ein Bruchſtück des Gedichts unverſehrt erhalten, in den lyriſchen Numeri des altrömiſchen Verſes. Hingegen was von Ancus erzählt wird, hat keinen Anflug von poetiſcher Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Priſus ein großes Gedicht, und endigt mit der Schlacht am Regillus; und dieſes Lied der Tarquinier iſt noch in ſeiner proſaiſchen Geſtalt unbeſchreiblich dichteriſch; eben ſo eigentlicher Geſchichte ganz unähnlich. Tarquinius' Ankunft zu Rom als Lucumo: ſeine Thaten und Siege: ſein Tod: dann Servius Wundergeſchichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Königs Mord: die ganze Geſchichte des letzten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen ſeines Falls: Lucretia: Brutus Verſtellung: ſein Tod: Porſennas Krieg: endlich die völlig homeriſche Schlacht am Regillus; bilden eine Epopöe, die an Tiefe und Glanz der Phantaſie alles weit zurückläßt, was das ſpätere Rom hervorbrachte. Sie theilt ſich, fremd der Einheit des vollkommenſten griechiſchen Gedichts, in Abſchnitte, welche den Aventüren des Niebelungenliedes entſprechen: und hätte je einer die Kühnheit ſie als Gedicht herſtellen zu wollen, ſo würde er ſehr fehlen, wenn er eine andere Form erwählte als dieſe höchſt edle Geſtalt“ [1]).

1) I, 288.

Unbegreiflich erscheinen diese Behauptungen, wenn man sie nicht aus der stark subjektiven Ader Niebuhrs, gepaart mit seinen Vorurteilen, erklären will. Die aus den allerverschiedensten Bestandteilen zusammengesetzte Sage erscheint ihm als *ein* in sich verbundenes episches Gedicht, und diese Sagen, deren Poesie nur erborgt und nachgeahmt ist, hält er für tief und von glänzender Phantasie! Noch — man möchte fast sagen schrecklicher — ist die Äußerung, das spätere Rom habe nichts dem Vergleichbares hervorgebracht: Niebuhr spricht hier offenbar nicht vom Epos, sondern von der lateinischen Dichtung überhaupt: man wird förmlich bange für menschliches Urteil, wenn man liest, daß der große Kritiker Catull und Lucrez tief unter ein Gedicht stellte, welches nur in seiner Phantasie existierte, und mit der in einer Sage enthaltenen Poesie verglich, die keine Poesie ist, sondern teils historische Rückdeutung, teils auf bestimmte Personen und Sachen zugeschnittene trockene Symbolik, teils leere Nachahmung.

Noch betrübender ist der Satz, in welchem Niebuhr das von ihm vorausgesetzte Epos mit Homer vergleicht: hier *mußte* er, wenn er gerecht war, Friedrich August Wolf erwähnen, und er *durfte* nach dessen Untersuchungen nicht von „der Einheit des vollkommensten griechischen Gedichts“ sprechen. Diese Worte stehen ganz ebenso in der ersten Ausgabe, sind also wohl so in den Vorlesungen ausgesprochen worden. Es ist schwerlich ein Unrecht gegen Niebuhr, wenn man annimmt, daß sie so gesprochen worden sind, um Wolf zu ärgern oder nicht zu erwähnen — aber unbegreiflich bleibt es, wie Niebuhr nach Wolfs Untersuchungen noch imstande war, von jener Einheit zu sprechen, und wie er ganz vergaß, daß auch seine Untersuchungen gänzlich auf der Grundlage der homerischen Kritik Wolfs beruhten.

Die Erklärung für die Möglichkeit so schiefer Urteile liegt

in den Worten Niebuhrs, in welchen er [1]) seine feste Überzeugung von dem Bestande seiner Theorie ausspricht: „jetzt, wo jeder weiß, wie Poesie in jedem Volk lebt bis metrische Formen, fremde Vorbilder, ein tägliches Leben voll mannichfaltiger Wichtigkeit, allgemeine Muthlosigkeit oder Üppigkeit, sie so ersticken, daß eben von den dichterischen Geistern nur ganz wenige sich Luft machen: vielmehr undichterische mit analogen Geschicklichkeiten sich manchmal der Kunst bemächtigen: — jetzt bedarf es der Antworten auf leere Einreden gar nicht mehr. Wer in dem Epischen der römischen Geschichte die Lieder nicht erkennt, der mag es: er wird immer mehr allein stehen: hier ist Rückgang für Menschenalter unmöglich."

Hier zeigt sich der größte Mangel in seiner Auffassung des Altertums, die völlige Abwesenheit eines Sinnes für das formale Element der Poesie. Wäre er Wolf nahe getreten, so hätte er — falls seine geistige Anlage ihm Verständnis dafür gestattete — gelernt, daß Poesie ohne Metrik, dichterischer Inhalt ohne gebundene Form unmöglich, und besonders in den frühen Zeiten der Völker undenkbar ist. Seine ungeheuerliche Behauptung, die metrische Form zerstöre die Poesie, wird nur dann verständlich, wenn man annimmt, daß er sich die Poesie ohne Metrum entstanden denkt.

---

1) In der dritten Ausgabe S. 285 (in der ersten fehlt diese Stelle natürlich).

18

Bei den durchgreifenden Änderungen, welche die urſprüngliche Faſſung erfahren hat, ſind diejenigen Teile von beſonderem Intereſſe, welche der Verfaſſer ſpäter fortgelaſſen hat. Dieſelben zeichnen ſich häufig durch eine große Friſche, wie ſie dem mündlichen Vortrag eigen zu ſein pflegt, aus. Dies iſt beſonders der Fall bei folgendem [1]) Panegyricus des Landvolkes:

„Darin aber war das römiſche Volk von ihnen“ (den Irländern), „wie von den Waadtländern und andern abhängigen Nationen unterſchieden, daß gerade die Klaſſe, welche man ungünſtig als Volk bezeichnet, eben der rohe, oder durch ſeine Gewerbe herabgewürdigte Haufe in dieſer älteſten römiſchen Plebs nicht enthalten war. Nicht mit Unrecht hielten die Politiker des Alterthums nur den Landmann für einen ganz zuverläſſigen Bürger. Cato ſagt, der Landmann hat am wenigſten böſe Gedanken; und wie ihn das Eigenthum mehr noch und beſſer durch Gefühl, denn, wie oft geſagt worden iſt, als Unterpfand an den Staat bindet, ſo iſt es auch natürlich, daß eine dem Leibe geſunde, die Kräfte übende Arbeit, vollbracht nicht in dumpfen Wohnungen ſondern im freyen Leben der Natur, in Sonnenſchein und Ungewitter, das Gemüth am Geſundeſten erhält, daß Ernſt, aufmerkſame Beobachtung und unverdorbnes Urtheil dadurch am beſten gepflegt wird. Der freye Landmann, der ſein eignes Feld beſtellt und erndtet, genießt durch den Lauf der Jahreszeiten und die Natur ſeiner Geſchäfte eine abwechſelnde liberale Muße, ohne die es faſt unmöglich iſt, Leib und Seele in unverdorbner Geſundheit zu

1) I, 377f.

erhalten. Der ſtädtiſche Arbeiter erhohlt ſich kaum an einem Feſttage, und er erhohlt ſich nicht durch Ausruhen. Er hängt von andern ab, ob ſie ihm Verdienſt gönnen wollen, er hegt oder erfährt Brodneid, und Gewerbe feindet Gewerbe an. Ihm fehlt das ruhige Selbſtvertrauen, welches bleibendes Eigenthum gewährt. Die Ideen des Landmanns ſind anſchaulich und lebendig, weil ihre Zahl beſchränkt iſt: den Städter verwirren dunkle Begriffe und Mißbrauch des Geſprächs. Auf dem Lande erhält ſich der Volksſtamm; in den Städten ergänzten ſich die Einwohner aus allen Völkern und Ländern. Daher urtheilten die griechiſchen Weiſen mit Recht, daß die Zulaſſung der Handwerker zu den Volksverſammlungen die Verfaſſung und die angeerbte Nationalität untergrüben, und nothwendig zu einer Revolution führen müßten."

Wer dieſe Anſchauungen hatte — denn wenn auch die ganze Stelle ſpäter weggelaſſen wurde, ſo zeigen doch zahlreiche andere Äußerungen, daß Niebuhr ſtets derſelben Meinung gehuldigt hat — mußte in der ganzen ſpäteren Römiſchen Geſchichte Verfall und Verderben ſehen. Hier erſcheint Niebuhr völlig in den Anſchauungen ſeiner väterlichen Heimat befangen: unwillkürlich denkt er ſich die Römer als Marſchbauern aus dem Lande Hadeln — denn der arme Geeſtbauer hat keine „abwechſelnde liberale Muße" — und der Aufenthalt unter dem armen Land- und Stadtvolke der öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie, von deren Opferwilligkeit die Befreiung Deutſchlands ausgehen ſollte, hatte ihn nicht gelehrt, daß politiſche Tüchtigkeit und patriotiſcher Mut an keine Beſchäftigung und keinen Stand gebunden ſind.

19

Vielfach hat Niebuhr ſpäter Analogieen aus neuer Zeit weggelaſſen, die gerade beſonders intereſſant und oft mit einer gewiſſen liebenswürdigen Breite und Wärme gegeben ſind. So fehlt z. B. ſpäter bei der Erörterung der agrariſchen Verhältniſſe folgende [1]) Stelle der erſten Auflage: „was in Zeiten entſtand, wo bürgerliche Macht wenigſtens nicht der untergeordnete Zweck der meiſten Großen war und das allgemeine Wohl Roms und Italiens mehr galt als des Einzelnen Gewinn, mußte aufhören, als Habſucht und Bereicherung der einzige Gegenſtand der Wünſche wurden. Da geſchah es, was Tiberius Gracchus bejammerte, daß die kleinen Leute aus ihren Beſitzungen vertrieben, und dieſe zu Weiden verwandelt wurden: ſchon Sir Thomas Moore ſchrieb, Schaafe wären für den Landmann furchtbarere Raubthiere als Wölfe. In den Hochlanden haben die Einwohner vieler Dörfer auswandern müſſen, weil der Gutsherr die Schaafzucht einträglicher fand: elf hundert gingen von einem einzigen Gut nach Canada. Da trauerte Horaz über die Ausſtoßung der armen Clienten aus der väterlichen Hütte:

Deine Habſucht, nimmer ſatt
Verrückt den Markſtein jedes nahen Ackers:
Und du überſchreiteſt ſtets
Des Schützlings Gränzrein: ausgeſtoßen wandern
Weib und Mann: er trägt im Schooß
Der Väter Hausgott und die armen [2]) Kinder.

---

1) II 372. — Nur der Anfang des Satzes iſt dem Inhalt nach beibehalten.

2) Horaz nennt mit ſüdlicher Offenheit die Kinder nicht arm ſondern ſchmutzig: dies erſchien Niebuhr als nicht poetiſch, und er ſetzt die Urſache ſtatt der Wirkung hin.

Wehe einer Nation, wenn der alte Feudalſtolz erloſch, und der Gewinnſucht wich, alles nur als Speculation berechnet wird, Liebe und von Geſchlecht zu Geſchlecht ererbte Anhänglichkeit keinen Reiz mehr haben, Güter eine jedem Wucherer käufliche Waare werden: wenn dann nicht die Verhältniſſe des Bauern zum Gutsherrn und ſein eigenthümlicher Urſitz ſchon unverrückbar feſtgeſetzt ſind. Eine Bettelfreyheit hilft nicht."

Die Worte gegen den Adel erklären ſich aus folgender [1]) Stelle in Niebuhrs Denkſchrift vom 23 Juni 1810, mittels welcher er die Hardenbergſchen Finanzpläne zurückwies: „Die Einkommenſteuer iſt in dem Berichte an des Königs Majeſtät hoch, und als durch die Opinion verworfen, getadelt und ihre Einführung ſeitdem ſuspendirt worden. Als eine permanente Steuer, zur Fundirung der Schulden beſtimmt, habe ich ſie nie gewünſcht — aber auch gewußt, daß dazu ein ganz anderes Syſtem an ihre Stelle treten könne. Um ſo heilſamer war ſie zur Tragung temporairer Laſten, und zur Ausgleichung: und in dieſer Hinſicht iſt ſie unerſetzlich. Die Opinion iſt die eines Stands, welcher hier bei allen Ausſchreibungen auf die auffallendſte Art begünſtigt worden iſt, und jetzt ganz frey von neuen Laſten ſeyn will, während auf die Familie des Landmanns und Tagelöhners im Durchſchnitt 5 bis 6 Thlr. jährlicher neuer Laſten fallen. Über jene Vergünſtigungen giebt das Memoire des Herrn Staatsraths Villaume unzweifelhaftes Licht. Ob die Einrichtung eines nach Grundſätzen, die auch mir höchſt gerecht ſcheinen, von des Königs Majeſtät genehmigten neuen ſtändiſchen Comité, wogegen ſich der hieſige Adel allerdings auch aus

1) Mitgeteilt von E. Naſſe in Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift XXVI S. 321—330.

Anſpruch zur Alleinherrſchaft ſträubt, der eigentliche Grund der Oppoſition iſt, deren Erfolg ein höchſt unglückliches Beiſpiel und Vernichtung der ſouverainen Gewalt des Königs ſein würde, oder ob im Grunde doch nur der alleranmaßendſte Eigennutz dagegen ſtimmt, ob nicht hier das Wort wieder wahr wird, welches Turgot bei einem ähnlichen Falle ſeinem unglücklichen edeln Könige ſchrieb, und deſſen Wahrheit dieſer ausdrücklich anerkannte: l'avarice de la noblesse se couvre du manteau de la vanité: dies will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Niemand kann geneigter ſein als ich, redlich gehegte Vorurtheile, wenn man ſie auch für den Staat beweinen muß, nachſichtig zu beurtheilen; aber wenn ſie der Vorwand eines ganz herzloſen Eigennutzes ſind, der Alles, was an der Erhaltung des Staats ein unendlich geringeres Intereſſe hat als er ſelbſt, untergehen läßt, um bei der allgemeinen Calamität für den Augenblick geborgen zu bleiben, wie man es während des Lieferungsſyſtems war, ja vielleicht in der Abſicht, ſich in dem Untergang noch beſſer für die Zukunft zu ſtellen — dann erfordert es eine große Anſtrengung, um Erbitterung zu unterdrücken.“ [1])

Wenn man dieſe Stelle lieſt, ſo kann es kaum zweifelhaft ſein, daß Niebuhr unter der Nation, in welcher der alte Feudalſtolz erloſch, und die er zum Vergleiche mit Rom zur Zeit der Gracchen heranzieht, Preußen gemeint hat, und ebenſo klar iſt es, daß er nach den Freiheitskriegen die Stelle in dem Bewußtſein, ſich geirrt zu haben, geſtrichen hat.

1) In Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift XXVI S. 328 f.

20

Aus einem anderen Grunde hat Niebuhr Vorrede und Einleitung des zweiten Bandes ſpäter weggelaſſen, nämlich hauptſächlich wohl deswegen, weil er darin ſo manche Ideen anklingen ließ, die er nicht ausführte, und die ihm daher ſpäter zwar für den mündlichen Vortrag paſſend, aber für das eigentliche Geſchichtswerk nicht recht geeignet ſchienen. Die, ſoviel bekannt, nicht wieder gedruckte Vorrede der erſten Auflage des zweiten Bandes lautet folgendermaßen:

„Die Geſchichte des anderthalbhundertjährigen Kampfs zwiſchen Patriciern und Plebejern, aus dem zuerſt in den zwölf Tafeln gleiches bürgerliches Recht, dann eine gleiche Theilung der höchſten Gewalt hervorging; die der allmählichen Ausbildung der Verfaſſung während dieſes Zeitraums, und Unterſuchungen über wichtige Theile des römiſchen Staatsrechts, worüber meiſtens ganz falſche, wenigſtens verworrene Vorſtellungen angenommen ſind, machen in einem ungleich überwiegenden Verhältniß, im Umfang wie in der Wichtigkeit, den bedeutenderen Inhalt des gegenwärtigen Bandes aus.

„Bey dem römiſchen Geſchichtſchreiber herrſcht ein ganz andres Verhältniß zwiſchen dieſem Theil der Geſchichte und dem des Krieges, und eben ſo verſchieden von den meinigen ſind die Anſichten, nach denen ſeine Darſtellungen gefaßt ſind. Jene Verſchiedenheit des Ebenmaaßes entſchuldige ich nicht: jeder muß ſie billigen, der in jedem Zeitraum das eigenthümlich Wichtigſte, nicht in allen nur eine einzige Art der Gegenſtände ſucht, und einräumt daß die Unterſuchungen nicht entbehrlich ſind: über die zweyte habe ich mich wiederholt im Lauf der Abhandlung gerechtfertigt, und muß es dennoch nicht für überflüſſig halten auch hier an ihrem Eingange einige Worte für den berufenen Mitforſcher zu [illegible]

„Es wäre um die Geſchichte gethan, und ein ſonſt großer Geſchichtsſchreiber, der nicht zugleich das unbeſtochene Gemüth und den tiefdringenden Blick des Thukydides und Polybius hätte, wäre ein wahrer Unheilbringer für das Andenken der vergangenen Zeiten, wenn ſeine Anſicht den nachfolgenden Geſchlechtern Geſetze vorſchreiben dürfte. Die freye und immer rege Prüfung, die allen Wiſſenſchaften allein das Leben erhalten kann, darf der Geſchichte nicht fehlen. Unter dem Druck eines gegenwärtigen Übels wie im Rauſch des Factionsgeiſtes, verbreiten ſich oft höchſt ungerechte Urtheile, und bemächtigen ſich auch ſehr tüchtiger Geiſter. Nicht zu reden von den Knechten der Mode und der Lüge, unbehülflichen litterariſchen Gauklern und Springern, wie ſtark auch dies Unkraut in Deutſchland wuchert: Wenn aber unter jenen Männern, die wir ehren, einzelne die päpſtliche Hierarchie lobpreiſen, Luther und Guſtav Adolph ſchmähen, werden wir uns irre machen laſſen, und nicht mit der Wahrheit des Geſchehenen ihr Urtheil von unſerm Gemüth abwenden?

„Über den Rhetor Dionyſius als kritiſchen oder urtheilenden Hiſtoriker zu reden lohnt es der Mühe gar nicht. Livius als Autorität der Anſicht darf ich ſchon wegen der Inconſequenz und der Widerſprüche verwerfen, welche in dieſer Geſchichte ſo oft gerügt ſind.

„Für ächt kann in der älteren Geſchichte Roms nur der kürzeſte Begriff der Vorfälle ſelbſt gelten: jede Ausführlichkeit iſt verdächtig: die beurtheilende Erzählung das Werk einer ſpäten, dem Alterthum ganz fremd gewordenen Zeit. Und wie fremd! Salluſt iſt im Urtheil und im Verſtändniß der Geſchichte ohne Vergleich über Livius, wie wenig aber auch er nur einen Begriff davon hatte worin die innere Geſchichte der alten Zeit von der des Jahrhunderts ſeiner Väter und ſeiner Jugend verſchieden

und gar nicht mit ihr zu vergleichen war, muß jedem klar werden der ihn aufmerksam lieſt. Wie Livius durch die Täuſchung gleichlautender Worte die mit den Jahrhunderten einen ganz anderen Sinn angenommen hatten und den Zauber der Factionsnamen irre geleitet ward, erklärt ſich ſo ſehr leicht.

„In der neueren Geſchichte iſt es nicht ſchwer unſer Urtheil unabhängig zu halten: gleichzeitige Zungen reden noch mit tauſend Zungen, jedem vernehmlich der ſie hören will. In der griechiſchen hat nur Xenophon verfälſcht. Auch über die römiſche können wir nicht irren. Ich nehme die einzelnen Begebenheiten: den Mord des Genucius: die beſchützten Gewaltthätigkeiten der frechen Jugend: Appius den Decemvir, und die Patricier ſeiner Zeit: den Wuchergräuel: den Bruch jedes Vertrags: die Verweigerung einer Armee an den plebejiſchen Dictator als das Vaterland bedroht war: eine ganze Reihe von Thaten in demſelben Geiſt; — und ihnen ſtelle ich der Plebejer Ruhe, Gelaſſenheit und Geſetzlichkeit entgegen, die auch nicht durch eine einzige Beſchuldigung angetaſtet wird.

„Darum halte mich Niemand der lächerlichen Meinung fähig, die Stände Roms, wie ſie verſchiedenes Nationalurſprungs waren, wären, der eine ein niederes und gottloſes, der andere ein höheres und tugendhaftes Geſchlecht geweſen, und ich behauptete dieſen Vorrang für die Plebejer. Wohl aber bewährt es ſich in dieſer Geſchichte, wie in der aller ſpäteren, auch der geprieſenſten, Ariſtokratieen, daß die Herrſchaft eines Standes — unter der Monarchie iſt ſie unmöglich — nothwendig argwöhniſch, ungerecht und unedel iſt, und ihn ſelbſt, weit mehr als die Unterthanen, verdirbt. So wird hingegen auch dieſer Geſchichte Fortgang bewähren, daß abgeſondert beſtehende Stände zur Fortdauer einer Republik, oder einer gemiſchten Verfaſſung, nothwendig ſind: denn nur feſtgegründete Schranken können, bei der wenigen Fähigkeit, welche die Menſchen zu allen Zeiten

gehabt haben Freyheit zu ertragen, das Zerstörende ihrer Bewegungen aufheben.

„So war anfänglich die Oppoſition der Plebs heilſam: das Gleichgewicht beyder Stände war die Vollkommenheit: als ſie zuſammenfloßen, verlohr die Verfaſſung alle Haltung.“

Dieſe Vorrede ſpricht Erwägungen aus, von denen ſich in ſeinen Briefen aus derſelben Zeit nichts findet, die aber zur Geſchichte von Niebuhrs Entwickelung einen wichtigen Beitrag liefern: neben dem Ausfall gegen die Romantiker preiſt er die Wohlthaten einer ſtändiſch gegliederten Verfaſſung. Höchſt merkwürdig iſt ferner ſeine Behauptung, in der neueren Geſchichte ſei es nicht ſchwer, unſer Urteil unabhängig zu halten: man ſollte gerade das Gegenteil erwarten; offenbar war er ſich bewußt, die Kämpfe der Patricier und Plebejer mit einer wahren Leidenſchaft zu betrachten, worauf ſich auch die ſpätere Abweiſung derjenigen bezieht, welche ihm eine Meinung zutrauen möchten, nach der beide kämpfende Stände Roms ſich durch größere oder geringere allgemeine Vortrefflichkeit unterſchieden hätten.

21

Nicht minder bemerkenswert iſt die folgende, dem zweiten Bande in der erſten Auflage vorangeſchickte Einleitung:

„Die griechiſche Geſchichte iſt in ihrem Urſprung eine Entwicklung der epiſchen Dichtung: wie die Proſa ihrer Erzählung ein von allem Zwang befreyter lyriſcher Rhythmus. Sie enthielt eine nothwendige gerundete Einheit, und ſchmückte ſich mit Epiſoden: denn es widerte ihr das todte Geſetz der Zeitfolge, ſogar die Zeitbeſtimmung iſt ihr gleichgültig: und noch Thu-

kydides, wiewohl er die Erzählung nach dem Umlauf des Jahrs abtheilen mußte, bewahrt den alt epiſchen Charakter.

„Dieſe Form war zarter als daß ſie, da nun ein jeder der zu erzählen hatte Geſchichte zu ſchreiben anfing, ſich lange hätte erhalten können. Xenophon zuerſt fiel in das platte tägliche Leben herab, und bald wurden, weil ſie gemächlich waren, flache Ideen über hiſtoriſche Treue und Ordnung und Vollſtändigkeit herrſchend, welche zu der annaliſtiſchen Behandlung auch der längſt vergangenen Zeiten führten, die ſich in Timäus allgemeiner Geſchichte feſtſetzte.

„Es hat vielleicht unter den Griechen, ſeit der Nation Verfall, keinen Zeitraum gegeben worin die Litteratur ſich nicht fortſchreitend und vervollkommt gewähnt hätte. Die Täuſchung iſt natürlich, weil allerdings immer irgend etwas ausgebildet wird was in der Vorzeit gering geſchätzt, alſo verſäumt, und doch unter ſeinem Geſichtspunkt auch nicht ohne Werth war. Denn wenige Zeitalter ſind ſo verſunken daß ſie nicht ihre eigne Vorzüglichkeit hätten: an dieſer hat man Freude, und ſonſt könnte ſie nicht da ſeyn, für das Verſchwundene giebt es keinen Trieb mehr, denn daher verſchwand es. Bildeten alſo auch die Väter der römiſchen Geſchichte ihre Art an griechiſchen Geſchichtſchreibern, ſo waren es die Zeitgenoſſen, oder die von ihnen Geleſenſten, in Italien nothwendig Timäus: und ſo konnte wohl kaum eine andre als die annaliſtiſche Form ſich ihnen als Muſter darbieten. Sie trugen, wie es aus einzelnen Anführungen bei Dionyſius und den capitoliniſchen Faſten erhellt, dieſe Form, ſoweit ſie es vermochten, mit betrügeriſcher Hand ſelbſt auf die rein epiſche Zeit der Könige hinüber: vom Anfang der Republik fanden ſie chronikenmäßige Anzeichnungen bei den Faſten, die ſelbſt, vor allen die Triumphalfaſten, ohne Zweifel von Alters her wie ein Buch geleſen und im Gedächtniß eingegraben geweſen ſind. Es folgten ſich viele

die ihre Vorgänger tadelnd, alle die ganze Folge der Geſchichte von Aeneas bis auf ihre Zeit ſchrieben: und wenn einzelne ſich einen Zeitraum ausſonderten, wie Antipater, Fannius, Siſenna, ſo ſcheint doch Salluſt das einzige Beyſpiel der Darſtellung eines durch innere Einheit abgeſchiedenen Ganzen, mit völliger Vernachläſſigung der Jahrrechnung und Gleichzeitigkeit, im altgriechiſchen Sinn, zu geben, deſſen die römiſche Litteratur ſich hätte rühmen gekonnt.

„Man kann ſich nicht treuer an die Annalenform binden als es Livius thut; vielleicht daß ſie ihm, vielleicht daß ſie dem Publicum die einzige zuläſſige ſchien: er fordert Anerkennung daß er alle Epiſoden vermeide. Aber aus dieſer Form entſteht ihm ſelbſt und dem Leſer großer Nachtheil. Indem er jede Jahrgeſchichte für ſich und in ſich ſchließt, entgeht das Vergangne ſeiner Aufmerkſamkeit: ſeine Erzählung wird nicht nur zerſtückt, ſie wird lückenhaft und füllt ſich mit Widerſprüchen. Der Leſer aber wird ſich, wenn er nicht mit Studium lieſt, ermüdet durch eine anſcheinende Einförmigkeit der Kriege und innern Unruhen, die ganze erſte Decade hindurch auch nicht einmal das verworrene Bild vor Augen ſtellen können, welches die Geſchichte enthält.

„Eine kritiſche Geſchichte, wie dieſe, iſt am entfernteſten von der ſorgloſen Lebensfülle der urſprünglichen griechiſchen Vollkommenheit. Sie muß bey jedem Schritt anhalten, ſich orientiren, ſie bahnt anderen den Weg wo möglich ihn künftig ohne gemeſſene Behutſamkeit zu wandeln. Aber ſie befreyt ſich von dem Zwang der Annalengeſtalt, und ſie faßt, für die bürgerliche Geſchichte und die Kriege, nach inneren Einheiten zuſammen was größere Zeiträume erfüllt, und ſie fordert ſich das Recht zu jeder Epiſode, welche zu tieferer und ſchärferer Kenntniß, und zu hellerer Anſchauung nothwendig iſt.

„Eine ſolche Einheit bildet der ganze Zeitraum welcher

zwiſchen Caſſius drittem Conſulat, und der Decemvirn Ernennung liegt. Alle inneren Bewegungen entſtehen aus dem Ackergeſetz des unglücklichen Conſuls: anfangs beziehen ſie ſich unmittelbar nur auf dieſes: in der Folge vervielfachen ſich ihre Zwecke und Beziehungen, ſie gewinnen an Wichtigkeit und Größe im Verhältniß des ungerechten Widerſtandes, ſie erheben ſich über die beſchränkten Anſprüche welche ſich durch Geld meſſen und entſchädigen laſſen: aber ſie gehen hervor aus jenen urſprünglichen Forderungen. Die ganze Zeit hindurch herrſcht ein Geiſt des erbitterten Haſſes, einer wilden Gewaltthätigkeit, den die Geſetzgebung der zwölf Tafeln auf immer verbannte. Die Geſchichte des Kriegs iſt die des fortwährenden Verfalls ehemaliger Größe: die Jahrbücher zählen kaum einzelne Triumphe, nur eine einzige Eroberung und auch dieſe von kurzer Dauer. Dagegen treffen die ſinkende Republik ſchmähliche und furchtbare Niederlagen: ihr Daſeyn ſelbſt wird von den Tuskern bedroht: die Eroberungen der Aequer verbreiten ſich, und gegen ihre Verheerungen findet der Landmann nur Schutz in Rom's Mauern. Alles dieſes Elend entſteht aus dem verblendeten Streben der Patricier, denn eine leidliche Entfernung der bitterſten Beſchwerden durch die Geſetzgebung wendet auch dieſen Strohm des äußern Unglücks. Und wie phyſiſche Landplagen ſich faſt immer dem Druck innerer und äußerer verſchuldeter Noth zugeſellen, als zerſtöre ein Volk welches ſich ſelbſt zerrüttet bis auf die Keime ſeines Daſeyns, ſo fiel in dieſem unglücklichen Zeitraum zweymal eine ſchreckliche Peſt auf die römiſche Nation, und eben ſo oft wüthete der Hunger."

Nirgends ſtärker als in dem Anfange dieſer Einleitung zeigt ſich Niebuhrs Mangel an Verſtändnis für das plaſtiſche, formale Element der Poeſie: wenn er in der Proſa der älteſten griechiſchen Geſchichtſchreiber einen von allem

Zwange befreiten lyriſchen Rhythmus findet, ſo ſpricht er offenbar von Herodot und Thucydides. Hier iſt nicht weniger auffallend, daß ihm das Metrum als ein Zwang erſcheint, als daß er ſich einen Rhythmus bei den Alten möglich denkt ohne Metrum: aber das wunderbarſte iſt doch, daß ihm jene beiden Hiſtoriker in rhythmiſcher Rede zu ſchreiben ſcheinen, während doch ihre ſtiliſtiſche Eigenart gerade darin beſteht, daß ſie zuerſt kunſtmäßig ſchrieben und trotzdem kein Metrum anwandten. Völlig unbegreiflich aber iſt es, daß Niebuhr einen lyriſchen Rhythmus in dem epiſchen Charakter ihrer Erzählung wahrnehmen will. In der philologiſchen Geſellſchaft freilich, deren Mitglied Niebuhr in Berlin war, und in welcher damals Herodot geleſen wurde, fand ſich ſchwerlich jemand, der über Rhythmus und Metrum beſonders treffende Auskunft hätte geben können: Niebuhr nennt [1]) als hauptſächliche Zuhörer bei ſeinen Vorleſungen Savigny, Schleiermacher, Spalding, Ancillon, Nicolovius, Schmedding und Süvern, und dieſe dürften wohl den Hauptbeſtandteil jener Freitagsgeſellſchaft gebildet haben.

22

Über den Erfolg ſeiner Vorleſungen ſagt er ſelbſt [2]): „Nicht nur die Zahl und die Auswahl der Zuhörer, ſondern auch die allgemeine Freude an den Vorleſungen übertrifft alles was ich hätte erwarten können. Meine Einleitung hatte einen ſo ſtarken Eindruck gemacht, als eine Rede hätte thun können,

1) L. N. I, 482.
2) Ebenda 483.

und alle Erudition der darauf folgenden Geſchichte der altitaliſchen Völker, welche der eigentlichen Römiſchen zur Einleitung dient, hat auch die gemiſchten und nichtgelehrten Zuhörer nicht gemindert. Savigny's Aufmerkſamkeit und ſeine Äußerungen, daß ich eine neue Epoche für die römiſche Geſchichte anfange, giebt mir natürlich noch mehr Eifer Unterſuchungen in ihrem ganzen Umfang zu verfolgen, welche man ſonſt leicht auf halbem Wege liegen läßt, ſobald man das Ziel beſtimmt erblickt hat, und ſich dann nach etwas Neuem umſieht."

In dieſem Zuſtande, beglückt durch den Erfolg, der den Vorträgen ſogleich, und die langſame aber ſichere und allgemeine Billigung, welche der erſten Auflage der Römiſchen Geſchichte allmählich zuteil wurde — Wilhelm von Humboldt brachte ihm Goethes enthuſiaſtiſche Beiſtimmung — fand Niebuhr der Freiheitskampf Preußens. Wie er ſchon früher geſchrieben [1]) hatte: „wenn Du dieſes Volk kennteſt, Du würdeſt es Deiner Liebe werth finden. Ich habe in unſern Tagen nirgends mehr ſo viel Kraft Ernſt Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden erwartet. Mit einem großen Sinne geleitet, wäre dies Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben" — ſo gab er ſich jetzt der Bewegung mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele hin. „Bei dem Abzug der Franzoſen", ſagt [2]) die Verfaſſerin der „Lebensnachrichten", „aus Berlin im Februar 1813 theilte er den Jubel des Volks, und eben ſo den Enthuſiasmus bei den Anſtalten zur ferneren Befreiung. Als die Landwehr aufgeboten wurde, wollte er ſich dem Dienſte nicht entziehen, wenn er nicht auf andere Art im Kriege thätig ſeyn könnte. Sein Wunſch war, als Secretair beim General-

1) L. N. I, 353.
2) Ebenda 477.

ſtabe zu dienen; wenn dieſer Wunſch nicht in Erfüllung ginge, ſo wollte er mit einigen Freunden als Freiwilliger Dienſte nehmen. Er lernte zu dem Ende exercieren, und als die Zeit kam, wo ſein Alter aufgeboten wurde, ließ er ſich als Freiwilliger bei der Landwehr melden. Er wollte aber lieber mit einigen Freunden als Gemeiner in ein reguläres Regiment eintreten, und bat ſich dazu die Erlaubniß des Königs aus.

„Da Niebuhr und ſeine Frau dies ihren Freunden in Holſtein ſchrieben, trauten dieſe ihren Augen kaum, als ſie laſen, mit welchem Enthuſiasmus nicht nur er ſondern auch ſie in dieſen Gedanken eingingen. Die Größe des Gegenſtandes hatte nicht nur dieſe Frau, welche ſonſt bei jeder nur denkbaren Gefahr für ihren Mann erzitterte, den ſie unausſprechlich liebte, und aus dem ſie ihr ganzes Leben ſchöpfte, ſo begeiſtert, daß ſie auch ihr Theuerſtes dem Vaterlande darzubringen bereit war.

„Vorläufig, um ſogleich etwas, wenigſtens indirecte, für die Sache zu wirken, ſchrieb er mit Genehmigung der preußiſchen Regierung eine Zeitung: den preuß. Correſpondenten; deren Zweck ſich ſelbſt kund thut. Es befinden ſich in dieſer Zeitung einige der Aufbewahrung wohl werthe Aufſätze von ihm ſelbſt. Er redigirte dieſelbe bis er nach nicht langer Zeit ins Hauptquartier gerufen wurde .... Die erbetene Erlaubniß zum Eintritt in ein Regiment wurde ihm vom König verſagt; doch mit dem Zuſatz, der König werde ihm ſeinen Talenten angemeſſene Aufträge geben.“

23

Eine Anzahl dieſer Aufſätze iſt in Niebuhrs „Nachgelaſſene Schriften nicht-philologiſchen Inhalts“ aufgenommen worden. Nicht aufgenommen iſt z. B. folgender Aufſatz.

„Perſien. Seitdem der Stifter der gegenwärtigen perſiſchen Dynaſtie den heldenmüthigen Erben des edeln Kerim Khan getödtet, und alle weſtliche Provinzen unter die Botmäßigkeit ſeines neuen Throns zu Teheran gebracht hat, entſtand Krieg zwiſchen dieſem Reiche und Rußland, weil Aga Mohammed Khan auf Gruſien als eine perſiſche Lehnsprovinz Anſpruch machte. Die Einnahme und Zerſtörung von Teflis durch die Perſer im Jahre 1795, reizte Katharina die zweyte zu jenen berühmten Rüſtungen ihrer letzten Tage, als ſie den General Subow mit einem zahlreichen Heer, nicht ohne große Eroberungsabſichten an den Kaukaſus ſandte. Kaiſer Paul begann als der Ruſſiſche Hadrian an dieſer Gränze, und ſeitdem er die vorgerückte Armee zurückrief, war ein ſtillſchweigender Waffenſtillſtand, bis eine Handlung desſelben Monarchen, welcher die perſiſchen Eroberungsentwürfen (sic) ſeiner Mutter verläugnet hatte, einen viel dauernderen Krieg erregte. Er vereinigte nämlich das öſtliche Gruſien mit dem Ruſſiſchen Reich: eine Maaßregel, welche zu tadeln eine wahre moraliſch-politiſche Pedanterey ſeyn würde, weil dieſes chriſtliche Land ſchlechterdings nur durch den Schuz Rußlands gegen die Wiederkehr der von den Lesghiern und Perſern darüber verhängten Leiden geſichert werden kann: weil die einheimiſche Regierung allen Druck der härteſten Feudalität mit der fürſtlichen Tyranney des Orients verbindet, und die Vereinigung mit einem europäiſchen Staat der unglücklichen, faſt ausgerotteten Nation mit dem Ende ihrer vielhundertjährigen Leiden allmähliche innere

Herſtellung und Wohlſtand verſpricht. Die Nation und ſelbſt die meiſten Prinzen der Bagrationiſchen Dynaſtie, bequemten ſich der Veränderung willig, nur der Thronerbe des verſtorbenen Tzars Heraklius, begierig nach einem Namensreich über Ruinen, unter der Willkühr eines Despoten, der in jedem Augenblick ſeinen Kopf fordern konnte, — entfloh nach Perſien, wo jetzt Fatah Ali Schah (den die Ruſſen Babachan nennen) auf einem befeſtigteren Thron als Erbe des unmenſchlichen Eunuchen herrſchte. So führt Rußland nun ſchon im dreyzehnten Jahr den perſiſchen Krieg: anfänglich, ſo lange es in Europa Friede hatte, nicht ohne Erinnerung an jene Entwürfe Katharinas und Potemkins, welche ihre Blicke auf die Eroberung des Gartens von Aſien und der Welt geheftet hatten: ſpäter aber nur vertheidigend, doch ſo, wie man allein vertheidigen kann, mit untermiſchten Angriffen. Übrigens iſt es ein Krieg wie in alten Jahrhunderten: außer den Kriegsmonaten, wo die perſiſchen Heere an die Gränze kommen, gehen die Kaufleute ungeſtört hinüber und herüber, und auch die Soldaten ruhen in ſtillſchweigendem Waffenſtillſtand aus.

„Allmählich ſcheint das ganze Schirwan, ohne die Form einer Provinz zu empfangen, unter einheimiſchen mohammedaniſchen Khanen kleiner Diſtricte, unter Rußlands Botmäßigkeit gebracht zu ſeyn: dem bereits in Peters des Großen letzten Jahren alle perſiſche Küſtenländer des kaſpiſchen Meeres gehorchten. Die Auszüge aus dem Journal des Fürſten Kutuſoff in Nr. 8 des Blatts des Herrn von Kozebue, melden von einer Eroberung in Ghikan, ſüdlich vom Araxes oder Kur.

„Etwa 10 deutſche Meilen vom Ausfluß dieſes Strohms, an den Ufern des kaſpiſchen Meers, hatten die Perſer eine Feſtung Lenkoran angelegt, benannt nach der von ihnen zerſtörten Stadt eines kleinen einheimiſchen Fürſten, welcher Rußland gehuldigt hatte, und daher von ihnen vertrieben war.

Dieſe Feſtung war, wie der ruſſiſche Bericht meldet, nach den Regeln europäiſcher Fortification angelegt: es wird aber noch lange vergehen, ehe ſolche Nachahmung den Morgenländern mehr Vortheil als Schaden bringt; wie denn aſiatiſche Truppen, auf europäiſche Weiſe disciplinirt, nur wenn ſie von europäiſchen Offizieren angeführt werden, mit dem Mechanismus unſrer Taktik etwas ausrichten können. Unter einheimiſchen Offizieren erſtarrt ihre natürliche Impetuoſität in den einſtimmigen gebotenen Bewegungen, deren Geiſt zu faſſen und ſie darnach zu leiten, ihre Befehlshaber faſt nie lernen; ihre Sphäre iſt und bleibt nur die eines Feldwebels. Auch war dieſe Feſtung, welche die Perſer als ‚den Schlüſſel zum Herzen von Iran‘ betrachteten, nur mit acht Stücken Geſchüz beſezt.

„Der ruſſiſche Obergeneral an der perſiſchen Gränze Rtiſchtſchen, ſandte den General Kotliarewsky mit 1500 Mann Fußvolk, 470 Koſaken und 6 Kanonen zu dieſer Unternehmung. Dieſer durchzog die Steppe Mogan, berühmt in der Geſchichte als Lagerplaz nomadiſcher Heere, und des perſiſchen als Nadir Schah ſich zum Könige ausrufen ließ; und gefürchtet als der Aufenthaltsort zahlloſer ſehr giftiger Schlangen. Lenkoran ward [1]) von 4000 Perſern unter dem Gerdar Sadiſch Khan vertheidigt. Nach einem ſechstägigen Bombardement eroberten es die Ruſſen durch einen dreyſtündigen Sturm; eine ſehr kühne Unternehmung, aber nothwendig, weil Prinz Abbas von Tauris zum Entſaz aufgebrochen war. Sadiſch Khan und 2500 Mann blieben auf dem Plaz; die Überreſte der Garniſon wurden in das kaſpiſche Meer getrieben.

„Die Flottille hält die eroberte Feſtung beſezt: der General Kotliarewsky iſt nach Gruſien zurückgekehrt.“

1) Dieſes ward wie manches andere in dieſem Aufſatz eine ſtiliſtiſche Eigentümlichkeit Niebuhrs, der niemals wurde ſchreibt.

24

In Nr. 11 vom 19 April 1813 ſteht folgende Note der Redaktion: „Mitgetheilt. Wir wiederholen dem Verfaſſer dieſes lehrreichen [1]) Aufſazes den Dank den wir ihm ſchon mündlich abgeſtattet: und ſagen bey dieſer Gelegenheit allen denen die unſere Zeitſchrift freundlich durch Beyträge unterſtüzen Dank. Man verzeihe, wenn wir ihn nicht jedem einzeln darbringen können." Der Aufſatz, wozu dieſe Note als Einleitung dient, iſt ohne Frage von Niebuhr ſelbſt, ſonſt würde er ſchwerlich in kleinen Stücken durch mehrere Nummern ſich hinziehen und gar die Unhöflichkeit erleiden müſſen, ſeinen Schluß weggelaſſen zu ſehen. Ferner iſt Niebuhrs Stil nicht zu verkennen. Den Gründen für die kleine Unwahrheit nachzugehen, deren ſich viele denken laſſen, iſt überflüſſig. Er lautet folgendermaßen:

„Franzöſiſche Finanz-Mittel um Deutſchland auszuſaugen.

„Jedes Deutſche Land, welches in den neuern Kriegen franzöſiſche Armeen als Sieger beſezten, wurde ſogleich auch von einem Heer Franzöſiſcher Commiſſairs überſchwemmt, die unter der Leitung des Herrn Darü — dieſer General-Intendant hat es wohl unter allen franzöſiſchen Commiſſairs in der Kunſt, ein Land recht auszuſaugen, am weiteſten gebracht. Man weiß aber nicht ob man an ihm mehr dieſe Kunſt oder den unerſchütterlichen Gleichmuth bewundern ſoll, womit er die

1) Dieſes kalte Lob des ausgezeichneten Artikel weiſt auch auf den Redakteur als Verfaſſer hin.

blutausſaugendſten [1]) Operationen verrichtet. Als ihm einſtens der Repräſentant eines Landes über deſſen bis zur Unmöglichkeit und zur Verzweiflung gehende Erſchöpfung Vorſtellungen machte, antwortete er demſelben mit dem Tone der Vertraulichkeit und kälteſten Ruhe, gleichſam als ob nur von Experimenten über das zähe Leben eines Froſches die Rede wäre: ‚Vous n'avez pas d'idée combien un pays peut souffrir' — oder anderer General-Intendanten, ächt methodiſche Mittel anwandten, um möglichſt alles baare Geld herauszuſchöpfen, damit das Land ausgeſogen und für mehrere Generationen verarmt ſey, wenn man es zurückgeben oder an Alliirte verſchenken wollte.

„Ihre gemeinſten Mittel waren: die Wegnahme aller öffentlichen Kaſſen; die Einziehung aller laufenden und rückſtändigen öffentlichen Einkünfte und Abgaben, welche nicht etwa mit Rückſicht auf den Druck der Kriegeszeit, ſondern ganz vollſtändig nach den Friedensetats verlangt, und deren Rückſtände gewöhnlich in Maſſe von dem Lande, — bey deſſen Räumung, als deren Bedingung, eingefordert wurden; die Ausſchreibung von Requiſitionen für alle und jede Bedürfniſſe der Armee, damit dieſe ganz auf Koſten des bezwungenen Landes lebe, die unſäglichſten Laſten der Einquartierung reichlichſt [2]) mit einbegriffen."

„Die [3]) Ausſchreibung von außerordentlichen Kriegscontributionen, bei welcher gewöhnlich nicht etwa nur die berechnete Maſſe des baaren Geldes im Lande, ſondern auch der Werth der Grundſtücke, und die möglichſte Höhe des allgemeinen Landescredits zum Maaßſtab genommen wurde, damit das, was wirklich nicht an baarem Gelde im Lande vorhanden war, durch

1) Dieſe Superlative von Participien gehören zu den Eigenthümlichkeiten von Niebuhrs Stil.

2) Auch dieſe Superlative von Adverbien ſind echt Niebuhriſch.

3) Nr. 12 vom 21 April 1813.

auswärtige Anleihen (die überall sehr von den Franzosen begünstigt wurden) hinzugeschafft und hiermit noch den lieben Enkeln die Theilnahme an unserer Noth hinterlassen werden konnte. Man arbeitet an einer Zusammenstellung der ungeheuren Summen, welche blos durch die Kriegscontributionen aus Deutschland nach Frankreich geschleppt worden [1]) und welche es nicht begreifen lassen würden, wie so manche Staaten nach solcher Aussaugung, zumal bei völlig stockendem Handel, in finanzieller Hinsicht haben bestehen bleiben können, wenn man nicht wüßte, wie sehr durch die Duldsamkeit und Industrie der Unterthanen, und die Sparsamkeit und Ordnungsliebe der Regenten die Leiden der Erschöpfung gemildert worden [2]).

„Außerdem sind noch ganz ungewöhnliche Mittel angewandt worden, von denen die vornehmsten hier angegeben werden sollen.

„1) Domainen-Dotationen. Im Krieg 1807 beschloß der französische Kaiser jeden seiner Marschälle, und seine vorzüglichsten Generale und Staabsofficiere, auch Minister, Staatsräthe und Kronbeamte, für ihre ihm geleisteten Dienste mit einer sogenannten Dotation an gewissen landesherrlichen Domainen in den eroberten Ländern zu bestimmten jährlichen Einkünften zu beschenken. Dies wandte er zuerst auf das von ihm creirte Königreich Westphalen an, in dessen Constitution vom 15 Nov. 1807 (Art. 2) er sich zu dem Ende die Hälfte aller dortigen landesherrlichen Domainen vorbehalten hatte. Um diese Hälfte möglichst groß herauszubringen, wurden in der Veranschlagung der Domainen auch die Forsten, Berg- und Salzwerke, Grundzins- und Zehntgefälle, fürstliche Schlösser

1) Nr. 12 vom 21 April 1813.

2) Wenn es noch eines Beweises für Niebuhrs Autorschaft bedürfte, so würde derselbe in dieser Auslassung von *sind* zu finden sein, die für seinen Stil charakteristisch ist.

u. dgl., kurz alles Kroneigenthum mit aufgenommen. So kam ein jährlicher Domainenertrag von 19 Millionen Francs heraus. Hievon nahm großmüthiger Weise der Kaiser in seinem Theilungsvertrag mit Westphalen vom 22 April 1808 nur einen auf 7 Millionen Francs Ertrag ausgemittelten Theil von Domainen an sich; er überließ also dem neuen König seinem Bruder die übrigen 12 Millionen. Bei dieser Großmuth blieb nur zu bemerken: a) daß jene 7 Millionen alle eigentlichen Domainenämter und Güter, und da solche nicht mehr als 4240744 Fr. eintrugen, wegen des übrigen noch reine Grundzinsen und Zehnten, hingegen die letztgedachten 12 Millionen alle Berg- und Salzwerke, kleine isolirte Feldgüter, einzelne Häuser, Brau- und Brennereigerechtigkeiten, und solche Gefälle, die mit mehrern Administrationskosten und Ausgaben verknüpft waren, befaßten; b) daß die, jene 7 Millionen darstellende Domainen nur nach alten Anschlägen und unvollständig ausgemittelt waren, und in der Wirklichkeit den höheren Ertrag von 9 Millionen Fr. hatten; und c) daß sie frei von allen darauf hypothecirten Schulden und Lasten dem Kaiser haben gewähret, und diese Schulden von Westphalen übernommen und getragen werden sollen. Von jenen 7 oder eigentlich 9 Millionen Francs hatten Französische Commissaire bis zum April 1809 zusammen 930 Loose oder Schenkungsportionen gemacht, die von 2000 Francs an bis auf 180000 Fr. jährlicher Einkünfte stiegen, und die von dem Kaiser durch förmliche Urkunden an seine Marschälle, Generale u. s. w. verliehen wurden. Jene Summe, und bei steigendem Werth der Producte noch ein mehreres, wovon blos die Administrationskosten zurückblieben, gehet also jährlich aus den acht ältern Departements des Königreichs Westphalen nach Frankreich.

„Auf gleiche Art wurden weiterhin auch die Domainen in den Hannöverischen Staaten an die vornehmen französischen Militairs

(von denen die meiſten ſchon in Weſtphalen bedacht waren) verſchenkt. Dies betrug bis vor dem 15ten Auguſt 1809 zuſammen in 72 Donationen 2 325 165 Francs. (Worunter für den Fürſten von Neufchatel, der ſchon in Weſtphalen, auch in Polen reichlich dotirt war, noch 141 143 Fr.; für Marſchall Mortier 100 161 Fr.; Marſ. Düroc 85 461 Fr.; Marſ. Ney 83 031 Fr.; Marſ. Augerau 80 035 Fr.; Marſ. Maſſena 80 050 Fr.; Duc de Vicenza 66 012 Fr.; Marſ. Davouſt 60 021 Fr.; Marſ. Soult 53 002 Fr.; Marſ. Lefebre 50 053 Fr.; Prinz Le Brun 50 001 Fr.; Marſ. Beſſieres 50 036 Fr.; General Sebaſtiani 40 015 Fr.; General Friand 30 019 Fr.; Marſchall Victor 25 045 Fr.; Marſchall Oudinot 25 013 Fr.; General Rapp 25 004 Fr.; Gen. Hülin 25 004 Fr.; General-Intendant Darü 25 004 Fr.; jedem Staatsminiſter 17 — 20 000 Fr. u. ſ. w.) An ſeinem Geburtstag, den 15ten Auguſt 1809, verſchenkte der Kaiſer wieder an ſeine Militairs eine Menge jedoch kleinerer Looſe zu 4000 Fr., im Geſammtbetrag von 2 191 000 Francs jährlicher Revenüen aus Hannöveriſchen Domainen, die nunmehr zu dergleichen Dotationen abſorbirt wurden, ſo daß ſie zu dem letztern Betrage nicht einmal mehr zureichten, ſondern noch, um die Abſicht des kaiſerlichen Schenkers zu erfüllen, 400 000 Francs aus den Forſten und ſelbſt den Zöllen hinzugefügt werden mußten. So gehen alſo jährlich 4 414 165 Fr. baares Geld, und mehr noch bei ſteigendem Werth der Producte, aus den hannöverſchen Staaten nach Frankreich; die Adminiſtrationskoſten allein bleiben zurück.

„An dem nämlichen Geburtstag den 15ten Auguſt 1809 bezeugte überhaupt der Kaiſer eine ausnehmende Generoſität in Verſchenkung fremden Eigenthums an ſeine Militairs u. ſ. w.; denn außer den Hannöveriſchen Dotationen vertheilte er unter ſie noch einen Geſammtbetrag jährlicher Domainenrevenüen von 500 000 Francs aus Schwediſch-Pommern; von 250 000 Fr.

aus Erfurt; von 500000 Fr. in 250 Loosen aus Bayreuth; und von 600000 Fr. (mit Inbegriff einiger spätern Donationen) aus Hanau und Fulda.

„Es gehet also blos nach diesen bekannt gewordenen Angaben ein jährlicher Sklavenzins von 15264165 Francs aus den deutschen Staaten an französische Militairs und Beamte, dafür daß sie sich von diesen haben unterjochen lassen.

„2) Domainen-Verkauf in den eroberten Ländern. Zu eigentlichen Verkäufen einzelner Domainen aus Siegerhand würden sich nicht Käufer gefunden haben. Aber man gebrauchte bey einigen Ländern das Mittel, diejenigen Domainen, welche darin von jenen Dotationen übrig geblieben waren, nachdem sie recht hoch veranschlagt worden [1]), sich in Masse von den Alliirten, denen diese Länder ausgesogen und erschöpft geschenkt wurden, mit einer Pauschsumme bezahlen zu lassen. So mußte der König von Bayern, in einem mit Frankreich am 28sten Februar 1810 zu Paris abgeschlossenen Vertrag, nicht allein jene auf die Domainen des Fürstenthums Bayreuth gelegte Dotationen von 500000 Fr. anerkennen, sondern auch für den ihm verbleibenden Rest der Domainen eine Pauschsumme von 15 Millionen Francs in 10 Jahren (in jedem 150000 Francs) an Frankreich zu bezahlen sich anheischig machen. Da nun in dem Vertrag die gesammten bayreuthischen Domainen zu einem Capitalwerth von 32 Millionen Francs angenommen worden; so [2]) hieß es, daß Baiern, nach Abzug dieser 15 Millionen, und des für die 500000 Fr. Donationen anzunehmenden Capitalwerths von 10 Millionen, immer noch den schönen Vortheil von 7 Millionen Francs nebst der übrigen Schenkung des Bayreuther

1) Vgl. S. 79.

2) Nr. 15 vom 26 April 1813; der vorige Artikel schließt mit worden: der Vordersatz wird im nächsten wiederholt.

Landes seinem großmüthigen Beschützer zu danken hätte. Wirklich aber wurden die Domainen im Lande selbst nur zu 19 Millionen Capitalwerth angeschlagen. Baiern hatte also, statt Vortheils, noch einen Verlust von 6 Millionen. — Nach gleichem Maasstab verfuhr man gegen den Grosherzog von Frankfurt, in einer mit ihm zu Paris am 19ten Februar 1810 abgeschlossenen Convention, durch welche ihm Hanau und Fulda abgetreten, und die darin liegenden Domainen, so weit solche nicht von den Dotationen verschlungen waren, gegen eine Pauschsumme überlassen wurden, deren Betrag dem Schreiber dieses nicht bekannt ist.

„3) Einziehung fremder Activ-Forderungen. Nicht genug, daß der Kaiser im Kriege 1806—1807, außer die Preußischen Provinzen, auch noch Länder von Fürsten, welche mit ihm nicht selber im Krieg waren, als die Braunschweigischen, Hessen-Casselschen und Oranien-Nassauischen, feindlich überzog und darüber schaltete, und daß er die darin befindlichen Domainen theils verschenkte theils verkaufte; er wollte auch die diesen Fürsten (besonders dem Kurfürsten von Hessen) zugehörigen Activ-Forderungen sich durch einen Machtspruch zueignen, wiewohl solche aus dem Bereiche seiner Waffen, wie seiner Gesetze waren, und als persönliche Forderungen das Land nichts angingen. So stipulirte er sich mit dem König von Westphalen in der schon erwähnten Convention vom 22sten April 1808, daß diejenigen Capitalien, welche die ehemaligen Landesherren der nunmehrigen Provinzen des Königreichs Westphalen von solchen Fürsten und Particuliers, die nicht Unterthanen dieses Königreichs wären, so wie von Westphälischen vor dem 1sten October 1807 aufgehobenen Corporationen zu fordern hätten, ihm dem Kaiser, und hingegen die Capitalien, welche Westphälische Unterthanen jenen Landesherren schuldig wären, dem König von Westphalen anheimgefallen sein sollten."

„Die [1]) erſtern (diejenigen Activforderungen nämlich, welche der Kaiſer bei der Theilung mit dem Könige von Weſtphalen ſich vorbehielt) ſchätzte man auf 32 Millionen, und die letztern (dem Könige von Weſtphalen zugetheilten) auf 11 Millionen Franks. Alle Mittel der Drohung und Furcht wurden angewandt um wenigſtens in der unterthänigſten Rhein-Conföderation die ausſtehenden Kapitalien des Churfürſten von Heſſen einzutreiben, und die Schuldner anſtatt der ihnen zurückzugebenden Schuldverſchreibungen, die bei dem rechtmäßigen Gläubiger waren, mit kaiſerlichen Amortiſations- und Garantie-Dekreten zu beſchwichtigen. Häufig iſt es gelungen; und viele Kapitalien ſind ſo nach Frankreich gewandert von furchtſamen Schuldnern, die jetzt Gefahr laufen können, doppelt zu zahlen, ad" (lies da) „ſie die Obligationen nicht zurück haben.

„Er, der im Tilſiter Frieden (Art. 25) allen und jeden Preußiſchen Inſtituten und Unterthanen ihre in den abgetretenen Provinzen ausſtehenden Capitalien und Fonds ausdrücklich garantiert hatte, vermochte den König von Sachſen zu der berüchtigten Convention von Bayonne vom 10ten Mai 1808, worin er dieſem Fürſten, trotz jener Garantie, das in dem ehemaligen Süd- und Neu-Oſt-Preußen ausſtehende Eigenthum der Preußiſchen Inſtitute und Unterthanen zu ſeiner Einziehung und Confiscirung, gegen eine in drei Jahren zahlbare Tauſchſumme von 20 Millionen Francs abtrat und verkaufte. Man hat von dieſer ſchreienden Ungerechtigkeit, welche an 18 Millionen Thaler Preußiſches Eigenthum betroffen hat, ſchon bei einer andern Gelegenheit geſprochen, und wird es noch ferner [2])

---

1) Nr. 21 vom 7 May 1813. In der Nr. vom 28 April 1813 legt Niebuhr die Redaktion nieder und übergiebt ſie Göſchen, verſpricht aber weitere Aufſätze, die er jedoch zeichnen werde.

2) Dies Verſprechen hat Niebuhr in ſeiner im folgenden Jahre er-

thun. Hieher gehört die Sache nur wegen der 20 Millionen Francs, welche, meistens als Sächsischer Vorschuß für Warschau, aus Deutschland nach Frankreich gewandert sind [1])."

25

Ebenfalls nicht in die „Nachgelassenen Schriften" aufgenommen ist folgender kurze, von Niebuhr unterzeichnete, Artikel aus Nr. 141 vom 3 Dezember 1813.

„Napoleons Finanzdecret.

„Die Spenersche Zeitung hat gestern eine gespannte Erwartung vieler Nachdenkender befriedigt, denen es Bedürfnis ist, mit ihren Gedanken von dem Geschehenen zu dem Bevorstehenden fortzuschreiten, indem sie das Decret des Kaisers Napoleon über die Erhöhung der hauptsächlichsten Steuern mittheilt.

„Verständlich, das heißt in seinem Ertrage abzuschätzen, ist dieses Decret nur für den, der die französischen Büdgets kennt, und dies ist eine sehr kleine Zahl, daher eile ich, eine vorläufige Erörterung zu geben. Das Bessere wird hier offenbar der Feind des Guten sein, wenn ich sie verschieben wollte bis ich die, mir für jetzt fehlende französische Rechnungen für das Jahr 1810, welche man hier zum Grunde legen muß, bekommen. Für die indirecten Steuern sind die Auszüge in dem vorletzten Werke meines Freundes d'Ivernois (Napoleon Administrateur

---

schienenen Schrift: „Preußens Recht gegen den Sächsischen Hof" gehalten. — Die betreffende Stelle siehe unten.

1) Unter diesem Artikel steht (die Fortsetzung folgt), ist aber nicht erschienen. Vielleicht ist das dazu ev. vorhandene Manuskript zu der Schrift gegen Sachsen benutzt worden.

et Financier, Londres 1812) hinreichend: allein die vier directen Steuern sind darin nur in Masse angegeben. Grundsteuer, Thür- und Fensterſteuer, Perſonal- und Mobilienſteuer, und Patente, haben zuſammen, im Jahr 1810, als Holland und die Hanſeatiſchen Departements noch nicht vereinigt waren, rein eingebracht Francs 300 948 073 — ſage 301 Millionen. Die drei erſten ſind mit 30 pC. erhöht: die letzten mit 100. Man mußte alſo wiſſen, wie hoch die letzte ſich belaufen habe, und dies läßt ſich nur aus jenen im Moniteur abgedruckten Rechnungen erfahren. Für unſern Zweck indeſſen können wir der Wahrheit nahe genug kommen. Aus Ramels bekanntem Werke erhellt, daß ſie hier für das Jahr IX nur auf 30 Millionen berechnet ward, als die Departements jenſeits der Alpen und die vier rheiniſchen noch nicht in Budget waren: und es iſt das allerhöchſte wenn wir den Ertrag auf 40 Millionen ſchätzen, um den der Erhöhungen nicht zu gering anzuſchlagen.

Wir ſetzen alſo an; alles in runden Zahlen.

1.	An 30 pC. auf den drei erſtgenannten directen Steuern von 261 Millionen .	Francs	87 000 000
2.	An 100 pC. von der Perſonal- und Mobilienſteuer, von 40 Millionen . .	„	40 000 000
3.	An 100 pC. Erhöhung auf der Salzſteuer, von 45 Millionen (die Steuer beträgt 2 Decimen vom Kilogram = 2 Sous vom Pfund, und ebenſo viel wird durch dies Decret aufgelegt) . .	„	45 000 000
4.	An 10 pC. Erhöhung auf den Droits réunis von 108 Millionen	„	10 800 000
5.	An 10 pC. von dem Betrag der Octrois (der Acciſen in Städten und auf dem platten Lande	„	4 400 000
		Summa Francs	187 200 000

„Diese Summe, so erhoben, ist entsetzlich drückend für die Unterthanen, aber so unzureichend, daß sie, wenn auch Napoleon nicht beinahe eine ganz neue Armee und ein ganz neues Material zu schaffen, sondern nichts weiter bedürfte, als sich en courant für seine gewöhnlichen Ausgaben zu halten, für nichts zu rechnen wäre.

„Wir wollen den Ertrag von 1810 mit 795½ Million gelten lassen; denn wenn gleich die extraordinairen Revenüen des Tarifs von Trianon wegfallen, und ebenfalls die Steuer von Italien an Frankreich, ferner manche Ausfälle entstehen müssen, so hat er dagegen den Ertrag des Tabaksmonopols und einige schon früher verfügte Erhöhungen der Tarife: endlich ist es verständig, bei einer ihrer Natur nach so schraubenden Berechnung, nicht zu niedrige Sätze anzunehmen.

„Der ganze als möglich berechnete Ertrag für 1813 in Frankreichs Umfange, wie es im Anfange des Jahres war, war 992½ Millionen: und da die Differenz gerade so viel als der von uns abgeschäzte Betrag der Erhöhungen der Tarife beträgt, so bleibt das ganze Deficit, welches der Verkauf der Communalgüter decken sollte, womit es nicht vorwärts geht, und Napoleon hat keinen Sol zu den neuen Ausgaben.

„Ein andres Mal das Nähere. Heute nur noch dieses: Da die Erhöhungen sub 1. und 2. in drei monatlichen Raten erlegt werden sollen, so ist es gewiß die Absicht auch vom Februar an jeden Monat eine solche Rate zu erheben: mithin 42⅓ Million. Dies würde im Jahr die Grundsteuer um 120 pC. und die Personalsteuer um 400 pC. erhöhen: es ist aber absolut unerschwinglich.“

26

Von Niebuhr ebenfalls unterzeichnet sind mehrere kürzere Äußerungen über England und seine Politik, deren erste, obwohl in seine nachgelassenen Schriften aufgenommen, hier mitgeteilt werden muß, weil sich daran eine Polemik knüpft, welche in jene Sammlung nicht übergegangen ist.

Nr. 151 vom Montag 20 Dezember 1813:

„Von dem Ruhmwürdigen gerühmt zu werden ist Lohn. Die Preußen sind über ihre Thaten so stille wie der Liebende von seiner Leidenschaft: was die ganze Seele erfüllt, darüber verliert man sich in froher Beschauung, darüber kann man am wenigsten Worte machen. Es ist sogar lästig, wenn man andere Worte und Lob darüber machen hört. In einigen kleinen deutschen Ländern ist man unsrer Armee mit großen Lobpreisungen entgegen gekommen: die Leute sollten uns eben nicht rühmen und von unsren Thaten reden, schrieb einer unsrer Officiere, sie sollten nur ganz natürlich finden, was wir gethan haben, und desgleichen thun. — Auch die Russen haben von dem löwenmüthigen Gefecht ihrer Garde, bei Culm sehr wenig gesprochen, uud das war ein vom Glück belohntes Thermopylae.

„Möge das Muster der Armee die Nation fernerhin vor aller eiteln Ruhmwürdigkeit“ (lies Ruhmredigkeit) „bewahren; auch wenn die Zeit der großen Thaten verflossen sein wird.

„Gleichgültig aber ist es nicht, auch nicht den Handelnden, noch weniger denen, die sie lieben, daß unser Heer und unsere Nation da gewürdigt werde, wo die Heimath alles Männlich großen in Freiheit ist.

„Es war in England ein Mißtrauen gegen den Ernst der

Völker des festen Landes, und vor allem Deutschlands entstanden, welches erklärlich macht, daß noch die ersten Monate unsers Kriegs hindurch in den öffentlichen Blättern die Theilnahme an unserm Vaterlande fehlte die Preußen vom ersten Tage seines großen Entschlusses verdiente. Das mußte weh thun: doch konnte man ruhig harren bis die Wahrheit durch alle Nebel breche: Das konnte doch nicht ausbleiben, wo alles allseitig ans Licht tritt. Denn diese anfängliche Kälte war eine Folge des Verdrusses oftmals leichtgläubig gewesen, oftmals getäuscht zu sein. Faßte das edle Volk endlich die Gewißheit, diesmal sei das Ideal kein Traum, so mußte die Liebe, eben nach so vielen Täuschungen, so viel inniger sein.

„Während jener ersten Monate beschäftigte von allen Regungen Deutschlands, die Hamburger Insurrection am meisten die Aufmerksamkeit des Londoner Publikums, so wenig auch diese Begebenheit, deren trübseliges Ende aus ihrem Anfang und Fortgang unvermeidlich folgte, mit dem tiefen Ernst der preußischen Anstrengungen verglichen werden darf, denn hätte Hamburg geleistet, was Berlin gethan hat, es hätte sich durch eigene Kraft ohne alle fremde Hilfe behaupten können.

„Wir verdanken es zum Theil dem wahren und regen Sinn des Generals Stevart, und mehrerer anderer vortrefflicher Officiere, in denen innige Bewunderung der preußischen Armee mit jedem Tage höher wuchs, daß das brittische Publikum, durch sehr vorzügliche officielle Berichte und enthusiastische Privatbriefe der preußischen Jugend inne ward.

„Und so wurden die Preußen die Lieblinge der Engländer: preußische Officiere, die in London gewesen sind, haben die ungestüme Herzlichkeit des Volks bei dem Anblick ihrer ruhmvollen Uniform erfahren.

„Auch das Unverhältniß zwischen den Kräften eines vom Feinde Jahrlang ausgesogenen Staates, und einer Armee die

mehr als der zwanzigste Theil seiner Bevölkerung ist, blieb den Engländern kein Geheimniß; alle schmerzliche Folgen die daraus hervorgehen mußten, waren ihnen klar: unsere Armuth war dem reichsten Volk der Erde ehrwürdig.

„Im Oktober schrieb Sir James Riddle von hier einen Brief über die Bedürfnisse unsrer Hospitäler, und den frommen Eifer der dienenden Frauen. Diesen ließ Lord Sitmouth (sic) (der ehemalige Minister Addington) unter den Ministern und dann weiter circuliren, und in sehr wenigen Tagen war eine Summe von mehr als 30 000 Pfund Sterling gesammelt. Für dieses Geld hat man alle ersinnliche Lazarethbedürfnisse angeschafft, und am 8 Nov. war man beschäftigt ein Schiff zu frachten, um sie uns zuzuführen. Da die allermeisten Objecte z. B. Arzneien, Instrumente, Decken u. s. w. in England ungleich wohlfeiler als hier sind, so ist dies, neben der Vortrefflichkeit der gesandten Sachen, weit vortheilhafter als Rimessen in Geld oder Wechseln.

„Leider war damals weder Holland frei noch die Weser offen, und so wird das Schiff nach der Ostsee gerichtet seyn. In der stürmischen Jahreszeit ist ein Seeschaden möglich, die Entbehrung wäre höchst schmerzlich, verloren würde das Capital nicht seyn, da es sich von selbst versteht, daß die Ladung versichert ist.

„Der Secretair des Lord Sidmouth welcher Sr. Excellenz dem Königl. Gesandten Baron von Jacobi Kloest dieses anzeigte, hatte für sich unter den Frauen seiner Bekanntschaft eine kleine Collecte gemacht, die schon 200 Pfund eingebracht hatte. Diese sind auf Ordre des Hauses Thomas Coutts et Comp. durch die Herren Gebrüder Schickler mit 1008 Rthlr. an Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Luise für die hiesigen Lazarethe ausgezahlt worden."

Dieser Aufsatz, sowie der S. 329—330 der nachgelassenen Schriften abgedruckte, ist für Niebuhr außerordentlich charakte-

riſtiſch: einmal wegen des Wunſches in England anerkannt und belobt zu werden, und dann wegen der faſt fanatiſchen Blindheit den Zielen der Engliſchen Politik und den Triebfedern ihrer Handlungen gegenüber. So heißt es in jenem zweiten Artikel: „die Zahl derer, welche denken, ehe ſie urtheilen, und deren Äußerungen wirklich Urtheile und Gedanken, nicht blos angenommene Sätze ſind mit denen ſie herumwürfeln, iſt ſo klein, ſobald es über den unmittelbarſten Beruf eines jeden hinausgeht, daß man auch von rechtlichen Leuten zu hören nicht verwundert ſeyn kann: England werde ſchon ſo zu rechnen wiſſen, daß es ſich für ſeine Unterſtützungen mit Wucherzinſen bezahlt mache. Solchen ehrlichen Bethörten ſollte es doch die Augen öffnen, daß England zur Erlöſung der Holländer mit noch höherem Eifer als für irgend ein andres Volk herbeigeeilt: Der Holländer, ihrer alten Nebenbuhler im Handel, denen ſie jetzt alle ihre reiche Beſitzungen, als eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, zurückgeben werden.“ Wenn man nun auch Niebuhr nicht deswegen tadeln kann, weil er nicht vorausſah, wie vollſtändig die „rechtlichen Leute“ Recht behalten haben, die er mit ſolcher Bitterkeit abfertigt, ſo hätte doch ein ſo genauer Kenner der Preußiſchen Geſchichte aus der Engliſchen Politik Friedrich dem Großen gegenüber lernen oder vielmehr im Gedächtniß behalten ſollen, weſſen der Continent und ſeine Staaten ſich von der inſularen Politik des großen Handelvolks zu verſehen hatten. Aber wo Niebuhrs perſönliche Vorurtheile ins Spiel kommen, wie hier ſeine Vorliebe für England, iſt ſein ſonſt ſo unendlich ſcharfer Blick nicht ſelten ſtark getrübt. Faſt rührend und jener weichen Zeit wie Niebuhrs bei aller Heftigkeit weichem Gemüte eigentümlich iſt ferner jenes Herzensbedürfnis, jenſeits des Kanals anerkannt und geliebt zu werden.

27

Auf den aus Nr. 151 vom Jahre 1813 abgedruckten Artikel erfolgte folgende Polemik in Nr. 10 vom 19 Januar 1814:

„Über einen Aufsatz in No. 151 des vorjährigen Correspondenten.

„Was die kriegerische und vaterländische Gesinnung der Preußen in dieser Zeit zu Hause und im Felde geleistet hat, ist noch nirgends gebührend ausgesprochen; mit Recht wird das ernste Schweigen dieses regsamen Volkes über seine edelsten Strebungen als eine Gewähr sowohl der Allgemeinheit, als auch der Trefflichkeit derselben, angenommen. Viele erstaunten über die ungeheuren Rüstungen des thätigen Gegners, und wußten nicht, daß Preußen, durch Muth und Betriebsamkeit, im Tragen Schaffen und Fördern des Kriegs verhältnißmäßig ungleich größere Kräfte darbot, und größern Bedürfnissen sich gewachsen zeigte, als jemals Frankreich vermocht hatte. Doch dem Gefühl hatte sich frühzeitig offenbart, was dem Bewußtsein des Verstandes noch entzogen geblieben war; die wärmste Liebe und Bewunderung schloß überall den preußischen Kriegen sich vor allen andern an; den Preußen strömten die zahlreichsten, die beseeltesten Huldigungen zu, die mitstreitenden Bundesvölker, statt dieses Gefühl eifersüchtig schmälern zu wollen, vermehrten es, indem sie freiwillig und liebevoll dieser Anerkennung beitraten.

„Der Verfasser des Aufsatzes, welcher Nr. 151 des preußischen Correspondenten eröffnet, kann solche Gesinnungen nicht mit durchdrungenerem Gefühl aussprechen, als es in diesen Zeilen hier geschehen ist. Warum aber glaubt er diesen so wohlbe-

gründeten Wert und Ruhm seiner nächsten Mitbürger noch schärfen zu müssen durch den Gegensatz anderer Anstrengungen seiner Landsleute, die er geringerer Tüchtigkeit und weniger tiefen Ernstes bezüchtigt? Hätte er in seiner Beschuldigung so sehr Recht, wie er Unrecht hat, so würde dieses schneidende Vergleichen, wobei der eine Teil geradezu verlieren soll, doch immer nicht sehr in dem Geiste zu sein scheinen, dessen unsere Deutschen Angelegenheiten am meisten bedürfen. Offenbare Schlechtigkeit verdient Strafe; aber die größere oder geringere Tugend genau nach Graden abmessen zu wollen, bleibt ein ebenso gehässiges, als trügliches Geschäft, aus dem nichts ersprießliches hervorgehen kann. Die größte Ungerechtigkeit aber ist es, die Hamburger in diesen Rangstreit zu ihrem Nachteil einführen zu wollen; sie könnten ihn, wenn es darauf ankäme, mit Ehren bestehen.

„Die Äußerungen jenes Verfassers über die Hamburgische Insurrektion zeigen aber deutlich, daß derselbe sie nicht einmal äußerlich angesehen, geschweige denn die tiefern Springfedern dieser wunderbar zusammengesetzter (sic), und selbst den meisten ihrer thätigsten Theilnehmen (sic) im Zusammenhange noch zur Zeit dunkeln Begebenheit im geringsten erkannt hat. Über diesen innern Zusammenhang, sofern er mir bekannt ist, die wahren Aufschlüsse, die wohl nur wenige eheden“ (lies ahnden) „können, mitzutheilen ist hier nicht der Ort. Das aber kann ich aus eigner Anschauung versichern, daß die Hamburger an Geistesregung und kraftvollem Ernste zu jener Zeit sich in Wort und That wohl so stark und ächt bewiesen haben, als jemals ein anderes Volk unter ähnlichen Umständen.

„Ich bin weder aus Hamburg noch aus Berlin, durch keinen persönlichen Grund ist in dieser Hinsicht mein Urtheil befangen, aber ich habe in beiden Städten lange gelebt, in den Zeiten ihrer ehmaligen Blüthe, in den Zeiten ihrer Bedrückung; in

beiden Städten war ich Zeuge der wiederkehrenden Freiheit. Schön war es, als der Ruf des Königs die ganze erfreute Jugend seines Landes ins Feld, sein ganzes Volk zu den Waffen, zu den Arbeiten und Opfern des Krieges rief; größer noch hat die Gesinnung der Preußen sich späterhin in dem dauerhaften Muth zu stets anwachsenden Kraftleistungen dargethan. Aber das Zuströmen zu der hanseatischen Legion, wenngleich minder zahlreich die heroische Jugend fortraffend, darf sich kühn daneben stellen, zumal bei so ungeheurem Unterschiede der örtlichen Bedingnisse, unter denen diese Bewaffnungen geschahen. Es wäre ein sehr löbliches Geschäft, die verschiedene Wendung, die der gleiche Trieb zu nehmen gezwungen war, mit freiem Sinne zu erörtern, das Verdienstliche an jeder Gestaltung zu würdigen, und dabei den Civilmuth nicht mit dem militärischen zu messen. Was den Muth, den Aufwand und die Ausdauer der Bürger betrifft, so möge Berlin sich freuen, keine Prüfung bestanden zu haben, die ihm ein Recht auf den nicht beneidenswerthen Vergleich mit Hamburg gäbe! Welch andere Grundverhältnisse übrigens sind nicht hier zu beachten? Berlin konnte immer nur eine feindliche, nie eine empörte Stadt für die Franzosen sein, einer großen Kriegsverfassung, einem ausgedehnten Staat angehörend fand es gerade an den Dingen einen Rückhalt, von denen Hamburg das Gegentheil hatte. Die glückliche Rettung dort muß den Vaterlandsfreund eben so freuen wie hier der unglückselige Fall schmerzen. Wäre für Berlin die Rettung *nicht* erschienen, so hätte für seinen Ruhm nichts Ehrenvolleres gesagt werden können, als daß es sich wie Hamburg bewiesen habe. Was soll aber freilich aus der willkürlichen Annahme dessen, was dort geschehen *sein würde*, und aus der Unkunde dessen, was hier wirklich geschehen ist, für die richtige Beurteilung sich ergeben können? Möge doch keiner den Fall dieser Stadt, die freilich nicht verbrannt wurde,

deren Einwohner nicht auf den Wällen ſtarben, deren kleine Beſatzung keinen Sturm beſtand, voreilig mit Härte beurtheilen, ſondern bedenken, daß auch Helden nicht grade des Heldentodes verſichert, ſondern auch jedem ſchmählichen Untergange ausgeſetzt ſind!

Tönningen. K. A. Varnhagen von Enſe."

„Erwiederung. Ich wünſchte, daß anſtatt einer öffentlichen Verſtändigung vor dem Publicum, wo ſo vieles nicht berührt werden kann, eine mündliche und vertraute Erklärung zwiſchen uns ſtatt finden könnte, da wir uns unfehlbar, wenn auch nicht vereinigen, doch gewiß wenigſtens nicht entzweien würden.

„Alles was ich ſagen wollte und geſagt habe, beſtätigt Herr Hauptmann Varnhagen ſelbſt durch die Worte: das Zuſtrömen zu der hanſeatiſchen Legion habe die Jugend weniger fortgeriſſen.

„Ich frage, ab als Hamburg fiel, Eintauſend geborene Hamburger (aus Stadt und Gebiet) in der Legion dienten?

„An dem guten Willen der Menge zweifle ich ſo wenig, als es von mir geglaubt werden kann, daß ich den Edelmuth und den Geiſt der Häupter verkenne, auch derer, die ich nicht perſönlich kenne und liebe. Mit Freigebigkeit und Geldopfern war hier nichts ausgerichtet. Berlin hatte, als Hamburg fiel, zehntauſend — wenigſtens — aus ſeinen Einwohnern bewaffnet und gerüſtet zum Kriegsdienſt im Felde geſtellt.

„Wie viel mehrere mußte nicht eine Stadt, deren ſtreitbare Bevölkerung kaum kleiner ſeyn konnte, zur Vertheidigung ihrer Wälle bewaffnen? Wir hatten hier 30000 im Landſturm. In zehn Wochen mußte die Herſtellung der zerſtörten Befeſtigungen einer Stadt von 120000 Menſchen ſo viel als nöthig vollendet ſeyn, wenn man rüſtig war; und wenn man

fühlte, wie kostbar jede Stunde sey, so konnte man längst Geschütz, Waffen und Munition im Ueberfluß haben. Es war die Rede vom Vertheidigen. Daß die Stadt nicht verbrannt worden, kann nur ein Wüthender tadeln. Die kleine Garnison würde ja die Stadt nie verlassen haben, wenn sie die Bürgerschaft bewaffnet und zuverlässig um sich gesehen hätte. Also kann die Bürgerschaft damals keine effective Landwehr gewesen seyn.

„Ich habe mein Urtheil nicht verhehlen mögen, weil Hamburgs Fall so wie es fiel, mir um so schmerzlicher gewesen ist, da ich die Stadt noch in ihrer unverdorbenen alten Bürgerlichkeit gekannt habe, und die alte Liebe seitdem immer in mir geblieben ist: Und welches Unglück! dessen Folgen uns die Hälfte der Früchte der Leipziger Schlacht entzogen haben.

„Was ernsthafter Städtekrieg ist, das sehe man in der Geschichte Hollands, wo Leyden sich behauptete, obwohl Hunger und Pest 6000 Einwohner weggenommen hatten: wo Harlem auf einer Gedenktafel sich vor der Nachwelt entschuldigt, dem Feinde die Thore geöffnet zu haben, nachdem dieselben Kriegsplagen 5000 Bürger getödtet hatten. Und die spanischen Befehlshaber waren doch wohl nicht furchtbarere Züchtiger als Davoust.

„Ich komme aber hier auf einen andern Punkt und Glaubensbekenntniß, welches abzulegen ich mich nicht scheue, wie es auch aufgenommen werden mag. Man kann sich durchaus nicht darüber wundern, daß das moralische Verhältniß zwischen einer handelnden isolirten Stadt und der Hauptstadt eines großen Deutschen Staats so ist, wie es sich gezeigt hat. Schon längst hatte jene, wie alle ihre Schwestern, kein anderes als ein gefristetes Leben ohne alle politische Regungen gehabt. Solche Bürgerschaften waren mit dem Glück des Schilfs sehr zufrieden, und sahen es als ein Vorrecht an, sich vor dem Winde zu

beugen. Männlichkeit beſteht nur bei den Bürgern eines Staats voll freies Lebens, der als Geſammtheit mit eigener Kraft ſich behaupten kann. Es waren goldene Zeiten, die vergangenen, wo tauſend Städte ſolche ihren Zwecken genügende Geſammtheiten (wie Ariſtoteles den Staat definirt) waren: aber ſie ſind hin, dieſe Zeiten der Blüthe: volles Leben iſt jetzt nur in großen Staaten möglich, die das Gleichartige zuſammenfaſſen. Briſtol und Liverpool als abgeſonderte Städte, würden tief unter dem ſtehen, was ſie als freie Municipalſtädte ſind. Daß Marſeille unter der franzöſiſchen Herrſchaft ausgeartet iſt (ſeit Ludwig XIV) war natürliche Folge des Despotismus.

Niebuhr."

28

Ebenfalls einen — für England — apologetiſchen Zweck hat ein durch mehrere Nummern fortgeſetzter Artikel über die engliſchen Finanzen. Derſelbe iſt niemals wieder gedruckt worden, bietet aber durch die reichen, darin entwickelten Kenntniſſe und die Klarheit und Überſichtlichkeit der Darlegung auch heute noch ſehr viel Belehrung. Da er unſtreitig zu Niebuhrs beſten Staatsſchriften gehört, ſo laſſen wir ihn hier folgen.

„Brittiſche Finanzen.

„Am [1]) 11 Juni hat der Kanzler der Schazkammer, Vanſittart, im Hauſe der Gemeinen den Etat des laufenden Jahres 1813, und Bericht über das abgeſchloſſene Anleihen vorgelegt. So viel uns an dem entfernten Ort bewußt iſt, wo wir es

1) Nr. 68 vom 28 Juli 1813.

unternehmen, den Lesern des Correspondenten diese wichtige Rechenschaft bekannt und verständlich zu machen, haben weder die französischen noch deutsche Blätter mehr als eine höchst oberflächliche Kenntniß davon gegeben. Von jenen wäre zu erwarten gewesen, daß sie den Anwachs der brittischen Staatsbedürfnisse nicht unerwähnt gelassen haben würden. Aber ihr Stillschweigen, (wenn wir uns darüber nicht irren) läßt sich erklären, theils dadurch, daß ihre Verkündigung des brittischen Bankerots seit zwanzig Jahren, und nun vielleicht bis zu ihrer Ermüdung getäuscht ist: theils durch die fatalen Entdeckungen ihres eigenen letzten Budgets, nach denen es, wenn auch nicht vor den Parisern, deren Gemeine keine Güter zu verlieren haben wird, so doch wenigstens vor den Departements eine zarte Saite sein muß, von Finanzverlegenheiten zu reden.

„Sonach möchte es scheinen, als ergänzten wir zum Gebrauch der Anhänger Frankreichs, was die Franzosen selbst unterlassen haben, indem wir eine Übersicht der ungeheuren Staatsbedürfnisse Großbrittaniens, und der Schwierigkeiten geben, welche der Finanzminister des Reichs zu bestehen hat. Was zu London den öffentlichen Credit nicht gefährdet, kann auch auf dem festen Lande der Meinung von der Kraft Großbrittaniens nicht schaden: und würde es gemißbraucht um das alte Lied von der herannahende (sic) Erschöpfung der brittischen Nation zu erneuern, so wäre der hier ohne Folgen und die Zeit würde darüber entscheiden. Der Zweck unsrer Entwickelung ist zwiefach: einmal wiefern die Finanzen der Geschichte angehören, und dann damit die, welche England vorwerfen, es zeige sich karg gegen das feste Land, überführt werden, daß, da es auch für den reichsten Staat Gränzen der Möglichkeit des Aufwands giebt wo er anfängt zerstörend zu werden, England eben jetzt einen so unglaublich großen macht, daß es darin ein anderes Maaß als seine Wünsche die gemeine Sache zu fördern

anerkennen muß. Dabei aber zeigt zugleich die Erfahrung der Vergangenheit, daß wann ein ſolcher Staat von Zeit zu Zeit genöthigt iſt auf dem ſteilen Wege aufwärts unter der ſchweren Bürde Halt zu machen, ſeine Kräfte ſich im Verhältniſſe der Schwierigkeiten verdoppeln. Wie Großbrittanien gegenwärtig mehr als fünffach ſchwerere Laſten trägt als vor zwanzig Jahren, und an Volksmenge, Wohlhabenheit, Reichthum und Macht ſich über den Zuſtand jener Zeit erhoben hat, ſo kann niemand berechnen, wie weit die Vermehrung der Laſten noch gehen kann ohne der Blüthe zu ſchaden, ſobald jene ſich, nach einer außerordentlichen Erhöhung, den Kräften des Landes angepaßt haben.

„Über den Betrag der Staatsſchuld der vereinigten Reiche, über das Finanzſyſtem des Miniſters Parceval (sic), und das ſchwere Erbe, welches er ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, werden wir nächſtens reden. Wir nennen es ein ſchweres Erbe, weil jener unglückliche Mann, als ob er ſelbſt nicht auf eine vieljährige Dauer ſeines Amtes gerechnet hätte, den Schwierigkeiten und dem Gehäſſigen desſelben — der Auflegung neuer Laſten — durch Hinausſchieben des verdienſtlichen Augenblicks auszuweichen ſuchte, und ſo eine Maſſe unfundirter Schulden entſtehen ließ, welche ſeinem Nachfolger dasſelbe Hilfsmittel gänzlich entzog.

„Seit der Union geſchehen die Bewilligungen für die Bedürfniſſe beider Königreiche in dem Reichsparlament. Die Miniſter der verſchiedenen Departements der Adminiſtration tragen im Lauf der Sitzung auf die Summen an, welche jeder für das Jahr bedarf, ſo der Staatsſekretair für das Kriegsdepartement, für die Marine u. ſ. w. — dann faßt der Kanzler der Schatzkammer alle dieſe verſchiedenen Bewilligungen, mit denen der Finanzadminiſtration, im Budget, oder dem Etat zuſammen, welcher eigentlich nur ein Bericht iſt, und nicht Gegenſtand der Discuſſion, denn die Taxen ſind auch ſchon bewilligt.

Die permanenten Ausgaben und Einkünfte (die des consolidirten Fonds) gehören nicht dahin, und werden nur nachrichtlich angeführt. Soweit die Ausgaben die allgemeinen Verhältnisse des Reichs, und den Kriegsstaat zu Wasser und zu Lande betreffen, trägt Großbrittanien davon 15/17, Irland nur 2/17, bis die Finanzen beider Länder consolidirt werden, welches vor dem Jahre 1819 nicht geschehen kann. England allein trägt die Lasten die sich auf die Verzinsung der nicht fundirten Schuld und dergleichen beziehen. Ebenso berichtet der irländische Kanzler der Schatzkammer über den Etat von Irland, welcher darin vom englischen abweicht, daß die Zinsen und Tilgungsfonds der irischen Staatsschuld in denselben einbegriffen sind.

„Aus dem Inhalt des Budgets welchen die Zeitungen geben, kann man nie den Betrag der Ausgaben die, neben den Zinsen der Staatsschuld und dem Tilgungsfond, vom consolidirten Fonds getragen werden, ersehen; diese Kenntniß gewähren nur die auf Befehl des Parlaments jährlich gedruckten Rechnungen; welche wir für das verflossene Jahr noch nicht gesehen haben. Sie sind übrigens, außer der Civilliste, so unbedeutend gegen das ganze, daß wir sie unbeachtet lassen können.

„Die gesammten Lasten Großbrittaniens ohne Irland welche der consolidirte Fonds zu tragen hat, betragen für das Jahr 1813, £ 37 610 000.

„Die notirten Staatsbedürfnisse (supplies) für dasselbe £ 68 685 942.

„Das Ganze der Ausgabe zusammen £ 106 295 942.

„Die Ausgaben des Budgets von Irland, welche, wie bemerkt ist, beyde Hauptrechnungen vereinigen, betragen £ 16 571 000.

„Für jetzt verweilen wir nur bei dem von Großbritanien, welches allein die Reichsausgaben nach ihren Classen aufgeführt enthält, während in dem von Irland nur der Betrag von 2/17 des Ganzen summarisch vorkommen (sic).

Diese Ausgaben sind:

Die Flotte (ohne die Marineartillerie) . . .		£ 20 575 011
Die Armee (mit Einschluß der Barracken und des Commissariats [a])		„ 18 926 537
Außerordentliche Kosten der Armee [b]) . . .		„ 9 700 000
Dito, noch nicht gedeckt vom vorigen Jahr [c]) .		„ 4 662 797
Artillerie		„ 5 101 294
Diverse Gegenstände [d])		„ 2 500 000
Zur Disposition der Regierung [e])		„ 6 200 000
Sicilien, Subsidien [f])		„ 400 000
Portugal, dito [g])		„ 2 000 000
Ostindische Compagnie [h])		„ 2 000 000
Summa für beide vereinigte Königreiche . .		£ 72 065 639

Lasten für England allein:

Rückzahlung aus dem Anleihen von 1797 [i])	£ 171 836	
Zinsen von Exchequerbills [k]) .	„ 1 800 000	
dito von Obligationen [l]) . .	„ 40 000	
Dem Tilgungsfonds für ausstehende Exchequerbills [m]) .	„ 260 000	
Creditbewilligungen von 1812 [n])	„ 3 000 000	£ 5 271 836
Allgemeine Bedürfnisse des laufenden Jahrs, Summa		£ 77 337 475
Ab: Irlands Antheil, $^2/_{17}$ von £ 72 065 639	„ 8 478 310	
dito, desgleichen an Civilliste und consolid. Fonds . . .	„ 173 223	„ 8 651 533
Englands Antheil in Summa		£ 68 683 942

„a) Einquartirung ist im brittischen Reich unerhört, und sogar durch die Grundgesetze ausdrücklich verboten. Die Regierung

hat daher Kaſernen erbauen laſſen müſſen, und wo keine vorhanden ſind, müſſen die Truppen auf Koſten des Staats eingemietet werden. Das brittiſche Commiſſariat iſt ſehr koſtbar, weil der Staat den Soldaten gegen Kürzung von ſeinem Solde, der für den Infanteriſten 11½ Pence, oder über 6½ guten Groſchen beträgt, wo er ſich auch befindet zu einem gleichen Preiſe berechnet wie er vor 30 oder mehr Jahren in England war, Lebensmittel liefert. Nach dieſer Kürzung bleibt dem Soldaten noch ungefähr die Hälfte der Löhnung. Es läßt ſich aber leicht ermeſſen wie ſchwer dieſe Naturalverpflegung bei der ungeheuren Steigerung aller Preiſe die Erhaltung der Armee vertheuert. Denn auch in der Fremde lebt die engliſche Armee nie auf Koſten des Landes, der Soldat nie im Geringſten auf die ſeines Quartierſtands. Die Ordnung des britiſchen Commiſſariats iſt bewundernswürdig. Wir wiſſen von einem Augenzeugen, daß bei Lord Wellingtons Märſchen, ſobald die Truppen in ihren Quartieren ankamen, die Portionen ſogleich vertheilt wurden.

„b) Dieſe außerordentlichen Koſten ſind zum Theil Transportdienſt, Frachten (wie denn die Fourage nach Portugal über See geſandt wird) u. dgl. großentheils aber auch Verluſt auf dem Courſe. Silber und Gold ſtehen in England um ein Großes höher als nach dem Münzpreiſe in Banknoten, der Staat aber bezahlt die Armee im Auslande in Metallgeld, weil in Spanien und Portugal die Banknoten nicht courſieren, ſondern mit Verluſt von den Empfängern verwechſelt werden müßten. Einen ſolchen Verluſt muß nach den Grundſätzen der engliſchen Regierung, das Ganze tragen.

„Im laufenden Jahre ſind dieſe Koſten um ſo ungewöhnlich größer, weil die Rüſtungen, welche Lord Wellington die Kraft gegeben haben den Krieg in der Halbinſel zu entſcheiden, beiſpiellos groß geweſen ſind.

„c) Im Budget des vorigen Jahres waren für diesen Artikel nur £ 5 200 000 bewilligt.

„d) Dies begreift hauptsächlich was man in Frankreich, oder Ländern deren Verfassung der französischen zum Theil gleichkommt, unter der Rubrik für den Dienst des Ministeriums des Innern, anführen würde: Bewilligungen für große Unternehmungen, wie den Kanal von Caledonien, oder Beihülfen für die Colonieen zu ihrer Administration u. s. w.

„e) Vote of credit, wovon sechs Millionen für die brittischen Minister, als die Verwalter der allgemeinen Reichsangelegenheiten, und 200 000 für die irländischen, für die Deckung unvorhergesehener Bedürfnisse in die innere Verwaltung dieses Königreichs. Dieser Credit wird durch Exchequerbills benutzt, und wird daher in dem Budget jedes der beiden Königreiche für die denselben zukommende Summe in der Einnahme wieder aufgeführt. — Diese Rubrik deckt hauptsächlich auswärtige Ausgaben, worüber die Minister die Genehmigung des Parlaments nicht im voraus einziehen können, z. B. in diesem Jahr die Subsidien an Schweden, weil der Tractat erst später dem Parlament vorgelegt und von ihm genehmigt ist. Ferner was Großbritannien an andern Orten zur Unterstützung des Continentalkriegs an Subsidien, Waffen, Bedürfnissen u. s. w. gewährt.

„f) Seit 1808, damit Sicilien sich selbst vertheidige.

„g) Für die portugiesische Armee wurden im Jahr 1810 zuerst £ 980 000 bewilligt: 1811 die Subsidien auf zwei Millionen erhöht.

„h) Erstattung der Forderungen wegen geleisteter Vorschüsse bei Expeditionen wie gegen Java, Isle de France und Bourbon, welche in Indien ausgerüstet worden, und wo die Eroberungen der Krone zugefallen sind.

„i) Dieses Anleihen unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß es aufkündbar ist, indem bekanntlich alle übrige

Gläubiger in der fundirten Schuld über ihr Capital nur durch Verkauf verfügen können. Als Pitt es in dieſer ungewöhnlichen Form eröffnete, nach fünf Kriegsjahren (jetzt iſt es das zwanzigſte) ſtanden die 3 pC. auf 46 — nach der Vorlegung des diesjährigen Budgets auf 57 — und wie werden ſie nach der Schlacht bei Vittoria ſtehen. Es war damals die allergrößte Geldverlegenheit, kein Banquier wollte über ein neues Anleihen contrahiren — dasjenige des vorigen Jahres hatte die Contrahenten zu Grunde gerichtet. Alſo eröffnete Pitt die neue Anleihe als eine patriotiſche Handlung für freiwillig Unterzeichnende, welches ihr den Namen Loyalty Loan gab, und mit der Begünſtigung der Kündbarkeit nach dem nächſten Frieden. Dieſes ſoll man denen zu beherzigen geben, welche den Franzoſen noch nachſprechen möchten England gehe dem Bankerott entgegen — alſo hat ſich der Staat in 16 Jahren im Innern geſtärkt.

„k) Zu 3½ Pence von 100 Pfund Sterling täglicher Zinſen, welches 5¼ Procent jährlich thut.

„l) Der Kanzler Vanſittart hat bei der zweiten Fundirung von Schatzkammerſcheinen in dieſem Frühjahr verſucht ihnen Obligationen zu ſubſtituiren, welche nicht, wie jene, nur auf ein Jahr laufen, ſondern auf zwei Jahr, oder bis ein halbes Jahr nach dem Frieden, alsdann nach der Wahl des Inhabers abzuzahlen, oder zu einem beſtimmten Preiſe in den Stocks zu fundieren. Der Plan, den wir in dieſem Augenblick nicht zur Hand haben, und alſo nur im Allgemeinen andeuten können, iſt ſinnreich, aber als eine Neuerung hat er noch nicht viel gewirkt, und es ſind auf ſolche Obligationen nur 800 000 £ unterzeichnet. Sie tragen 5 pC. per annum Zinſen, nicht nach Tagen wie die Schatzkammerſcheine.

„m) Zur Vermeidung der unter Parceval (sic) ſo ſehr anſchwollenen Maſſe, 1 pC. nach Reſolution des Hauſes der

Gemeinen auf Antrag des Kanzlers Vanſittart in der jetzigen Sitzung.

„n) Benutzt durch Exchequerbills im verfloſſenen Jahr, welche fällig werden und abbezahlt werden müſſen.“

„Dagegen [1]) Reſſourcen:

An Taxen, die auf ein Jahr bewilligt werden [o])	£	3 000 000
Überſchuß des conſolidirten Fonds [p]) . . .	„	500 000
Kriegsſteuern [q])	„	21 000 000
Lotterie [r])	„	200 000
Erſaz der fundirten Schatzkammerſcheine [s]) . .	„	15 775 800
Obligationen [t])	„	799 300
Zur Dispoſition der Regierung [u]) (Vote of credit)	„	6 000 000
Verkaufte Schiffsbaumaterialien: Englands Antheil an £ 601 608 [x])	„	531 096
Anleihe [y])	„	21 000 000
	£	68 806 196

„o) Seit der Revolution von 1688 bewilligt das Parlament die Subſidien für die Armee nur jährlich, urſprünglich um ſie auflöſen zu können, ſobald man es für gut fände; — und dieſe Form wird, wegen der glücklichen Folgen, die aus ihr entſtanden ſind, beibehalten, obgleich nicht mehr mit dem nämlichen Zweck. Dieſe jährlichen Taxen waren Land- und Malttaxe. Jene iſt 1798, damit ſie abgelößt werden könne, permanent gemacht, und es ſind ihr als jährlich zu erneuend andre, Acciſeabgaben, ſubſtituirt worden.

---

1) Nr. 71 vom 2 Auguſt 1813. Nr. 81 vom 20 Auguſt. Nr. 84 vom 25 Auguſt.

„p) Am Anfang des englischen Creditsystems waren die Anleihen Anticipationen einer Steuer: so daß das Capital mit den damals sehr hohen Zinsen (8 pC.) in zwey oder drei Jahren abgezahlt werden konnte. Weiter erstreckte sich der Credit der Regierung Wilhelms III. nicht, da seine Krone von der Hälfte der Nation für unrechtmäßig gehalten ward. Von Jahr zu Jahr mußten also neue und, nach den damaligen Umständen, schwere Auflagen gemacht werden, bis ihre Verpfändung im Kreise abgelößt war. Unter der Königin Anna genügte der Credit des Staats schon um Geld auf die verpfändete (sic) Steuern für den erst um mehrere Jahre bevorstehenden Fall ihrer Erledigung zu erhalten. Die Staatsgläubiger nahmen bis dahin auch für die Zinsen (aber zu äußerst hohen Procenten) Schuldscheine an. Die heutige Ordnung in den brittischen Finanzen beginnt seit der Thronbesteigung des hannöverischen Hauses und dem weisen Ministerium Sir Robert Walpoles. Die Gefahr der Rückkehr der Stuarts war verbannt, und England erfuhr dasselbe Phänomen welches es das ganze folgende Jahrhundert hindurch (den Zeitraum nach dem siebenjährigen Kriege vielleicht ausgenommen) ausgezeichnet hat: ein Aufblühen nach dem Kriege mit vervielfachter Lebenskraft. Die Staatsgläubiger hatten schon nach dem Utrechter Frieden eingewilligt daß ihre Zinsen auf 6 pC. herabgesezt würden: der Minister fand sie willig ihre Vorschüsse in eine beständige Rente zu verwandeln, und da deren Capitalwerth bald über Pari stand, konnte er sie ein Dritttheil der Kosten für die Nation ersparend, durch angebotene Zurückzahlung zuerst auf 5, dann auf 4 pC. herabsetzen. (Pelham that dies nachher auf 3 pC.) So läßt ein glorreich bestandner Krieg durch einen sicheren Frieden geendigt, die scheinbare Erschöpfung des Staats, unter der wohlthätigen Hand einer strengordnenden Verwaltung in Segen und Reichthum übergehen. — Die Steuern wodurch

die Rente gedeckt ward, wurden eine geraume Zeit für jedes einzelne Anleihen abgesondert gehalten, als Spezialhypothek: später, doch nur unter jener langen und heilbringenden Administration wurden die sämmtlichen hypothecirten Steuern zu einem Fond consolidirt: also daß, wenn ihr steigender Ertrag einen Überschuß gewährte, dieser entweder zu den Ausgaben des Jahrs verwandt ward, oder, wenn er sich schon als bleibend bewährt hatte, im Fall des Bedürfnisses diente ein neues Anleihen zu fundiren, ohne das Volk mit neuen Steuern zu belasten. Alle neue Auflagen welche seitdem bey dem unermeßlichen Anwachs der englischen Staatsschuld entstanden sind, um die Zinsen, und seit 1786 und 1792 um den Tilgungsfond zu gewähren, sind dem consolidirten Fond zugetheilt worden: und es ist das höchste Lob der Weisheit die englischen Verwaltungen — unter dem sichtbaren Seegen der Vorsehung — daß die Steuern so gewählt worden sind daß sie in sich einzeln an Ertrag zusammengenommen haben, anstatt daß sonst die Aufhäufungen neuer Abgaben, zwar wohl einen größeren Gesammtertrag, aber dabey eine Abnahme jeder einzelnen älteren hervorbringt. Viele Millionen der Staatsschuld sind auf diese Weise unter dem Minister Perceval (sic) fundirt worden, ohne dem Volk neue Kosten zu verursachen.

„Es läßt sich nicht läugnen daß die Bedrängungen welche der englische Handel auf dem festen Lande von Europa und in Nordamerika erfahren hat, im verflossenen Jahr mehrere der permanenten Abgaben weniger einträglich gemacht haben, als sie es in den vorhergehenden geworden waren. Andere sind dagegen beträchtlich gestiegen: so daß der mindere Ertrag auf einer Totalsumme von 41½ Millionen, doch nur anderthalb Millionen beträgt. Diese Verminderung wird sich ersetzen: inzwischen da sie hauptsächlich auf Consumtionsgegenstände fällt, so ist daran zu ersehen, daß doch das englische Volk seine

Laſten ſo ſpielend nicht trägt wie diejenigen glauben, denen es nie durch Freigebigkeit gegen den Continent genügen kann. — Nur wegen dieſe (sic) Verminderung iſt der Überſchuß auf nicht mehr als eine halbe Million geſetzt.

„q) Die Kriegsſteuern zerfallen in zwei Haupttheile, Zölle und Acciſe: dann die Vermögensſteuer. Bekanntlich faßte der große Pitt im Jahr 1798 den Entſchluß von dem gar zu unheuer anwachſenden Fundirungsſyſtem abzuweichen, und anſtatt das Deficit des Jahrs ganz durch neue Anleihen zu decken, einen ſo großen Theil des jährlichen Bedürfniſſes als möglich durch Kriegsſteuern aufzubringen. So führte er zuerſt die Einkommenſteuer ein: dann mehrere Zweige der Zölle und Acciſe; und dieſes Syſtem welches die Finanzen Englands vollendet hat, iſt von ſeinen Nachfolgern ſeit der Wiedererneunung des Kriegs zu einer immer ſteigenden Ausdehnung gebracht worden.

„Die urſprüngliche Abſicht Pitts war dieſe Steuern nach dem Frieden ſo lange fortdauern zu laſſen, bis ſie einen Theil der Anleihen der vier letzten Kriegsjahre, deren Fundirung er unterließ, um die Nation nicht zu ſchwer zu drücken, abgelößt haben würden, und ſo kehrte er in dieſer Hinſicht zu dem alten Plan des Kanzlers Montague zurück. Da aber die Nation die Aufhebung der Einkommenſteuer ſehr wünſchte, und nach dem Frieden von Amiens alle Finanzquellen unſäglich reichlich floſſen, ſo veränderte es Addington: er fundirte jene Anleihe, und die Kriegsſteuern ſollten aufhören. Der Wiederausbruch des Kriegs veränderte dies. Lord Henry Patly im Jahr 1807 faßte den Plan ſie zu gebrauchen um die neuen Anleihen zu fundiren, und durch einen ſinkenden Fond von 5 pC. in 14 Jahren jedesmal wieder zu tilgen, ſo daß die Nation allerdings die Laſten des Krieges während ſeiner Dauer weit weniger als bei jedem andern Syſtem gefühlt haben würde. Dagegen aber würden ſie dauernd geworden ſein, und es war

nicht blos aus Partheigeiſt — obwohl auch dieſer mitwirkte — daß ſein Nachfolger zu dem früheren Syſtem zurückkehrte. Perceval ſelbſt, und Vanſittart haben es doch rathſam gefunden in der Vermehrung der Steuern Gränzen zu ſetzen, und ihre Einträglichkeit zu erhalten, einigermaßen in dieſelbe Bahn einzulenken. Es ſind gegenwärtig £ 2 706 000 an Kriegsſteuern dem conſolidirten Fond beigelegt, und haben alſo den Charakter temporairer Steuern inſofern verloren, daß ſie nur dann eingehen werden wenn bei einem dauerhaften Frieden, der Geſammtertrag dieſes Fonds ſo anwächſt daß ſie entbehrlich ſind. Im Allgemeinen läßt es ſich auch nicht erwarten, daß die als Kriegsſteuer aufgelegten Zölle und Acciſe, gemäß der urſprünglichen Abſicht, ganz eingehen können. Nur die Vermögensſteuer wird aufhören, wenn dieſe oder die folgende Generation einen wahren Frieden erlebt. Jene möchte unentbehrlich ſein um die Nation an Land- und Seemacht hinreichend gerüſtet zu erhalten.

„Dieſe Rubrik wird, mit der neu aufgelegten Steuer dieſer Sitzung für das gegenwärtige Rechnungsjahr geſchätzt auf . . . . £ 10 302 965
Die Vermögensſteuer für daſſelbe Jahr wird geſchätzt auf . . . . . £ 12 960 000

„Die Differenz zwiſchen der obenſtehenden Summe, und dem Geſammtbetrag dieſer beiden nebſt dem Antheil des conſolidirten Fonds, wird gedeckt durch Rückſtände der Vermögensſteuer, auf deren Eingang ſicher zu rechnen iſt.

„r) Die engliſche Lotterie enthält nicht Combinationsgewinne (ſie iſt kein Lotto), ſondern Summen von £ 20 000 bis £ 10, welche auf einzelne fortlaufende Zahlen gewonnen werden. Sie iſt von den Claſſenlotterien nur dadurch verſchieden, daß ſie nicht verſchiedene Claſſen enthält, ſondern bis zur Erſchöpfung gezogen, und das Loos beim Einſatz auf einmal bezahlt wird.

Gewöhnlich werden in jedem Jahr drei Lotterien gezogen, und der Plan einer jeden iſt immer etwas verſchieden. Im Allgemeinen ſind die Hälfte der Looſe Nieten. Der Miniſter verkauft die ganze Lotterie an Unternehmer zu einem jedesmal verdungenen Preis für jedes Loos, ſo daß, was nach Zahlung der Gewinne übrig bleibt, reine Einnahme für den Staat iſt: die Unternehmer können den Verkaufspreis ſetzen wie ſie wollen, ihn im Fortgang des Debits erhöhen u. ſ. w. Die Rechnung des Staats iſt ganz einfach und offen: nichts wird unter der Form gekürzter Procente u. dgl. verſteckt. — So lange die engliſchen Finanzen zu einem mäßigen Umfang begränzt waren, gehörte die Lotterie zu den weſentlichen Finanzreſſourcen gewöhnlicher Friedensjahre. Bei ihrer jetzigen rieſenmäßigen Ausdehnung, wo ihr Ertrag nur $^1/_{550}$ der geſammten Staatsbedürfniſſe beträgt, wäre es kinderleicht ſie zu erſetzen, wenn ſie nicht zum nothwendigen Übel geworden wäre. In jenen früheren Zeiten mußte die Regierung es ſchon geſchehen laſſen, daß die Unternehmer auf Einrichtungen im Plan beſtanden, welche den Spielgeiſt lockten und wach hielten, und das war freilich ein Übel. So wurde täglich nur eine kleine Anzahl Looſe, und die ganze Lotterie nur in vielen Tagen gezogen: und gewiſſe Gewinne waren an gewiſſe Tage der Ziehung gebunden. Daher entſtand das ſogenannte Aſſecuriren oder Wetten auf das Herauskommen von Looſen, welches mit kleinen Einſätzen, auf eine völlig ſo verderbliche Art wie das Lotto, diejenigen beſchäftigte, welche nur mit einzelnen Groſchen ſpielen können: denn ein Loos koſtet ſelten weniger als zwanzig Pfund, und die kleinſten Theillooſe ſind Ein Sechzehntheil. Dieſes Übel iſt durch die ſehr einfache Veränderung ausgerottet, daß man die ganze Lotterie entweder in einem, oder doch höchſtens nur in zwei oder drei Tagen ziehen läßt. So von jenem Auswuchs der Nebenlotterien befreit kann die Lotterie der Neigung des Publi-

cums immer bleiben mit einer größeren oder kleineren entbehrlichen Summe das Glück zu verſuchen. — Beiläufig bemerken wir, daß in dem Zeitalter der Kindheit des brittiſchen Credits während des ſpaniſchen Succeſſionskriegs Lotterieen auch in England eine Form der Anleihen waren, in der Geſtalt, daß die Totalſumme des Betrags der Looſe nach einem Jahre oder länger, wie es das Glücksrad entſchieden, zurückbezahlt ward. So mangelhaft war aber damals noch die Finanzverwaltung, daß die Termine nicht gehörig gehalten wurden, und wir beſitzen ein Londoner Preiscourant von Effecten vom Jahr 1707, wo die Lotteriegewinne mit (wenn unſer Gedächtniß nicht täuſcht, da wir jenes Blatt nicht einſehen können) 35 Procent Verluſt angeführt ſind. Die Bons der Schazkammer verloren damals 25 Procent. — Dieſe Beiſpiele ſind in einem Zeitraum wo die Finanzen aller Staaten leiden, ſehr tröſtlich: denn das Leben, welches ein glänzender Krieg in der Nation erregt hatte, die lange Sicherheit eines ruhmvollen Friedens, und die einfachen Einrichtungen eines ſparſamen, höchſt ordentlichen und verſtändigen, wenn gleich gar nicht genialiſchen Finanzminiſters ſchufen in wenigen Jahren, was nur Stoff der Agiotage geweſen war, zu ſoliden Capitalien um.

„s) Dieſe Summe hat der Kanzler der Schazkammer, theils in 5, theils in 4 Procent Stocks fundirt, und giebt nun denſelben Betrag in neuen Scheinen aus. Die Rubrik im engliſchen iſt etwas uneigentlich; doch iſt das gleichgültig im Innlande (sic), wo jeder gebildete Mann verſteht was damit gemeint wird. Die Fundirung von Exchequerbills geſchieht deswegen, damit der Staat eine neue Summe in dieſen Papieren ausgeben könne, weil dieſe ſich nicht ins Unendliche vermehren laſſen; und die beiden Mittel, welche der Miniſter hat, die Lücke zu füllen, die nach der wirklichen Einnahme zurückbleibt, ſind Anleihen und Schazkammerſcheine; denn der Verſuch des

gegenwärtigen Miniſters von dem die folgende Anmerkung handeln wird, iſt noch zu unbedeutend und wird es wahrſcheinlich immer bleiben. Wollte man die ganze mangelnde Summe durch contrahirte Anleihen decken, ſo würde man dabei zwiefachen Nachtheil antreffen. Einmal würden ſich ſchwerlich Unternehmer für die übermäßig große (sic) Summen finden: wogegen die Unterzeichnung bei der Fundirung von Schazkammerſcheinen deswegen weil ſie kein Gegenſtand der Speculation ſind, ſich ſicher berechnen läßt. Zweitens verlangen die Contrahenten von Anleihen durchaus 3 Procent Stocks (wenn nicht die Umſtände dem Miniſter ſo außerordentlich günſtig ſind wie im Jahr 1808), als diejenigen deren Steigen dem Speculanten das beſte Spiel gewährt: alſo muß eine weit größere Summe Nominalcapital creirt werden, und je ernſthafter es mit dem ſinkenden Fond gemeint iſt, und je gewiſſer eine ausnehmende Erhöhung der Stocks nach einem Frieden bevorſteht, um ſo weniger kann der Miniſter blos auf die Zinſen Rückſicht nehmen. Er muß erwarten, daß der Staat einen großen Theil der 3 pC. wofür er nur 57 bekommt einmal zu 75 oder vielleicht 90 einlöſen müſſe. Ja auch die permanente Laſt wird ſo größer: denn das eine Procent Tilgungsfond wird nach dem Nominalcapital beſtimmt und fundirt. Werden aber Schazkammerſcheine fundirt, ſo nehmen die Inhaber dafür leicht 5 Procent Stocks an (denn ſie ſind Capitaliſten und nicht Speculanten) und dieſe können nie über pari ſteigen, weil der Staat das Recht hat alle ſeine Schulden al pari abzulöſen. — Von den Obligationen unter

„t) haben wir ſchon geredet: ſie ſind ein neuer Verſuch, der ſchwerlich Glück machen wird. Die Abſicht damit iſt der Verhandlungen wegen Fundirung der Schazkammerſcheine überhoben zu ſeyn, da dieſe immer nach einem Jahr abgezahlt, oder fundirt, oder erneuert werden müſſen.

„u) Das vote of credit wird durch Creirung von Schatzkammerſcheinen benutzt: und das gewöhnliche Verfahren iſt, daß die Bank deren Werth auszahlt und ſie ecoulirt. Sie hat dabei Zinſen, nach einem Discont von 5½ Procent und überdies den Vortheil eines kleinen Agio von ¼ bis ⅛ Procent, welches die Exchequerbills faſt immer gegen baares Geld tragen: anſtatt daß ſie bei kaufmänniſchem Papier nur 5 Procent Disconto und immer doch Riſico hat, welches bei den Effekten einer ſolchen Regierung gar nicht exiſtirt. — Da das vote of credit des verfloſſenen Jahrs, welches jetzt eingelößt wird (ſ. oben Einnahme) nur £ 3 000 000 beträgt, ſo iſt es klar, daß die Summe der Schatzkammerſcheine in dieſem Jahre um £ 3 000 000 vermehrt iſt. — Uebrigens verſteht es ſich, daß eine ſolche zur Dispoſition der Regierung geſtellte Summe dem Parlament genau verrechnet wird, und daß hier nicht von geheimen Ausgaben die Rede iſt.

„x) Unter verkauften Schiffsbaumaterialien (naval stories) ſind theils beſchädigte Gegenſtände aus den Magazinen, theils die Beſtandteile aufgebrochener Schiffe, theils Kriegsſchiffe die als unbrauchbar verkauft werden zu verſtehen.

„y) Die Anleihe für Großbritannien allein beträgt die obige Summe: außerdem aber ſind noch zugleich 6 Millionen für Irland zu denſelben Bedingungen angeliehen, und werden zwar von dieſem Theil des vereinigten Reichs verzinſet: dennoch iſt es ebenfalls der Londoner Geldmarkt, welcher ſie abſorbiren muß. Mit ſcharfer Berechnung aller Koſten, das heißt, nicht nur der permanenten Zinſen, und der auf 48 Jahre, alſo bis nach der gänzlichen Ablöſung des Capitals creirten Annuität, ſondern auch des Disconts der für Anticipation der Einzählungstermine vergütet wird, koſtet dieſes Anleihen dem Staat allerdings, wie Ponſonby in der Debatte es angegeben hat nicht weniger als 5¾ pC. jährlicher Zinſen. Erwägt man nun, wie

ungleich theurer jedem Staat des Continents der Verſuche (sic) auch nur einen äußerſt kleinen Theil auch nur des Capitals von 21 Millionen Pfund anzuleihen (ohne auf Anleihe für Irland und die Fundirung der Schazkammerſcheine Rückſicht zu nehmen): — erwägt man, daß Frankreich ſeine Renten nur durch gezwungene Anleihen als Finanzhülfsmittel gebrauchen kann, und daß dieſe Renten dennoch den Acquirenten nach ihrem Cours über 6⅔ pC. Zinſen gewähren: ſo fehlt freilich viel daran, daß dieſe gegen die ſeit dem Jahr 1807 geſchloſſenen Anleihen erhöheten Zinſen ein Prognoſticon des Vorfalls und der Gefährdungen der engliſchen Finanzen wären. Im Gegentheil iſt nichts erſtaunungswürdiger als daß bei der Creirung von mehr als 50 Millionen Nominalcapital für Großbritannien allein, nicht nur ein ſo leidlicher Zinsfuß zu erhalten geweſen, ſondern daß die Möglichkeit vorhanden iſt ſo ungeheure Summen zu erhalten und unterzubringen. Worauf wir die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer zu richten beabſichtigen iſt die beiſpielloſe Laſt, welche Großbritanien auf ſich genommen hat um den Kampf für ſeine eigene Sicherheit und Würde, und den für die Unabhängigkeit der Völker zu einem glorreichen Ende zu führen: und wie es dafür das Blut der Muthigen und einen großen Theil der Genüſſe ja ſogar der Bedürfniſſe aller ſeiner Bürger unermüdet geweiht hat, und ferner weihen wird, und dies zwar auf eine ganz unbeſtimmte Zeit, aber unter wachſendem und immer fühlbarerem Druck fortſetzen kann.

„Seit der Errichtung des ſinkenden Fonds iſt es der Nation keineswegs gleichgültig, ob wenn ſie eine Million Pfund Zinſen zahlt, dieſe 20 Millionen 5 pC. oder 33 Millionen 3 pC. oder, wenn in dieſen letzten angeliehen wird, ob ſie dieſe Summe oder 40 Millionen Nominalcapital repräſentirt — indem ſie jedes angeliehene Capital durch das Tilgungsprocent

ablöſen muß. Die Koſten eines jeden Anleihens laſſen ſich aber nur nach den Zinſen berechnen welche die Nation zu tragen bekommt. Der Preis den ſie bei dem Einkauf für den ſinkenden Fond über denjenigen zahlt, wozu ſie ihre neu creirten Stocks verkauft hat, gehört nicht weniger zu den Koſten der Anleihe, nur läßt er ſich nicht berechnen, z. B. wenn man die 3 pC. zu 56½ weggiebt und ſie nachher zum Theil zu 70 aufkaufen muß. Dieſer Verluſt wird, wenn die Umſtände den Miniſter nöthigen ſich eine Anleihe in 3 pC. Stocks gefallen zu laſſen, dadurch etwas beſchränkt, daß er lange Annuitäten anſtatt Capitalſtock anbringt: das heißt eine Rente, die mit dem Jahr 1861 erlöſcht: denn dies iſt nur eine Vermehrung der Zinſenlaſt, nicht des Capitals.

„Es iſt nähmlich der Gang einer jeden neuen Anleihe der, daß der Miniſter mit einem oder mehreren Banquierhäuſern darüber con obbligo abſchließt, wie viel in Stocks und Annuitäten ſie für die Summe, welche er bedarf in den Büchern der Staatsſchuld zu empfangen haben: wobei ſie ſich verpflichten dieſe Summe in beſtimmten Friſten einzuzahlen; ſo daß ſie berechtigt ſind dieſe Termine zu anticipiren, und ſich dafür einen verabredeten Discont (von 4 oder 5 pC. per annum) zu kürzen.

„Die einfachſte Grundregel dieſes Geſchäfts, welche man um den Begriff deſſelben zu haben faſſen muß, iſt daß das Minimum des Betrags der neuen Stocks etwas größer ſein muß als der Nominalwerth den man für die contrahirte Summe an den Stocks worauf die neue Anleihe abgeſchloſſen wird, acquiriren könnte. So z. B. wenn die 3 pC. Conſol. [1]) 60 ſtehen, und die Anleihe in dieſen Stocks abgeſchloſſen wird, ſo iſt das Minimum worauf ſich contrahiren läßt etwas mehr als 66⅔ pC. weil dieſes das Pari nach dem Marktpreiſe wäre, und der Reiz welcher für jedes neue Anleihen vorhanden ſeyn muß darin beſteht, daß es etwas vortheilhafter als die alten

Stocks ſey. — Die Anleihe wird dem Mindeſtfordernden überlaſſen. Dieſes könnte nun, in der eben gebrauchten Suppoſition ſo geſchehen, daß eine Aſſociation von Banquiers 167½, eine andre aber nur 167¼ in 3 pC. Conſol. forderte. Aber in einer einzigen Art der Fonds wird nie eine Anleihe contrahirt: nämlich wenn die Umſtände günſtig ſind verbindet man mit den 3 pC. einen Theil zu 4 pC. oder 5 pC. weil dabei ſo viel weniger Capital verſchrieben wird: und wenn man auch ausſchließlich 3 pC. creiren muß, ſo errichtet man immer einen Theil unter der Form von Reduced, und einen andern unter der von Conſols. Dieſe beiden Hauptarten der 3 pC. (es giebt auch unbedeutendere Nebenarten) ſind jetzt — die Namen beziehen ſich nur auf ihren Anfang — in keinem andern Stück unterſchieden, als darin daß die Zinſen der einen Anfang Januar und Juli, der andern April und Oktober bezahlt werden.

„Da nun der Käufer keine Zinſen vergütet, ſo ſteht natürlicherweiſe jede der beiden Arten um ſo viel höher als die andre, je näher der Termin fälliger Zinſen für dieſelbe rückt: — andrerſeits findet ſich der Staat nothwendig veranlaßt die Zeit der Zinſenzahlung für ſeine neuen Schulden lieber auf vier als auf zwei Termine im Jahr zu vertheilen. Daher iſt die gewöhnliche Form daß der Miniſter (um dies durch das vorher gebrauchte Beiſpiel zu erläutern) erkläre, er werde 100 £ in den 3 pC. Conſols (oder Reduced) geben: und wer am wenigſten in der andern Claſſe von Fonds fordere (alſo nach dem obigen Beiſpiel 67½) ſolle das Anleihen erhalten. Der Kunſtausdruck iſt: das Bieten geſchehe in dieſer oder jener Art des Fonds. — Es geſchieht aber auch wie in dieſem Jahr, daß die Fonds vom Miniſter beſtimmt, und die Contrahenten ihr Gebot in langen Annuitäten zu thun aufgefordert werden: das heißt, zu beſtimmen wie viel Renten, im Verhältnis des baaren Betrags der Anleihe, ſie fordern: Renten, welche mit

dem Jahr 1861 erlöschen. Der Capitalwerth der letzten wird gegenwärtig zu 14mal die Rente gerechnet.

„Und so ist im gegenwärtigen Jahr das Anleihen geschlossen für jede £ 100 baares Geld zu 110 pC. Reduced 60 id. Consols und 8 sh. 6 d. in langen Annuitäten: diese letzte Summe ist der Ausdruck von dem was wir $^{17}/_{40}$ pC. bezeichnen würden.

„Zur neuen fundirten Schuldenlast gehört aber auch der Betrag der fundirten Schazkammerscheine, weil ihre Fundirung eben darin besteht, daß permanente Abgaben creirt, oder wenn sie schon bestanden, und einen Überschuß gaben, dieser angewiesen wird um ihre Verzinsung und Tilgung zu sichern. Für die Anleihe von 21 Millionen sind 35 700 000 in 3 pC. creirt: aber die Fundirung der 15 775 800 an Exchequerbills, (theils in 5, theils in 4 pC.) erhebt die Totalsumme der neuen Schuld auf 54 780 423 £ welche mit £ 2 062 066 verzinset werden, und mit Einschluß des Tilgungsprocents und der Administrationskosten an neuen permanenten Lasten £ 2 845 041 erfordern: eine Last von deren Druk dieses eine Vorstellung geben machen" (lies vielmehr mag) „daß sie auf die Zahl der Einwohner Großbrittaniens vertheilt auf jeden Kopf mehr als einen Thaler unsers Geldes permanenter jährlicher Lasten ausmacht, während die Einnahme Preußens vor 1806 ebenso vertheilt auf jeden Unterthan wenig mehr als 3 Thaler betrug. Welche Maaßregeln der Minister bei dieser beispiellosen Bürde angenommen, wird der Verfolg dieses Aufsatzes entwickeln und rechtfertigen."

Unter diesem Artikel steht „Fortsetzung folgt", dieselbe ist aber nicht erschienen.

29

Im zweiten Jahrgange des Preußiſchen Korreſpondenten ſind zuerſt einige Artikel teils mit N. teils mit Niebuhrs vollem Namen unterzeichnet. Am 2 Februar übernahm er wieder die Redaktion, am 19ten legte er ſie nieder, am 28ſten September zeigt die Verlagsbuchhandlung an, die Redaktion werde „künftig durch einen Verein mehrerer Gelehrten, nach einem neuen Plane beſorgt werden". Gezeichnet iſt außer jenen erwähnten, und meiſt in ſeinen nachgelaſſenen Schriften abgedruckten, Artikeln nichts mehr von ihm. Unter jenem „Verein von Gelehrten" befindet ſich auch Niebuhrs Name, und es leidet keinen Zweifel, daß er auch ferner die Zeitung mit Beiträgen unterſtützt hat. Wir laſſen einige Stücke folgen, bei welchen ſeine Urheberſchaft beſonders wahrſcheinlich iſt, obgleich er in dem Verzeichnis [1]) der von ihm herrührenden Artikel nicht als Verfaſſer genannt iſt.

„Litteratur [2]) der Zeitgeſchichte.

„De Bonaparte, des Bourbons et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes pour le bonheur de la France et celui de l'Europe par Fr. Aug. de Chateaubriand. Paris 1814.

„So gering die Anſprüche auch ſind, die man in Hinſicht der Form und des Inhalts an eine Gelegenheitsſchrift wie die vorliegende machen darf, die das Werk einiger Stunden iſt, und ſo wenig wir daher geneigt ſind, ſie irgend einer ſtrengen Critik zu unterwerfen, ſo ſcheint es uns doch nothwendig, auf

1) Geſchichte des Zeitalters der Revolution II, 408.
2) Nr. 75 vom 13 Mai 1814.

den Geiſt aufmerkſam zu machen, der darin waltet, und der, wenn uns nicht alles trügt, als der jetzt in Frankreich herrſchende überhaupt zu betrachten iſt. Nach einem ſo furchtbaren Zorngericht, als ſeit 25 Jahren über Frankreich verhängt war, mußte man erwarten, daß ſelbſt verſtockte Herzen von dem alten ſündlichen Wahn ablaſſen, und ſich in Reue und Demuth zu Gott bekehren würden, der ſich ihnen auf eine ſo unmittelbare und wundervolle Weiſe offenbarte; aber in dieſer Schrift eines berühmten Schriftſtellers, der bekanntlich ſeit lange eine Art von Coquetterie mit dem Chriſtenthum trieb, findet ſich von dem Gefühl der Zerknirſchung und Buße auch keine Spur: ja, auf jeder Seite kommen Äußerungen und Gedanken vor, die nothwendig gerügt werden müſſen. Gleich auf der erſten Seite heißt es von Frankreich: dieſes Reich, das das erliegende Rom gebahr, mitten unter ſeinen Trümmern, wie einen letzten Verſuch ſeiner Größe. Unbegreiflich abgeſchmackt iſt es, daß Hr. v. Ch. die Wahl Bonapartes zum franz. Kaiſer, als das Werk des Volks darſtellt: man verzweifelte unter den Franzoſen eine Stirn zu finden, die die Krone Ludwigs XVI zu tragen wagte, ein Fremder bot ſich dar, er ward gewählt. Warum nicht lieber geradezu geſagt, mit was für Gewaltſtreichen dieſe Maßregel durchgeſetzt ward, und im Grunde iſt das Compliment, was der Verf. den Franzoſen macht, doch nur ein ſchlechtes.

„Mit etwas Mäßigung konnte er ſich und ſein Geſchlecht, auf dem erſten Thron der Welt behaupten. Niemand machte ihm denſelben ſtreitig. Bonaparte hatte nur militairiſche Talente, worin ihm mehrere von unſern (franz.) Generalen gleich kamen, wenn nicht ſogar übertrafen. Der Degen eines Franzoſen konnte dieſes edle Blut (des Herzogs von Enghien) nicht vergießen, nur ein Fremder konnte die Quelle deſſelben verſtopfen. Sind denn Ordener, Savary, Hülin und die Gar-

diſten, die ihn niederſchoſſen, keine Franzoſen? Alle die Handlungen der Gewalt, der Treuloſigkeit, des Verraths, die von Franzoſen und für Frankreich ausgeführt wurden, heißen nun antifranzöſiſch, wovon die Schmach nur auf das Haupt des Fremdlings zurückfällt. Leichter kann man ſich nicht von der großen Sündenſchuld befreien als ſie kurz und gut einem andern aufbürden; aber in welchem Widerſpruch ſteht mit dieſem Gegenſatz, den der Verfaſſer zwiſchen dem Fremden und Franzoſen aufſtellt, die Behauptung, daß, wenn Bonaparte noch eine kurze Zeit regiert hätte, Frankreich nur eine Räuberhöhle geblieben wäre: wir ſahen die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung nicht ein, wenn die Elemente dazu nicht vorhanden waren. Selbſt die Revolution wird in Schutz genommen, ſie die einzige Quelle der Leiden, die Europa zerrütteten; und doch, was hat Bonaparte anders gethan als Robeſpierre und andere verruchte Böſewichter dieſes Gelichters thaten nnd thun wollten? War nicht Bonaparte ihr Zögling und ihr Erbe? Schaudererregend iſt allerdings das Gemählde von den Gräueln der Conſcription und den Mitteln, die Menſchen — das Kanonenfutter, chair à canon — zuſammenzutreiben, aber bei'm Leſen bringt ſich unwillkührlich die Bemerkung auf, daß es doch Franzoſen waren, die ihre Landsleute und Brüder auf dieſe ſchreckliche Weiſe mißhandelten. Selbſt Hr. v. Ch. kann nicht umhin, ſein liebes Paris, la capitale du monde civilisé (S. 21) und Frankreich durch ſein Genie und ſeine Lage, gleichſam die Seele und das Herz des gebildeten Europa zu nennen, Ausdrücke, die in dieſem Augenblick, da die edelſten und tapferſten Völker das Land ſiegreich beſetzt hatten, und mit einer hohen Großmuth die ſchrecklichen Gräulthaten, die von den Söhnen des gebildetſten Landes von Europa in ihrer Heimath verübt waren, vergaßen, ebenſo unſchicklich als anmaßend ſind.

„Was soll man vollends zu folgender Stelle sagen (S. 32): die Frömmigkeit und die Redlichkeit saßen auf dem Throne Frankreichs, wie auf andern Thronen die Gewalt und die Staatsklugheit. Kurz vorher findet er in dem Umstand, daß Frankreich aus einem Geschlecht 43 Könige gehabt habe, unter denen man nur einen Tyrannen (Philipp IV oder Ludwig XI oder Ludwig XIV oder wen meint er sonst?) einen ewigen Gegenstand des Stolzes für das Vaterland. Wir sehen hierin keine Ursache zum Stolz, lediglich zur Dankbarkeit gegen Gott, der den Völkern gute Herrscher schenkt.

„Diese Stellen sind hinreichend, um den Geist einer Schrift zu bezeichnen, die in Frankreich natürlich viel Aufsehn erregt, und überall verbreitet wird; wir geben zu, daß sie in kurzen Zügen ein furchtbares Bild von Bonaparte's Schreckensregierung aufstellt; es weht aber ganz in ihr derselbe Geist des Hochmuths und der Anmaßung, wodurch Frankreich seit den Zeiten Carls VIII wenigstens einen so verderblichen Einfluß auf seine Nachbaren zunächst und ganz Europa ausgeübt hat: allen Völkern, und namentlich den Deutschen, kommt es zu, überall, wo sich nur eine Gelegenheit darbietet, sich gegen die Gesinnungen aufzulehnen, sie wo möglich im Keim zu ersticken, damit sie nicht wieder zu Thaten gereift, verderblich und schädlich werden mögen."

„Litteratur [1]) der Zeitgeschichte.

„Goethe hat eine sehr lehrreiche Parabel von einem Ungefügen, der in eine stattliche Gesellschaft kommt: während er dem ersten Herrn einen Bückling macht, tritt er dem andern hinter sich auf den Fuß; er, rasch sich umwendend, bittet um Entschuldigung und stößt einen Dritten mit dem Ellenbogen

1) Nr. 104 vom 2 Juli 1814.

bei dieſer Gelegenheit in die Seite: während er auf dieſe Weiſe unaufhörlich beſchäftigt iſt, die erſten Verſehen gut zu machen, macht er immer neue, bis endlich Jemand, der keinen Scherz verſteht, ihn zum Tempel hinauswirft. So ungefähr iſt es Hrn. v. Chateaubriand gegangen. Bei dem Bückling gegen die hohen verbündeten Mächte hatte er die Engländer auf den Fuß getreten; als er ſich entſchuldigte, verdarb er es mit den Italienern und nun kommt Jemand, der ihn mir nichts dir nichts aus der guten Geſellſchaft heraustransportiert. Es geſchah in einer Lettera di un Italiano al Signore de Chateaubriand, autore del (sic) opera intitolata: Buonaparte e i Borboni. Parigi 1814. Der Brief iſt kurz und entſcheidend: die Hauptſtellen mögen hier ſtehen, ſie verrathen zugleich den italieniſchen Charakter.

„Sie ſagen, die Laſter der Franzoſen ſind nicht der Verrath, die Verruchtheit und die Undankbarkeit. Gewiß, der Verrath iſt nicht das Laſter des Franzöſiſchen Volks, aber jedoch was anders als franzöſiſch Blut wallte in den Adern jenes Verbrechers, der ſeinen Dolch in das Herz des Tugendhafteſten unter Frankreichs Königen ſtieß? War nicht auch ein Franzoſe der Mörder ſeines Vorgängers und Ludwigs des Vielgeliebten?

„Gott ſoll mich behüten zu ſagen, daß die Verruchtheit der Fehler ihres Volks iſt. Aber jedoch, die Handlungen der ſchwärzeſten Treuloſigkeit, womit die Blätter der Geſchichte befleckt ſind, treten ſie nicht zurück vor der abſcheulichen Bartholomäusnacht? (Bekanntlich hat Hr. Briſſard ein dickes Buch geſchrieben, worin er die Franzoſen auch von dieſer Schuld rein wäſcht und ſie — den Fremden beimißt. Es iſt wirklich durchaus nothwendig, daß die Franzoſen ſich von aller Gemeinſchaft mit andern Völkern abſondern, weil ſie immer das Unglück haben, durch den Einfluß derſelben zu den größten Ver-

brechen hingeriſſen zu werden.) Euren Jahrbüchern gehören auch die Metzeleien des 2 Septembers, die Erſäufungen von Nantes und ſo viele andere Gräuel, von denen die Einbildungskraft ſich mit Entſetzen abwendet.

„Endlich die Undankbarkeit iſt wahrlich nicht der Fehler, der Ihnen eigen iſt: aber guter Gott! welches andern Verbrechens als die Franzoſen zu ſehr zu lieben, war Ludwig XVI ſchuldig, der unter dem Beile des Henkers Gott bat, die Sünde ſeiner Mörder zu verzeihn? Und doch habt ihr eure Hände mit dieſem unſchuldigen Blut befleckt, ihr habt damit das Brod benetzt, das ihr euren Kindern reichtet, um ſie mit Abſcheu gegen ſein Andenken zu erfüllen. Und doch ſchlepptet ihr ſeine unglückliche Gattin aufs Blutgerüſt, ließet ihr jämmerlich den geheiligten Sprößling der Capets umkommen. Könnte man hieraus nicht ſchließen, daß der Verrath, die Treuloſigkeit und die Undankbarkeit die natürlichen und angebornen Fehler des franzöſiſchen Volks ſind?

„Bonaparte iſt von Corſika gebürtig, einer von Italien abhängenden Inſel; und die Italiener, die ſich rühmen, in ihre Jahrbücher den Namen Paoli's einſchreiben zu können, dieſer feſten Stütze der Freiheit ſeines Vaterlandes, weigern ſich nicht Bonaparte als ihren Landsmann anzuerkennen, den Gewinner der Schlachten, aber den Zerſtörer aller Freiheit, den Feind jeder Unabhängigkeit. So verwerfen ſie auch nicht die Medicis (sic), die Mazarini, die Alberoni und ſo viele andre Italiener, die durch ihren Verſtand und ihren Geiſt über fremde Völker herrſchten. Aber wenn Bonaparte tauſend Verbrechen ſchuldig iſt, ſo iſt ſein größtes, Italien ſein Vaterland, unterdrückt und verraten zu haben, um eure unerſättliche Habſucht zu befriedigen.

„Ja Bonaparte iſt ein Italiener, und wir haben ihn immer als einen ſolchen angeſehn; aber nur als er dem Miß-

geſchick erlag, gebt ihr uns dieſen Mann zurück, den ihr uns mit ſo vielem Eifer ſtreitig machtet, ſo lange er vom Glück begünſtigt war. Eine ſpäte Zurückgabe in der That, und jener ähnlich, worüber ſich der große Alfieri beklagte.

„Wenn gebeſſert durch dies Unglück, unterrichtet durch die Erfahrung, ihr Anſpruch macht zu der alten Großmuth der Condé, Catinat, Turenne zurückzukehren, warum gabt ihr uns nicht die Denkmäler der Künſte, die Bildſäulen, die Schildereien wieder, die ihr aus unſern Kirchen, Sammlungen, Schlöſſern und Beſitzungen geraubt habt? Weder Karl VIII noch Franz I noch irgend ein Ludwig benutzten je ihre vorübergehenden Erfolge in Italien, um die Meiſterwerke Michael Angelo's und Raphael's zu rauben. Gebt ſie alſo Italien zurück, die ihre Mutter und Erhalterin war, Italien, das ſie liebte, wie die friedlichen Siegszeichen ſeiner Tugenden und Kinder! Gebt Italien die glänzenden Werke ſeiner Meiſter zurück! Wir bedauern nicht die Schätze, die ihr uns ſeit 20 Jahren geſtohlen habt; unſre fruchtbare Erde, ſich ſelbſt zurückgegeben, wird ſie in größerm Überfluß erſetzen, aber wir fordern von euch die Denkmäler unſeres Geiſtes, die erhabenen Arbeiten unſrer Väter! Mögen dieſe köſtlichen Beuten heimkehren nach ihrem vaterländiſchen Boden, und der Fremde wird über den Anblick derſelben vielleicht vergeſſen, daß es ein Volk gewagt hat, ſie ihrer Heimat zu entreißen."

30

Völlig in Niebuhrs Geiſte ſowie durch den Stil als ſein Eigentum charakteriſiet iſt folgender Aufſatz [1]):

[1]) Nr. 148 vom 17 September 1814.

„Deutſchland.

„Die Deutſchen in ſo viele Stämme getrennt, von ſo viel Fürſten beherrſcht, äußern in einem ausnehmenden Grade Anhänglichkeit an die Eigenthümlichkeit der Einen, und Liebe für die Andern. Dabei iſt nichts zu tadeln, wollten ſie nur noch eine gleich warme Neigung und Liebe ihrem gemeinſamen Vaterlande zuwenden, damit dadurch die Einigkeit der verſchiedenen Verzweigungen des Grundſtammes erhalten würde. Wohl haben alle zu dem letzten großen Schritte ſich vereint, aber was ſie getrieben, war der allgemeine Haß gegen den Unterdrücker, der alle Rechte mit Füßen trat, die gemeinſame Noth, die Entrüſtung über den Hohn, das Beiſpiel Rußlands und Spaniens, und die Klugheit derjenigen, die das Ganze leiteten. Gott verhüte, daß je wieder gleiche Drangſale Deutſchland zu gleicher Anſtrengung drängen mögen; vielmehr ſollen wir uns rüſten durch Gemeingeiſt und Einigkeit, damit wir künftig ähnliche Anfälle, ehe ſie zum Verderben gediehen ſind, abtreiben können.

„Es wäre ſehr irrig, zu meynen, daß ſchon durch eine, der deutſchen Nation und ihren gegenwärtigen Bedürfniſſen angemeſſene, Verfaſſung dieſes alles uns zufallen würde. Eine ſolche Verfaſſung erwarten wir zwar von der Weisheit des Herrſchers Europa's, durch den Kongreß zu Wien. Sind aber, auf dieſe Weiſe, die äußerlichen Bedingungen zur Begründung des gemeinen Wohles wieder hergeſtellt, denn“ (lies dann) „bleibt uns ſelbſt innerlich die ſchwerſte Arbeit noch zurück. Was wäre die engliſche Conſtitution, wenn nicht die ſtarke, herrliche Volkskraft ſie immerfort belebte und begeiſtigte. Die Verfaſſung kann nur wegräumen die äußeren Hinderniſſe der Entwicklung, dieſe ſelbſt mag nur von innen herauskommen, aus eigener ſelbſtthätiger Fülle und Lebendigkeit. Iſt daher das Ganze erſt nach rechter Art und Weiſe geordnet und ein-

gerichtet, dann und noch zuvor, laßt uns dem Beſondern in uns ſelbſt die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne jeder Gerechtigkeit üben in all ſeinem Thun, und meiden die abſcheuliche Unbilligkeit, an die uns alle eine gewaltſame Zeit gewöhnt. Schon ſo viele Jahrtauſende hat die Geſchichte dem öffentlichen und die Erfahrung dem beſondern Leben gepredigt, daß jedes Unrecht, was wir üben, durch Geduldetes gebüßt werden muß; endlich ſollten wir doch ſchon aus Klugheit auf die heilſame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigenſucht gedient, es mögte wohl an der Zeit ſeyn, daß wir zum beſſeren Gott der Väter wiederkehrten. Was uns ſonſt, wie Sonnenlicht und Lebensluft, gemeines Gut geweſen, worin alle athmeten und ſich ſonnten, und alles Leben ſich gründete; das haben wir elendiglich zerriſſen und vertheilt, und ſiechen nun erbärmlich bei Kerzenlicht und mephytiſcher Stubenluft. Die großen begeiſtigenden Ideen, die vorhin die Menſchheit zuſammenhielten, hat die Entartung zerriſſen, in ein Gewimmel kleinlicher Begriffe, und jeder hat ſein Götzenbildchen zu ſich genommen, dem er in der Niſche als ſeinem Hausgeiſt räuchert. Der ſoll nun Geld und Gut verſchaffen und verborgene Schätze, darauf geht unſer Sinnen und Trachten alle die Tage unſers Lebens. Darüber hat ſich der innerliche Krieg entzündet, den die Habſucht fort und fort führt, daß jeder, den andern überliſtend, nur für ſich erraffe; daß er zuſammenſcharre, um der Luſt zu fröhnen, und unerſättliche Gier ſich zum einzigen Geſetze mache. Alle höheren Aufforderungen wiſſen wir dabei mit einem Vorrath hoher ſchöner Worte abzufertigen, und in täuſchender Perſpektive uns alle Tugenden vorzumahlen, die wir nicht beſitzen.

„So iſt unſer Zuſtand ein feineres, zahmeres Fauſtrecht nur geworden, wo die Beutelſchneider ihre ritterlichen Künſte üben, und der Reſt treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird.

„Soll es alſo fortan mit uns beſchaffen ſein, dann erwarte keiner irgend Segen, auch von dem aufs Beſte beſtellten Verfaſſungswerk; dann iſt alle Hoffnung eine Thorheit, mag Moſe und die Propheten unter ſie kommen, ſie werden doch thun, was ſie gelüſtet. Die Lüge, die ihr Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menſchen gründen wollen, iſt zu ſchanden worden; ſo laßt uns denn mit der alten Wahrheit, und im Guten, wieder einmal es verſuchen. Bringe jeder Kraft und Liebe zu dem Vereine, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinſen ziehen; wo aber nichts iſt, kann nur Nichtiges erwachſen; und wäre die Verfaſſung übermenſchlich klug erſonnen, ſie wird ein hölzernes Gerüſte ſein. Was in den andern Naturreichen der Welt der Zwang zuſammenhält, das iſt in den menſchlichen der Fügung des Willens überlaſſen; ſo laßt uns denn endlich den feſten Willen haben, und unſere Freyheit als“ (ließ alſo) „unverwandt aufs Gute richten, daß ſie ſtreng wie die Nothwendigkeit erſcheint; ſogleich auch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und befängt, zur Freiheit werden. Jeder ſuche ſich zuerſt ſelbſt das Maas zu geben, daß ſeine Perſönlichkeit in umſchriebener menſchlicher Geſtalt, und nicht einer freſſenden Flamme gleich erſcheine. Bändigen wir zuerſt in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenſchaften, daß er nicht herriſch tobend allen gebiete; halten wir ſie im untern Kreiſe des Lebens eingeſchloſſen, daß ſie ſeine irdiſchen Wurzeln umſpülen und gründen den körperlichen Beſtand der Leiblichkeit. Darüber laßt uns pflegen den Adel unſeres Weſens in der Bruſt, Muth, Tapferkeit, Stärke und Entſchloſſenheit, Gerechtigkeit, Entſagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte ſoll dann prieſterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt; die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit; die Einſicht des höheren Geſetzes, daß“ (lies das) „alle Ereigniſſe in ſich verknüpft,

und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geschichte glanzreich bricht; endlich die Überzeugung, daß nur das Gute in sich wesenhaft und dauernd, alles Böse aber an sich nichtig und vergänglich ist. Daß jeder nun also auch sein Haus bestelle, der an den Staat Ansprüche zum Bessern macht, wird ferner auch gefordert; denn das häusliche Verhältnis ist der Grund alles Bürgerlichen, und es ist nicht möglich, daß dieses wohl gedeihe, wenn dort nicht Zucht und Ordnung herrscht. Auch die Möglichkeit einer durchgreifenden Erziehung, an die wir so gern Ansprüche verweisen, die wir uns selbst erlassen, ist allein gegeben auf diese Bedingung hin, denn das Familienleben ist die eigentliche Sittenschule."

31

Wie hier Niebuhr sein Lieblingsthema variiert, daß eine Verfassung an sich keine guten Zustände schaffen könne, sondern dieselben nur von der freien Selbstthätigkeit der Bürger zu erwarten seien, so referiert er — falls wir in ihm mit Recht den Verfasser erkennen — in dem folgenden (in derselben Nummer der Zeitung gedruckten) Artikel über ein Werk, dessen ganzer Sinn und Gehalt mit seinen Ansichten aufs genaueste stimmte:

„Frankreich.

„In Num. 141 des Preuß. Corr. haben wir der Reise gedacht, welche Hr. Bellemare in Auftrag der französischen Regierung unternommen, um über den in den östlichen Departements herrschenden Geist unparteyische Auskunft zu verschaffen. Wie er zu dieser Sendung gekommen, darüber erzählt man in

Paris folgendes. Er hatte, jedoch in das ſtrengſte Incognito verhüllt, eine kleine Schrift verfaßt, unter dem Titel les remontrances du parterre ou lettre d'un homme, qui n'est rien, à tous ceux qui ne sont rien. Paris. Juillet 1814, unterzeichnet Jerome le Franc. Der König las das Buch und es gefiel ihm ſo wohl, daß er den Verfaſſer kennen zu lernen wünſchte. Man gab ſich lange vergeblich Mühe ſeinen Namen zu erforſchen. Es gelang endlich, und er wurde eingeladen, zum Könige zu kommen. Se Majeſtät empfing ihn mit Wohlwollen, und lud ihn dringend ein, wieder in Staatsdienſte zu treten.

„Die Schrift ſelbſt enthält merkwürdige Äußerungen über die Franzoſen. ‚Unſere Nation — ſagt der Verf. — beſitzt einen Leichtſinn, der ſich der Tollheit nähert. Wenn ſie nicht in Eine Übertreibung verfällt, ſo iſt man ſicher ſie in der entgegengeſetzten Übertreibung zu finden. Wenn ſie die Leute nicht vergöttert, ſo verfolgt ſie dieſelben; die Idole, welche ſie in einem Augenblicke anzubeten aufhört, werden im folgenden Augenblick mit Wuth zerriſſen und im Koth umhergeſchleppt. Sie geht von einer raſenden Liebe zum Haß, vom Lob zur Beſchimpfung, von der Bewunderung zur Verachtung mit einer Leichtigkeit über, die immer dieſelbe bleibt, und worüber ſelbſt die Perſonen, die ſie regieren, ſtets verwundert ſind. Wenn dieſe Karakterzüge nur dem Pöbel eigen wären, ſo könnte ſich die Maſſe der Nation dagegen rechtfertigen. Allein man findet ſie in den Sälen der Großen, im Inſtitut, unter den Leuten, die etwas ſind, ſo wie unter denen, die nichts ſind. Man darf nnr die vierzig Schmähſchriften leſen, die jeden Tag in Paris ans Tageslicht kommen, und wieder vergeſſen werden, und man wird finden, daß ihre Verfaſſer größtentheils Menſchen ſind, die Bonaparte dotirt und mit rothen und blauen Bändern geſchmückt hatte. Man könnte glauben, ihre Abſicht ſei nur, ſie gegen andre auszuwechſeln. Nein ſie gehen darauf

aus, ihre bisherigen Penſionen mit neuen Penſionen zu vermehren, neue Bänder zu ihren alten Bändern zuzufügen, mit den Gunſtbezeugungen von Bonapartes Hof die Gunſtbezeugungen des Hofs Ludwigs XVIII zu verbinden. Man muß ſie machen laſſen; es ſind Leute, die zu leben wiſſen, und die hundert Jahre lang mitten unter Revolutionen und Bürgerkriegen ſich herumtummeln konnten, ohne nur im mindeſten verletzt zu werden. Während einige muthvolle Schriftſteller den Verführungen von Bonapartes Regierung und Gunſt widerſtanden, und ihm Weihrauch zu ſtreuen verweigert haben, krochen dieſe Menſchen in den Vorzimmern der Miniſter und den Thüren ihrer Schreiber, benutzten alle Journale, Theater, die Dichtkunſt, die Malerei und alle Künſte, um die militairiſchen und adminiſtrativen Talente, den Ruhm und die Größe Bonapartes zu feiern, und ihn als der Bewunderung der Welt und der Anbetung unſerer Nation würdig darzuſtellen, erhielten dafür Dekorationen, mit Diamanten beſetzte Portraits, Stellen und Penſionen, und nun mißhandeln ſie den ſterbenden Löwen mit Fußtritten. Ich ſehe hierin nichts, als Infamie, Feigheit, und Niederträchtigkeit. Die Familie der Bourbons werden ſie ſo wenig täuſchen, als uns; ſie wird ſie zu würdigen wiſſen und in ihren Zudringlichkeiten und Schmeicheleien nichts erblicken, als Berechnungsgeiſt, Intereſſe und ehrgeitzige Abſichten.

„Diejenigen Schriftſteller, die uns jetzt Bonaparte als einen verächtlichen Abenteurer, als einen Windbeutel darſtellen, der weder die öffentliche Meinung noch den Willen der Nation für ſich hatte, beſchimpfen die fremden Mächte und betrügen unſere jetzige Regierung. Wir müſſen es geſtehen, unſere Nation hatte, mit Ausnahme weniger Perſonen, die Familie ihrer Könige völlig vergeſſen. Man wußte kaum, was aus ihr geworden war, und beſchäftigte ſich nicht damit, es zu wiſſen. Bonaparte hatte alles angezogen. Unſer Intereſſe war mit

dem seinigen ungefähr verschmolzen. Er hatte die Kunst besessen, uns an sein Glück, sowie an sein Unglück zu fesseln. Er hatte die Großen, so wie das gemeine Volk verführt, die angesehensten Personen bedienten ihn in seinen Vorzimmern. Die mächtigsten Fürsten verbanden sich mit ihm. Der Pabst sogar hatte seine Macht anerkannt und seine Usurpation geheiligt. In dieser allgemeinen Betäubung der Gemüther rollte alles in der unermeßlichen Sphäre seines Ehrgeizes und seiner Macht fort; niemand dachte an die Bourbons; niemand bot ihnen Arme, Unterstützung oder auch nur Erinnerung dar. Jedermann war zu den Füßen ihres Feindes, um ihn anzubeten, um von ihm Reichthum und Ehrenstellen zu begehren. Alle die vielen tausend Stimmen, die jetzt die Bourbons begrüßen, haben mit nicht minderm Entzücken die Geburt des Königs von Rom begrüßt, der bestimmt schien, die Bourbons noch weiter vom Throne zurückzustoßen. — Man muß also nicht Belohnungen verlangen, sondern Vergessenheit des Vergangenen.

„Unsere Nation war von einem hitzigen Fieber bearbeitet; in demselben hat sie alles verkannt, alles umgestürzt u. s. w. Sie war noch nicht aus ihrem Zustand von Leiden und Wuth erstanden, als ein geschickter und ehrgeiziger Mann auftrat und zu seinem Vortheil alle die Kräfte verwendete, die uns unser Fieber gelassen hatte. Er fühlte unser Bedürfnis alles Geschehene gewissermaßen zu heiligen, und uns für alle unsere Fehler Ungestraftheit zu sichern; er zog daraus großen Vortheil. Er kam mit einer allgemeinen Amnestie und einem allgemeinen Friedensvertrag, der alle Interessen regulirte; ohne dieses System wäre er in seinem Unternehmen nicht glücklich gewesen. Seine Geschicklichkeit bestand vorzüglich darin, den Zustand der Dinge, in dem sich Frankreich damals befand, wohl zu begreifen, zu respektiren und unter seine Garantie zu nehmen. Er öffnete

Frankreichs Thore den Emigranten wieder, aber nicht um Bürgerkrieg anzufachen; er suchte alle Ansprüche und alles gegenseitige Interesse auszugleichen; er gestattete nicht, daß die Priester und Emigranten sich gegen die jetzigen Besitzer ihrer ehemaligen Güter Angriffe erlaubten; er gab nicht zu, daß man die Philosophie und Aufklärung des 18ten Jahrhunderts durch Ideen und Grundsätze des Mittelalters zu ersetzen suchte, noch daß Kapuziner, Bettel- und Ignorantenbrüder wieder auftreten durften. Dies war sein anfängliches Regierungssystem; er fiel aber, weil er zuletzt die Existenz eines Jeden beunruhigte und kompromittirte.'

„In diesem Sinne urtheilt der Verfasser. Er zeigt, daß die jetzige Regierung nicht von den eben angeführten Grundsätzen abweichen dürfe; daß nichts verderblicher sey, als wieder von altem und neuem Adel, von erblichen und erworbenen Auszeichnungen, von den Geistlichen des Papstes und Bonaparte's, von ehemaliger und jetziger Magistratur zu sprechen; daß wenn dergleichen Unterschiede gemacht werden sollten, man verzweifeln müßte; daß das höchste Interesse der Bourbons darin bestehe, nicht auf beschränkte oder treulose Rathgeber zu hören, die sie auffordern, lieber die Chefs einer Partei, als die Väter der ganzen Nation zu seyn, das schon bestehende Gebäude umzustürzen, die bestehenden Begriffe anzugreifen und dadurch die Leidenschaften anzufachen, die Eigenliebe zu entflammen und ein allgemeines Mißtrauen in den Gemüthern zu erwecken.

„Nachdem der Verfasser ein Gemälde der Ansprüche und Entwürfe der sogenannten Ultraroyalisten entworfen hat, sagt er: ‚Glücklicher Weise ist der König weniger Royalist, als diese Leute. Er hat einen zu gebildeten Geist und eine zu erhabene Seele, seine Studien, sein Geschmack für Wissenschaften und Litteratur haben ihn mit so vielen aufgeklärten Personen in

Verbindung gesetzt, daß wir nicht besorgen dürfen, der Zweck seiner Regierung sey, Rückschritte im 19ten Jahrhundert zu bewirken. Der Krieg, den man in unseren Tagen den liberalen Ideen erklären wollte, würde Frankreich mehr Blut kosten, als der Widerruf des Edikts von Nantes; er würde weit gefährlicher für diejenigen seyn, die ihn beginnen wollten, als für ihre Gegner. Außer 600000 Bürgern, die in ihre Familien zurückgekehrt sind, nachdem sie als Krieger mit Ruhm gedient hatten, haben wir noch 500000 unter den Waffen. Mehrere Millionen Menschen haben durch ihre Meinungen, ihre Schriften, ihre Stellen, an den Ereignissen der Revolution und der Regierung Bonaparte's Antheil genommen. Beinahe alle besitzen Energie; sie sind durch die Ideen und die Begebenheiten des Jahrhunderts erhoben worden, und werden nicht dulden, daß man verspotte, was sie gemacht haben . . .

„Der gefallene und geschmähte Bonaparte, der so sehr über die Verachtung erhaben ist, die man in Ansehung seiner affektirt, ist noch ein Koloß in seiner Insel Elba. Unsere Nebenbuhler beurtheilen ihn besser, als wir. In ihrem Mißtrauen und ihrer gewöhnlichen Geistesunruhe, halten sie ihn im Hintergrund, gleich einem Schreckbild, das ihre Politik auf eine wunderbare Weise begünstigt, und dessen sie sich bedienen würden, wenn wir die Unklugheit haben sollten, uns zu trennen und einen Theil von uns zum Vorschein kommen zu lassen, der nicht in Schlachtordnung um den Thron steht."

32

Niebuhrs patriotiſche Opferwilligkeit in jener Zeit iſt hinreichend bekannt [1]) geworden; ſeine Teilnahme an der Entwickelung der Begebenheiten gehört der Zeitgeſchichte an. In das Jahr 1814 fällt ſeine Schrift „Preußens Recht gegen den Sächſiſchen Hof". Leider iſt „um alte, eben vergeſſene Erinnerungen" nicht „zu erneuern" dieſelbe nicht in ſeine Nachgelaſſenen Schriften aufgenommen worden. Hier zeigt er ſich von einer ganz neuen Seite, nämlich als vorzüglicher Stiliſt. Schwerlich findet ſich ein, auch formell, ſchönerer Satz in der Deutſchen Litteratur als folgender [2]):

„Von allen Tyranneien die ärgſte iſt die welche verbietet den beſten Gefühlen des Herzens zu folgen, und zwingt zu thun wogegen ſie ſich empören. Gezwungen zu werden zu ſündigen, ſich vor ſich ſelbſt und der Welt herabzuwürdigen, iſt ein Schickſal, welches auch die heiligſten Bande zerreißt. Es löſen ſich bürgerliche und kirchliche Geſetze, wenn ein Vater ſich ſo vergeht; und die Propheten entſetzten Könige die ihr Volk zur Abgötterei verführten. Tief hatten die Sachſen empfunden, daß ihre Regierung, nach der mildeſten Deutung aus Schwäche, ihr Joch forttragen wollte, alles was ſie vermochte that um den Erfolg der Verbündeten zu hindern — daß ſie ihnen Pflichtmäßigkeit und Ehre wehrte: — aber tauſendmal bitterer war es daß, bald nachher, ihr für jede ſchöne Aufopferung williges, größtentheils aus Jünglingen, die kein Kriegszug neben den Franzoſen verführt hatte, gebildetes Heer gegen uns ſtreiten mußte. Um die Rache an der ſächſiſchen Nation

1) Claſſen, Niebuhr, eine Gedächtnisſchrift, S. 71.
2) S. 7f.

zu vollbringen die in den Franzoſen kochte, von der getrieben ſie die Verwüſtungen ausübten die ihren Zug bezeichneten, die Mordbrennerei von Biſchofswerda und um Bauzen, die in Arrighis Proclamationen zu Leipzig ſchnaubte, erhielten ſie eine ruchlos ausgeſuchte eigenthümliche Beſtimmung. Sie wurden ausgeſandt Bonapartes Rache an Berlin und dem Herzen unſerer Monarchie zu vollziehen: in einen Kampf wo der leiſeſte Wunſch nach Sieg das Herz vergiftete, — wohin Brüdern und Söhnen entſetzliche Wünſche der Zurückbleibenden folgten, daß ſie lieber umkommen als ſiegen möchten: und umkommen ehe ſie ſich mit Fluch für die Ewigkeit beladen hätten. Dieſe gräßlichen Gefühle zerriſſen die Bande treuer Liebe, die bis zur Prüfungszeit Fürſt und Volk in Sachſen verbunden hatten: und wäre nach der Leipziger Schlacht eine Veränderung der Dynaſtie proclamirt worden, ſo hätte die Wehmuth des Andenkens an verfloſſene milde Zeiten, und die Trauer über den Fall lange verehrter Majeſtät nur bey Wenigen die Freude getrübt, jetzt aufathmen, jetzt frey, preußiſch und deutſch handeln zu können.

„Mit dieſem Gefühl traten die Freywilligen zuſammen, da es außer Zweifel war daß der König die ohne ihn verfügte Bewaffnung für rebelliſch hielt: eine ſpäte und unverſchuldet fruchtloſe und ſchwere Anſtrengung, indem auch darin die Sachſen ein hartes Schickſal traf daß ihre Truppen nun ſo gut wie keinen Antheil mehr am Kriege nehmen konnten.

„Dies bleibt in jeder Hinſicht ſehr zu beklagen. Die neue Bildung der Linientruppen, die Aufſtellung der Landwehr und des Banners, drückte bey dem zerrütteten Zuſtande des Landes außerordentlich ſchwer, und die Nation gewann keine Siegesfreuden um dieſen Preis. Ja, eine Heeresmacht ſelbſt, welche unglücklicherweiſe in der Reſerve geblieben iſt, trägt ihr Schickſal mismuthig, je ſchmerzlicher ſie ſeine Härte fühlt, und nicht

ohne Neid gegen die glücklicheren. Nichts verbrüdert so schnell und unauflöslich wie gemeinschaftlicher Kampf: so sind Russen und Preußen von Herzen verbunden. Hätten die Sachsen mit uns in Frankreich gefochten, wären die unter den Fahnen Bonapartes gelieferten Gefechte auch im Gedächtnis derer die unglücklicherweise in diesen ihren Ruhm gewonnen hatten durch glänzendere und schöne Thaten ausgetilgt worden, so würde die Nation ihr Opfer lieb gewonnen haben, und das preußische und sächsische Heer wären schon jetzt ein Herz und eine Seele: tausend Freundschaften der Einzelnen, tausend liebende Erinnerungen an den verflochtenen Ruhm verknüpften uns.

„Freude an den Thaten des Heers würde bey der sächsischen Nation auch das unvermeidliche Misbehagen eines unentschiednen Zustands zerstreut haben, dessen Zeitraum dadurch ausgezeichnet wäre. Ohne solchen Ersatz mußte er, auch wenn die Kriegslasten nicht unabläßig fortgedauert hätten, höchst peinlich seyn. Ohne eine persönliche Landesherrschaft, ohne eine bestimmte und bleibende Regierung, kann kein Volk des Lebens froh werden: um die Gegenwart völlig zu besitzen, muß man mit ihr eine bestimmte Zukunft verbinden können. Diesen Mangel kann auch die wohlwollendste provisorische Verwaltung nicht ersetzen; und es war unvermeidlich, daß die Sachsen das Andenken an die Regierung eines Fürsten, dem Niemand ohne Unbilligkeit Erfüllung der Pflichten, die er einsah, in der innern Verwaltung seines Staats streitig machen kann, sich in das Verlangen nach einem politischen Zustand mischte der gerade jetzt ganz fehlte. — Die Zeit hatte inzwischen ihre Macht ausgeübt, selbst das ermüdete Gedächtnis verwirrte sich, und verlor die Verhältnisse von Ursachen und Wirkungen. So wurden immer mehrere, auch außer Sachsen, gestimmt denen ihr Ohr zu leihen welche das Schicksal des Königs, zuerst als zu hart, dann als unverdient schilderten, und, allmählig von

Bedauern zur Anklage übergehend, Rußland und Preußen einer schreienden Ungerechtigkeit ziehen.

„Wer will es bezweifeln daß unter denen die in ihren Apologieen Maaß halten, Männer sind deren Anhänglichkeit ihre Ansichten und Urtheil verblendet und irre führt, ohne daß dieser Irrthum und diese Ungerechtigkeit ihrer Redlichkeit schade? Wer wird nicht von einem treuen Diener, den das Unglück seines unbedingt verehrten Herrn außer Fassung bringt, bald sophistische Darstellungen, deren Unwahrheit er sich in diesem einzigen Fall erlaubt, bald sogar unziemliche Ausbrüche und Verunglimpfungen, die wir stolz von der leuchtenden Größe unseres Vaterlands zurückweisen können, wehmüthig verschmerzen? Aber schweigen und denen allein das Wort lassen welche ein unabwendlich herbeygeführtes Unglück für unverschuldet ausgeben, das können und wollen wir nicht: denn vor dem deutschen Publicum schweigen heißt dem Recht lassen der das Wort mit Heftigkeit führt.

„Übrigens beschränkt sich die Frage ganz allein auf das Verhalten des Königs von Sachsen zu der allgemeinen Sache und zu Preußen: sie ist seiner Person und seiner übrigen Regierung fremd. Es ist zu erörtern daß er jene Sache und unsere Monarchie entschieden, thätig, und höchst nachtheilig, als verborgener und offener Feind bekriegt hat, und daß die Entscheidung welche dadurch herbeygeführt ist, wie streng sie auch erscheint, darum nicht weniger gerecht und nothwendig sey. Daß auch das Factische zu erörtern kommt, ist durch die unglaubliche Abläugnung und Entstellung weltkundiger Thatsachen veranlaßt. Man beklagt sich daß dergleichen gehässige Erinnerungen erwecke: aber wenn man mit Ungestüm von erlittenem Unrecht redet, so zwingt man keinen Punkt der Wahrheit aus Schonung zu verschweigen: und auch der hat doch wohl einiges Recht seine Leidenschaft nicht in allen Äußerungen zu unter-

drücken, gegen deſſen Staat eine unwahre und anſchwärzende Behauptung der Schuldloſigkeit des Gegners aufgeſtellt wird. Sie ſoll uns aber nicht über die beſtimmten Gränzen des Gegenſtands hinaus fortreißen. Die beruhigte Nachwelt verkennt nicht was unter König Jacobs des Zweiten Eigenſchaften als Tugend geachtet werden kann: aber ſie urtheilt dennoch daß der Fall den ſeine Verblendung ihm bereitete ein gerechtes Schickſal war."

33

An dem dritten Hauptſtück weiß man nicht, was man am meiſten bewundern ſoll, die volkstümliche Kraft und Friſche der Rede, oder die zum Teil ebenſo großartigen als ſcharfſinnigen hiſtoriſchen Konzeptionen, die es enthält. Es wäre Unrecht hier den Zuſammenhang zu unterbrechen: wir laſſen es daher ganz folgen [1]):

„Daß deutſche Fürſten in drei Hauptkriegen die Kraft ihrer Völker geliehen haben, um die ſchützenden Staaten Deutſchlands zu ſtürzen, iſt für die, ſo im verfloſſenen Jahr redlich für das Vaterland gehandelt haben, aus der Geſchichte getilgt. Es iſt die Rolle des Teufels keine Anklage zu löſchen, und Wunden welche die Natur vernarbt und heilt, ſich nicht ſchließen zu laſſen. Wir wollen, wenn nicht fortwährende Provocationen eintreten, auf dieſe Geſchichte ſo wenig zurückgehen als auf die Unmenſchlichkeiten die von den Ligiſten und Wallenſtein in unſern norddeutſchen Ländern verübt ſind, deren Spuren wir auch noch vor Augen haben.

---

1) S. 32f.

„Wir wollen uns, aus dieſen Zeiten, nur ſolcher Umſtände erinnern, wie des heftigen Widerſtrebens der ſächſiſchen Truppen im Winter auf 1807, als ſie gegen uns marſchiren mußten: daher Bonaparte auch nur wenige Tauſende von ihnen forderte: — und gern denken wir an ihr muſterhaftes Betragen in unſerm Lande.

„Wer gezwungen, mit ſtetem innern Widerſtreben, ſein Schickſal verwünſchend, Frankreich gehorcht hatte; und wer zum willigen gewöhnten franzöſiſchen Unterthan herabgeſunken war; das ſollte ſich zeigen als die Vernichtung der franzöſiſchen Heeresmacht in Rußland eine Freiheit mit ruhiger Beſonnenheit zu handeln, wie ſie ſeit 1805 nie geweſen war, gewährte; und das grauſame Schickſal der geopferten deutſchen Truppen, auch die aufbringen mußte, für die der Vaſallenſtand unter Frankreich nichts empörendes hatte.

„Bis dahin konnte es eine Frage ſeyn was kühn, und was verzweifelt, und ob dieſes, ohne unvermeidliche Nothwendigkeit, zu rechtfertigen ſey, ſo lange noch günſtigere Zuſtände in der Zukunft möglich waren? Wer aber nun nicht handeln wollte, der konnte es niemals wollen, denn die günſtigſten Umſtände, worauf wir bis dahin harren zu müſſen uns geſagt hatten, waren in Gedanken weit ſchwieriger als die welche die Vorſehung uns gewährte.

„Was von den Franzoſen die Zerſtörung überlebt hatte, und die noch unverſehrten Truppen, zu denen dieſe Entronnenen ſich geſellten, von ihnen angeſteckt, war ſo verzagt, daß eine allgemeinere Bewegung ſie bis an den Rhein verjagt hätte. Wer ſich vor ihnen fürchtete der hatte weniger Sinn und Urtheil als der gemeinſte Mann im Volk. Nur darin war das Urtheil des unterrichteten Mannes und des Volks verſchieden, daß dieſes mehr oder weniger dachte es ſey nun mit den Franzoſen vorbei, jener aber Napoleon genug kannte um vor-

auszusehen, daß er in einigen Monaten wieder mit einem zahlreichen Heer heranziehen würde, dabei aber auch einsah daß dieses an Werth tief unter denen der früheren Kriege stehen müsse, und daß die Begeisterung der Deutschen kein Strohfeuer sey, sondern aushalten werde, wenn sie auch sähen, daß ihre erste Freude zu leichtblütig war.

„Die größere Hälfte von Norddeutschland, in französische Departements, Westphalen und Berg eingetheilt, konnte nicht eher handeln als bis man es befreit, und leitende Regierungen hergestellt hatte: denn es fehlt diesen Völkern an den örtlichen Vortheilen und dem Geist wodurch die Tyroler sich selbst halfen.

„Deutschland vertraute auf den König und das Volk in Preußen: und hier geschah, was Pflicht war. Aber die Ausführung des ohne Wählen, Furcht und Schwanken gefaßten Entschlusses ward äußerst erschwert durch die Vereinzelung worin Preußen stand. Nicht nur hielt Bonaparte die Oderfestungen: er durfte die Mark mit einem Armeecorps besetzen, weil er über Sachsen ruhig war, und das Volk jenseits der Elbe sich ohne Regierung nicht regen konnte.

„Sachsen konnte rüsten ohne Gefahr zu laufen daß französische Truppen versuchen würden die in ihrer Mitte unternommenen Versammlungen und Aushebungen noch unreif zu zerstreuen: es konnte Zeit gewinnen seine Truppen aus Polen heranzuziehen, auch die vom Morandschen Corps wegrufen, ohne daß die Anführer jener Verzagten, unter denen der Boden sich zu öffnen schien, es gewagt hätten Rede zu fordern: die unsrigen waren von den Franzosen während des Feldzugs von 1812 geflissentlich erschöpft: besonders die Munition. Wird einmal die Kriegsgeschichte in ihrem ganzen Umfange bekannt, so wird man sehen wie wir den Kampf wohlgemuth mit einem Stecken und einer Schleuder begonnen haben.

„Es ist immer ein schimpfliches Bekenntniß unerläßliche Pflichten aus Furcht versäumt zu haben: doppelt aber wenn es ein Schatten war der schreckte. Allein es war nicht Furcht die den sächsischen Hof abhielt: sondern Neigung, Unterthanssinn gegen Bonaparte, und der Zweck, das Herzogthum Warschau zu behalten, oder wenigstens dafür Entschädigung zu erlangen. Die Stimme was damals Pflicht war, die so deutlich in den einfältigsten Herzen redete, schwieg hier: nie brauchte Furcht auch nur das schwache Aufflammen eines reinen Sinns zu löschen.

„Man fragte, warum soll Sachsen sich gegen Bonaparte erklären, der ihm kein Leides gethan: der dem König vielmehr eine wenn auch nur titulaire Fürstenwürde, den Königstitel, und preußisches Gebiet geschenkt hat? Wie kann es vielmehr so handeln? Damit meinte man nicht, daß man sich unbedingt an ihn binden müsse, — nur so lange als sein Stern nicht erloschen sey: — die Politik bestehe darin, seinen Vortheil zu machen, bald sich durchzuwinden, bald sich zu verkaufen.

„Eben dies war Krieg der guten Sache erklären, die nur noch in den Geistern und Herzen herrschte, und sich die physische Kraft bilden mußte.

„Der König von Sachsen mußte gegen Bonaparte aufstehen, weil es die Vernichtung einer Tyrannei galt, welche die Welt zur Verzweiflung trieb, und alle Tugend vergiftete und ausrottete. Er mußte die Knechtschaft seines eigenen Volkes brechen, und als deutscher Fürst die der ganzen Nation. Er durfte, was immer seine persönlichen Gesinnungen seyn mochten, seinem Volk, das ihn und sich befreien wollte, seine Hülfe nicht versagen.

„Er hatte Rache an Bonaparte dafür zu nehmen daß er die Ehre seiner langen Regierung durch die Bayonner Convention geschändet hatte. Und alle ihm persönlich erzeigte

Gunst wog doch nicht den Druck, die Verarmung, die Menschenopfer, die Schmach auf, welche der Rheinbund über das Land brachte. Wer sich nicht wider Bonaparte erklärte, weil er durch genossene Vortheile an ihn verkauft war, der war eins mit ihm und seiner Sache, so gut wie der König von Westphalen und die Großherzöge von Berg und Frankfurt.

„Gäbe es die unwiederbringlichen Augenblicke nicht, in denen ein gefaßter Entschluß über die ganze Folgezeit entscheidet, ließe sich immer wieder einlenken und aushelfen, so würde das beste in dem Manne, grader Sinn, und lebendiges in Handlung übergehendes Gefühl, nicht gehörig zu Ehren kommen. Wer nicht auf Gott und sich selbst vertraut, der darf nicht klagen wenn vermeinte Vorsicht zum Verderben ausschlägt.

„Es war damals den kleineren Staaten eine Gelegenheit gegeben sich Ruhm und Bedeutung zu erwerben wie nie: denn es gab in jener außerordentlichen Zeit weder große noch kleine Staaten: die Macht lag in der Kraft des Willens. Hätte Dänemark, im Januar, anstatt Unterhandlungen anzufangen, gehandelt: hätte es die Hanseſtädte und Hannover befreit, England die Ströme geöffnet, um Hülfe und Waffen über Norddeutschland auszuschütten, so hätte es sich glorreich aus den jammervollen Verwickelungen gerettet, worin es durch ein grausames Schicksal gestürzt war: es stände noch in seiner uralten Integrität, hergestellt in seinem Wohlstande, und glücklicher als je: denn die Nation hätte sich belebt und gestählt; ein sehr achtungswerthes Heer theilte unsern Ruhm, und ein Volk mehr von edelm Stamm wäre mit Deutschland verbrüdert. — Mißtrauen, Zögern und Unentschlossenheit haben diese Rettung vernichtet.

„Hätte Sachsen, wenn es nicht, wie seine Ehre und Gelegenheit forderte, früher aufstand, wenigstens als die schlesische

Armee einrückte, einen redlichen und gesunden Entschluß gefaßt, so säße der König geehrt und mächtig auf seinem Thron; ein gerechter Antheil an den Eroberungen ersetzte seinem Staat einen Theil der von den Kriegsanstrengungen auf die Folgezeit übertragenen Lasten: sein Land wäre vielleicht gar nicht, wenigstens nicht länger als Schlesien, Schauplatz des Kriegs gewesen; die Verbündeten wären immer als Freunde erschienen: ein hohes Bewußtsein der eigenen Thaten, und liebendes Gefühl für die, neben denen sie gestritten, machten das Volk glücklich. Der König band sein Schicksal an Napoleon, und fiel mit ihm.

„Sechs Wochen nach der vom General York geschlossenen Convention, und nachdem auch das österreichische Corps jede Miene des Widerstands gegen die Deutschland zu Hülfe eilenden Russen abgelegt hatte, fochten die sächsischen Truppen mit großer Hartnäckigkeit, um ihnen die Straße nach Schlesien zu sperren, und mußte sich aufopfern, um die Flucht der französischen Division Dürütte zu decken.

„Vergebens hatte General Thielemann den Jammer und die gräuelvolle Mißhandlung der sechstausend von ihm bei der großen Armee befehligten Sachsen geschildert, die, wie alle den Franzosen beigeordnete Deutsche in den Gefechten aufgeopfert, als Verwundete und Kranke hingeworfen, zu Gunsten der Franzosen der Theilung aller Verpflegung und der Mittel das Leben zu fristen beraubt, umgekommen waren. Auch die Sachsen des siebenten Armeecorps wurden vom Hof aufgeopfert, der sie durch einen einzigen Befehl für die gute Sache retten konnte.

„Indessen streiften die Russen schon über die Oder; Gerücht und Wünsche übertrieben die Zahl ihrer heranziehenden Truppen. Sie wagten die muthwillige Neckerei jenes merkwürdigen Tages, an denen“ (lies dem) „ihre leichten Reiter die Straßen Berlins durstreiften. Auf die Nachricht davon

verließ der Dresdner Hof am 25ſten Februar die Hauptſtadt. Vorher war eine äußerſt merkwürdige Erklärung erlaſſen: ganz unzweideutig in ihrem Sinn, und ſchon damals troſtlos für jeden, der nicht ganz die Fähigkeit beſaß, was er ſehnlich wünſchte zu glauben. Es war keine Entfernung wie die unſers Königs aus ſeiner von Feinden umgebenen Reſidenz nach Breslau, um ungeſtört den Krieg zu bereiten: es war nicht einmal furchtſames Vermeiden von Unannehmlichkeiten: — der König von Sachſen hatte mehr Truppen als Franzoſen bei Dresden und Torgau erſcheinen konnten, und konnte ihnen ſeine Hauptſtadt ſchließen: — es war die Folge unveränderter Unterthänigkeit, und Flucht vor der Volksſtimme, die ſich in der Armee gleich laut vernehmen ließ.

„Da dieſes Denkſtück ziemlich vergeſſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es nicht überflüſſig es hier wieder abdrucken zu laſſen.

„Wir Friedrich Auguſt, von Gottes Gnaden König von Sachſen u. ſ. w.

„Wir ſehen Uns durch die Zeitereigniſſe genöthigt, Unſere Hauptſtadt zu verlaſſen, und Uns nach einem andern Theile Unſerer Lande zu begeben, wo Wir, ſo lange die Umſtände es erfordern und geſtatten, Uns aufzuhalten gedenken. Dem politiſchen Syſtem, welchem Wir ſeit ſechs Jahren Uns feſt angeſchloſſen haben, verdankt der Staat allein in dieſem Zeitraume ſeine Erhaltung bei den drohendſten Gefahren. Treu Unſern Bundesverpflichtungen vertrauen Wir auch dermalen mit Zuverſicht auf den glücklichen Erfolg, welchen Uns, wenn auch Unſere auf Herſtellung des Friedens gerichtete Wünſche noch zur Zeit unerfüllt bleiben ſollten, die mächtige Unterſtützung Unſers großen Alliirten, der thätige Beiſtand der verbündeten Mächte und die erprobte Tapferkeit Unſerer mit Ruhm

bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verſpricht.

„Unſere geliebten Unterthanen werden durch Treue, Ausdauer und Ruhe die Uns ſo innig am Herzen liegenden Zwecke, den der möglichſten Abwendung und Erleichterung der Übel des Krieges, ſo wie den Unſerer baldigen Wiedervereinigung mit ihnen, am ſicherſten befördern.

„In dem fünf und vierzigjährigen Zeitraume Unſerer Regierung haben wir unter dem Wechſel der Ereigniſſe die Wohlfahrt des Landes und das Beſte Unſerer Unterthanen zum einzigen Gegenſtand Unſerer Beſtrebungen gemacht, und für alle Sorgen in dem ſich immer gleich gebliebenen Vertrauen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unſeres Volks die erwünſchteſte Belohnung gefunden. Wir ſind gewiß, von dieſen Geſinnungen, die ſich in der Zeit der Prüfung am rühmlichſten bewähren, auch jetzt fortwährend neue Beweiſe zu erhalten; und ſo hoffen Wir, unter Gottes Beiſtand, bald zu den Unſrigen zurückzukehren, und für ihr dauerndes Wohl, nach Unſerer beſten Erkenntniß, ferner zu wirken.

„Alle Landesbehörden verbleiben bei Unſerer Abweſenheit in ihrer verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit. Die Fürſorge für das Beſte des Landes in allen durch den Kriegszuſtand herbeigeführten Vorfällen und Verhältniſſen, haben wir einer allhier niedergeſetzten Immediatkommmiſſion übertragen, an welche alle Obrigkeiten und Unterthanen Unſers Königreichs in den erwähnten Angelegenheiten ſich zu wenden und deren Anweiſungen zu befolgen haben.

„Wir ermahnen nochmals Unſere getreuen Unterthanen, durch ein ruhiges, ordnungsmäßiges und mit Unſern, das wahre Beſte des Vaterlandes unverrückt bezweckenden Ge-

sinnungen und Absichten übereinstimmendes Verhalten, den alten Ruhm des sächsischen Volkes zu behaupten.

Dresden, den 23sten Februar 1813.

Friedrich August.

„Zwei Hauptzwecke liegen hier zu Tage: eine feierliche Erklärung der Zufriedenheit und Dankbarkeit für das Verhältniß zu Bonaparte, mit dem festen Vertrauen auf sein Glück und mit dem Entschluß ihm unwandelbar ergeben zu bleiben; und dann die Mahnung an die Unterthanen, in unbedingtem Gehorsam gegen den Willen des Königs, sich aller selbstthätigen Bestimmungen zu enthalten, und resignirt mit demselben auf Bonapartes Glück und den fortdauernden Gehorsam der übrigen Rheinbundsstaaten vertrauend, alle Kriegsleiden zu erdulden, welche das Vordringen der Russen und ihrer Verbündeten nach solchem Verfahren ihres Fürsten über sie bringen konnte. — Merkwürdig ist die Äußerung des Vertrauens unter Gottes Beistand, an Napoleons Hand bald zurückzukehren.

„Es war auch ausdrücklich die Immediatcommission in dem Sinn niedergesetzt, wie dergleichen seit zehn Jahren in vielen Landschaften bestanden hatten, um die Kriegslasten herabzudingen und zu bestreiten.

„An demselben Tage, da dieses Patent vom König vollzogen ward, und in dem Geist desselben, erhielt General Thielemann, ernannt zum Befehlshaber zu Torgau, die Weisung, diese Festung dem General Regnier oder dem von demselben beauftragten Befehlshaber zu übergeben. Wäre dies geschehen, so hatten die Franzosen den Besitz der Elbe schon damals in der Maaße, daß die Bedenklichkeiten derjenigen, die in Schlesien wider den Übergang über den Strom stimmten, siegen mußten. War dies zu bewirken, dann war allerdings der größte Theil von Sachsen den Alliirten geschlossen, und der Zweck, den die

Apologisten aufstellen, erreicht: aber die Neutralität, von der sie reden, in offenen Kriegszustand gegen Rußland und Preußen verwandelt: das Nichtsthun konnte kein Dorf schützen. Es war damals die schöne Zeit gegenseitigen Glaubens, und im Vertrauen auf General Thielemann bereiteten sich die Alliirten über den Strom zu gehen.

„Erklärt außer der wachsenden Furcht, daß der Langmuth der Alliirten durch entschiedene Maaßregeln gebrochen werden möchte, irgend etwas die Abweichung des sächsischen Hofes von dem unbedingten System, welches das Patent ankündigt, jenes gänzliche Flüchten vor irgend einem Entschluß, — so ist es die Bestimmtheit, womit General Thielemann, anstatt Torgau zu übergeben, diese Festung für das Vaterland behauptete, und die Franzosen aus derselben ausschloß. Denn die Rathgeber sahen, daß, wo das Herz so allgemein laut redete, wo die Erbitterung vom russischen Feldzuge noch so frisch war, so lange die lose Menge nicht durch das Glück eingeschreckt worden, mit einer Armee nichts gewagt werden dürfe, die für sich handeln konnte: und daher die Genehmigungen für Thielemanns Betragen in jener Zeit.

„Aber durch dieses Schweigen und Drehen hielt man auch die Alliirten hin, und bewog sie keinen Angriff gegen Torgau zu unternehmen, welches nicht mit Lebensmitteln versehen und keineswegs zu einer ordentlichen Vertheidigung geschickt war. Hätte man diese Festung am Anfang April angegriffen, so gerieth sie unfehlbar in unsere Gewalt, mit allen Militairvorräthen die dort aufgehäuft lagen; — und es leidet keinen Zweifel, daß Aufforderung mit den Mitteln die Übergabe zu erzwingen damals eine Krisis in der dort befindlichen sächsischen Armee bewirkt hätte. Es ist vorgeschlagen gewesen: und dem Könige von Sachsen dies zu ersparen war doch wohl die äußerste Langmuth.

„Die sächsische Politik hatte nun einmal jenen wenigstens graden Weg verlassen: sie mag künstlichen Combinationen gefolgt seyn, ihre Voraussetzungen aber waren dann ebenso thöricht als ihr Geist schlecht. Sie konnten nur durchgeführt werden so lange die Alliirten Glück hatten und sie duldeten: sobald Napoleon entschiedenen Erfolg gewann, so mußten die Dinge kommen wie sie nachher kamen; und man darf der Vernunft nicht so trotzen daß man die Möglichkeit behaupte dies sey dem Cabinet nicht klar gewesen. Man redet von Napoleons Zorn über die Neutralität: sein Hochmuth konnte über die Vermessenheit seiner Geschöpfe gereizt sein welche über sein Glück irre geworden zu sein schienen; er lobte aber gegen die Dresdener Abgeordneten des Königs Treue: und wahrlich der sächsische Hof konnte damals nicht sorgfältiger für Frankreichs Interesse sorgen als durch zweideutigen Schein. Erklärte Anhänglichkeit an Bonaparte hätte die Armee leicht zu äußersten Schritten gebracht, die Nation aufgeregt, und die Alliirten veranlaßt, Verfügungen wie in einem feindlichen Staat zu treffen.

„Übrigens ließ auch der sächsische Hof die bei dem Morandschen Corps befindlichen Regimenter im Dienst der Franzosen: und so wenig durch Instruktionen belehrt, daß sie in Lüneburg mit großer Erbitterung fochten (am 1ſten April), während das sächsische Cabinet sich neutral nannte.

„Wer zu jener Zeit in Sachsen war, weiß mit wie entschieden übelm Willen die vom Könige zurückgelassene Immediatcommission allen Anforderungen“ (im Original steht Anforderung) „der Alliirten begegnete; und wie dieselbe in dem Augenblick des Einrückens der Franzosen alle versteckte Hülfsmittel und Schätze öffnete und übergab, als ob das rheinbündische Verhältniß auch nicht einen Augenblick suspendirt gewesen wäre. Man erinnert sich mit wie niedrigem Mistrauen Gemälde auf den Königstein geschafft waren ehe unser Heer

einrückte, und wie sie hernach um den Franzosen völliges Vertrauen zu beweisen wieder an ihren Ort gebracht wurden. Man erinnert sich des feyerlichen Glockengeläuts unter dem Bonaparte in Dresden einzog, als die Russen kaum die Altstadt verlassen hatten: der Huldigung der gegen uns so fremden und abgemessenen Behörden: endlich der eilfertigen Rückkehr des Königs am vierten Tage nach Bonapartes Einzuge (am 12ten Mai).

„Wie kann man noch von der Rolle der Neutralität zu reden sich erlauben, da der König, der taub gegen die rührenden Einladungen des Königs von Preußen geblieben war, Napoleons Gebot zurückzukehren so schnell gehorchte? Soll die Entschuldigung gelten, er habe dadurch sich und seinem Lande feindliche Behandlung ersparen wollen, (womit es freilich ganz anders gegangen ist) so darf man sich zu allem ängstigen lassen.

„Hätte er, mit der Entschlossenheit eines edeln Mannes, sich geweigert; hätte er es darauf ankommen lassen ob Napoleon, im Troz gegen jene Verbindungen, die in den Antworten an unsern Hof vorgeschützt wurden, wirklich einen äußersten Entschluß gegen ihn fassen würde, und nun dem General Thielemann den eventuellen Befehl gegeben, wenn der französische Kaiser feindselige Maaßregeln ergreife, nach den Umständen zu verfahren: — dann, und nur dann war es Neutralität, dann war sein Thron von den Alliirten geachtet, wenn auch aller Nachtheil nicht aufgehoben ward, den diese immer unedle Absonderung uns bis dahin gebracht hatte. Und hätte Napoleon diesen Thron umgestürzt, so wäre er von uns und dem sächsischen Heer gemeinschaftlich wieder errichtet worden. Zweifel dagegen kann nur arglistige Tücke vorgeben.

„Seit der Rückkehr des Königs war das Cabinet wieder ohne Rückhalt, im Geiste des Patents vom 23sten Februar, und

ungebunden, weil die Armee sich unterworfen hatte, mit Leib und Seele im Dienst der Franzosen, und im thätigen Kriege gegen die Verbündeten.

„Die Gesinnungen, womit unser König seine schlesische Armee in Sachsen einrücken ließ, sind offen und lauter, in Seinem durch den General von Heister an den König von Sachsen überbrachten Handschreiben ausgedrückt. Da dieses vielleicht nicht allgemein bekannt geworden ist, so lasse ich als Beilage dasselbe und zwei Antwortschreiben [1]) wieder abdrucken: der Leser wird sie selbst beherzigen und den Geist beider Cabinette würdigen.

„Wir können die Hand aufs Herz legen und schwören: daß wahrlich damals wie bei dem Könige, so bei der ganzen preußischen Nation der redliche und kräftige Beitritt des Königs von Sachsen jedes Andenken der von ihm unter dem Schutz der französischen Obmacht uns zugefügten Kränkungen und Bedrückungen auf immer ausgelöscht hätte: daß Niemand einen Wunsch hegte, Preußen durch Schmälerung Sachsens zu vergrößern. Jeder lebte damals in den Jugendträumen einer freien und freudigen Vereinigung aller deutschen Staaten; hielt es nicht für möglich, daß nicht derselbe Geist in allen deutschen Völkern leben, und, wenngleich aufgehalten, endlich auch ihre Regierungen ergreifen sollte; nirgends war der Gedanke eines Zustandes in Deutschland, wo nicht sowohl die Stärke einzelner Staaten für ihre eigene Sicherheit und zum Schutz der matten erfordert würde, als lebensvolle, herzlich verbrüderte und ver-

1) S. 97—100

bundene einer für alle und alle für einen ſtänden, ſo geliebt und gehegt wie in Preußen. Wir ſagen es mit Wahrheit: nicht das wünſchten wir, daß unſere Nation vor andern Deutſchen glänzen, ſie verdunkeln und beſchämen; — ſondern daß ein Wetteifer von Thaten entſtehen möge, und daß wir die Fülle zu lieben, zu bewundern und zu ehren hätten.

„Auf alles, was unſer König an das Herz, die Ehre und das Gewiſſen des Königs von Sachſen geredet hatte, erwiederte dieſer keine Sylbe: dagegen aber zeigte er ſich ſehr empfindlich über die Verletzung ſeines tractatenmäßigen Beſitzſtandes im Cottbuſſer Kreiſe.

„Die Wiederbeſitznahme dieſer Landſchaft, nach dem vom Alterthume anerkannten jure postliminii, war vom Könige in demſelben Geiſt der ſchlichten Wahrheit verfügt, der in der Anrede an ſein Volk bei der Kriegserklärung ſpricht. Preußen verachtete diplomatiſche Sylbenſtechereien und Argumentationen nach dem Buchſtaben eines von der Tyrannei geſchriebenen poſitiven Rechts. Es war mit ſeinem eigenen Gewiſſen einig, es ehrte im Auslande nur die Stimme derer die reines Herzens urtheilten, und mit ihnen verſtändigte ſich das leiſeſte Wort.

„Öſterreich hatte 1809 mit gleicher Einfalt gehandelt, und ebenſo aller Herzen Beifall genoſſen, als es, ohne auf elende Einreden zu achten, das heldenmüthige Tyrol wie ein aus der Knechtſchaft zurückgekehrtes Kind aufnahm. Öſterreich rief damals ganz Deutſchland zum Aufſtand, und das war recht.

„Mit Reden, die ſo nur aus dem innerſten Herzen kommen konnten (ſ. die damals im preuß. Correſpondenten abgedruckte Eingabe der Stadt Cottbus an des Königs Majeſtät) und mit Handlungen, haben dieſe ächten Neumärker gezeigt, daß wahrlich, nach dem Wort des Feldherrn, ihre Herzen nie von uns geſchieden geweſen waren. Sie damals in unentſchiedenen Verhältniſſen zu laſſen; ihnen zu wehren als Preußen zu handeln;

zu gebieten als sächsische Unterthanen nach dem Patent vom 23ten Februar, ihr Herz zu ersticken — wäre schändlich gewesen, und, bei dem ersten Schritt vorwärts, Verlängerung des Geistes, in dem der Krieg begonnen ward, und durch den er, bei dem ungeheuern Mißverhältniß der Kräfte einzig und allein gelingen konnte.

„Die ihr dies tadelt, sagt es nur gerade heraus, daß dasselbe von unsern zu dem damals sogenannten Westphalen geschlagenen Provinzen gelte: denn diese waren ja auch tractatenmäßig abgetreten, und ohne Zweifel verletzt es auch euer Herz, daß nicht diese wenigstens dem Jerome geblieben sind. — Und wäre er etwa rechtmäßigerer Herr von Hannover, Braunschweig und Hessen gewesen, wäre es unrecht für die Unterthanen gewesen gegen ihn aufzustehen, wenn die Landesherren diese Länder gezwungen abgetreten hätten? — Weil sein Reich von Bonapartes und der Franzosen Gewalt in Deutschland kam, und diese stützte, deswegen hatte es kein Recht, sondern es zu zerstören war Recht, denn es war Pflicht. Der König von Sachsen hatte an Jerome Districte abgetreten, die, anstatt des im Posener Frieden bezeichneten Landes, den Kaufpreis für Cottbus ausmachten. Daß diese wieder unter seine Herrschaft zurückkehren sollten, wie Cottbus zu seinem rechtmäßigen Herrn, lag so augenscheinlich in Preußens Sinn, daß Jeder im sächsischen Cabinett es als Folge gedacht haben muß. Und wenn Liebe für die Unterthanen kein leeres Wort war, so mußte diese Herstellung des alten Zustandes erwünscht seyn. Aber es zu denken, war Vermessenheit! war Empörung gegen den großen Alliirten! und daher war die Vindication von Cottbus eine Spoliation. — Die Angesehensten des Cottbusser Magistrats wurden, nach dem Waffenstillstande als Rebellen auf den Königstein geschickt.

„Es galt in jener Zeit wie nie: wer nicht mit uns ist, ist

wider uns! Denn noch war Österreich nicht gerüstet, Rußlands neue Armeen, diejenigen zu ersetzen bestimmt, welche im verflossenen Jahr sich aufgeopfert hatten, wurden hunderte von Meilen entfernt gebildet: wenig mehr als dreißigtausend Russen, zum Theil leichte Reuterei, hatte der Sieg damals bis in Deutschland geführt: für den Augenblick der ersten Entscheidung standen nur die Preußen neben ihnen, noch ohne die geringste Unterstützung von England, gegen Frankreich, Italien und den Rheinbund.

„Aber die Tugend wog so schwer in der Schale gegen die Gewalt, daß auch ein sonst geringer Zuwachs an Streitkräften den Ausschlag geben konnte.

„Welche Macht Sachsen für die gemeine Sache bis zur Schlacht von Görschen hätte stellen können, wenn auch dort die Regierung pflichtmäßig gehandelt und der Nation freiwillige Rüstung erlaubt hätte, ist zu erörtern überflüssig. Aber schon die auf dem gewöhnlichen Wege ausgehobenen Truppen bildeten zu Torgau ein sehr ansehnliches Corps, obwohl der König zwei vortreffliche Cavallerieregimenter mit sich fortgenommen hatte, zwei Regimenter Infanterie sich unter Morand befanden, und die Aushebungen im Lande aufgehört hatten, seitdem der Hof Dresden verließ.

„Ohne alle außerordentliche Maaßregeln konnten bei Großgörschen, mit Zurücklassung der nothwendigen Garnison zu Torgau, gegen funfzehntausend Sachsen mit uns gegen die Franzosen fechten: und dies war das Land gegen Kriegsverheerung beschützen. Bei dieser Vermehrung der Streitmacht wäre es nicht schwer gewesen General Horn zu unterstützen, als er in die französische Linie eingedrungen und die feindliche Armee in dem Schwanken war, welches noch ein kräftiger Angriff in Flucht verwandelt. Mag es seyn, daß die Vorsehung es so gefügt, daß hier keine Hauptschlacht gewonnen ward, weil

die Niederlage der französischen Armee nicht so vollständig werden konnte als sie es bei Leipzig geworden ist; und weil der Krieg am Rhein so schwieriger und gefahrvoller geworden seyn würde: die, durch deren Unterlassung das edelste Blut unsers Volks bei Görschen vergebens floß, sind damit nicht entschuldigt.

„Diese uns entzogene Streitkraft ward Napoleon übergeben. Ich weiß nicht wie vielen Antheil die Sachsen an der Schlacht von Bauzen zu nehmen gezwungen gewesen sind: das ist aber wohl bekannt, daß die sächsischen Munitionsvorräthe den Franzosen in dieser Schlacht gedient haben: Vorräthe die von einer wohlgesinnten Regierung den Verbündeten mitgetheilt, sie gegen die drohende Gefahr des Mangels geschützt haben würden.

„Im Lande hauseten die Franzosen als wüthende Eroberer, und ohne alle Rücksicht auf die muthwillige, mit unverholenem Haß und Hohn getriebene Zerstörung, mußte alles aufgeboten werden für Frankreich zu rüsten. An Recruten ist, von der Rückkehr des Königs bis zur Schlacht von Leipzig so viel zusammengetrieben worden, als die außerordentliche, durch den guten Sinn der Einwohner veranlaßte und erleichterte Desertion in der Gewalt der Regierung ließ.

„Was von der Zeit an geschah, war freilich alles eine ununterbrochen sich entwickelnde Folge der Entschlüsse des Königs. Zu Dresden, in Napoleons Gewalt, mußte er wohl so verfügen: denn wer Kraft gehabt dort Würde und Tugend zu zeigen, der wäre damals nicht dort gewesen. Es war aber alles die Folge freier Entschlüsse: wir müssen hieran erinnern, weil die Vertheidiger des sächsischen Hofes gegen die Verantwortlichkeit für diese gezwungenen Handlungen ganz protestiren.

„Wir möchten den nicht hören, der behaupten wollte, die sächsischen Truppen wären willig gegen die Marken gezogen; wir wissen wie vielen das Herz blutete. Aber wir reden auch nur gegen die, welche sie sandten: und diese tragen die Blut-

ſchuld für die Tauſende von unſern geliebten Preußen, die bei Großbeeren und Dennewitz von ihrem Feuer gefallen ſind. Und wie es aufgenommen wäre, wenn die Sachſen unter Regnier ſich ermannt und zu uns übergegangen wären, darüber giebt die Bekanntmachung ein Zeugniß, welche erlaſſen ward, als Herr von Bünau that was recht war. In der zittert nicht die Furcht, ſondern der Zorn.

„Es war unter dem Schutz des von Sachſen beſetzten Königſteins, den Bonaparte dem Könige, hätte er ſich für die gute Sache erklärt, wahrhaftig nicht entreißen konnte, daß Vandamme während der Schlacht von Dresden über die Elbe ging und die ganze Hauptarmee dem Augenblick der Vernichtung nahe brachte.

„Der Beſitz von Torgau, ſo freiwillig eingeräumt, gewährte den Franzoſen unſägliche Vortheile; uns hat er ebenſo unbeſchreiblich geſchadet. Ward Torgau nicht übergeben, ſo blieb es im Waffenſtillſtande (vorausgeſetzt, welches doch unwiderleglich falſch iſt, daß alsdann die Schlacht von Bauzen hatte vorfallen [1]), daß die Franzoſen bis in Schleſien hätten vordringen können), in den Händen der Verbündeten. Die Franzoſen, ſchon um das ganze Regnierſche Corps ſchwächer, konnten nach dem 18ten Auguſt entweder nicht gegen die Mark, oder nicht gegen Schleſien vorrücken, eine von unſern Armeen hingegen ging, wenn ſie wollte, über Torgau vor. Nun aber rettete dieſe Feſtung die Geſchlagenen von Dennewitz. Nun ward es unvermeidlich den Übergang bei Wartenberg zu erkämpfen: das

1) Denn angenommen, daß General Thielemann nicht bei der Schlacht von Großgörſchen geweſen, dieſe alſo auch ſo nicht gewonnen wäre, ſo ſtanden in dieſem Fall er und General Bülow vereinigt, mit mehr als dreißigtauſend Mann in der Flanke und im Rücken der franzöſiſchen Armee. (Anmerkung Niebuhrs.)

Blut der dort gefallenen Helden ist durch die Schuld des sächsischen Hofs geflossen."

34

In meisterhafter Kürze und Klarheit legt Niebuhr das Verfahren des Königs von Sachsen bei der Konvention von Bayonne vom 10 Mai 1808 dar [1]):

„Durch den 25ſten Artikel des Tilsiter Friedens war das Eigenthumsrecht und die freie Disposition der preußischen Unterthanen und öffentlichen Institute, namentlich der Bank und Seehandlung, über ihre im Herzogthum Warschau ausstehende Capitalien anerkannt: — ein Schutz den dieses Eigenthum nur in den Zeiten der wildesten Plünderung bedürfen konnte.

„Es ist bekannt, daß der Werth der Grundstücke in den polnischen Provinzen unter der preußischen Regierung auf das dreifache und vierfache stieg: theils durch die wohlthätigen Wirkungen einer festen Ordnung und klugen Verwaltung, theils durch den mit den alten Provinzen eröffneten Verkehr, welcher unglaublich große Capitalien zum Ankauf und auf hypothekarische Sicherheit dorthin führte. Diese Darlehen wurden von der Regierung gern gesehen und gefördert, weil der Geldzufluß den Wohlstand der neuen Provinzen, in denen auch die sämmtlichen Überschüsse der Revenüen wieder verausgabt wurden, mit außerordentlicher Kraft hoben.

„Es waren die auf diese Weise nach Polen. geflossenen, durch den Tilsiter Frieden als unverletzlich anerkannten, Capi-

1) Ebenda S. 59

talien der öffentlichen Institute, zum Betrag von mehr als siebzehn Millionen Reichsthaler, welche der König von Sachsen, Herzog von Warschau, durch die Bayonner Convention für die Summe von zwanzig Millionen Franken in drei jährlichen Raten, von 1809 bis 1811 zu erlegen, und bis dahin mit fünf vom Hundert zu verzinsen, von dem Kaiser Napoleon erkaufte. Der Verkäufer scheint hier übervortheilt: allein theils war nach einer unvollständigen Liste abgeschlossen, die nur 43 466 000 Franken Capitalien enthielt, theils war die Abzahlung von Seiten der Schuldner nach den Umständen des Landes nur erst in einer sehr langen Frist möglich, und Bonaparte war verständig genug, um Raubgut auch unter dem halben Werth loszuschlagen. Es war ihm darum zu thun diesen bald und baar zu erhalten, und hier trat der sächsische Schatz ins Mittel: daher wurden auch die von dem Könige gegebenen bons zu Dresden zahlbar gestellt: die Finanzen des Herzogthums Warschau waren creditlos und hülflos. Blieben nun die durch Frankreich eingerichteten Verhältnisse, so war der Vorschuß, wie langsam er auch wieder eingehen mochte, sicher und gewinnvoll belegt: — und es läßt sich nicht verkennen, daß dies als ein starkes und unseliges Band wirkte, den sächsischen Hof an das Schicksal Bonapartes zu knüpfen.

„Von der Beschlagnahme fernerer sieben Millionen Reichsthaler, ebenfalls im Warschauischen ausstehender Capitalien, welche gradehin preußischen Privatpersonen gehörten, ist es nicht nöthig ausführlicher zu reden, da es doch gelang ihre Freigebung loszukaufen. Ein gleiches Decret ward freilich auch über zwei Millionen Institutcapitalien bewirkt; es ist aber ohne alle Folge geblieben.

„Die Noth, welche jene Plünderung durch den Ruin der Bank, der Wittwencassen, Waisenhäuser und Armenanstalten zu einer Zeit verbreitete, wo es der ganz erschöpften Staatscasse

unmöglich war einen so ungeheuern Ausfall zu decken, ist nicht zu beschreiben. Man darf aber auch nicht bei dem Bilde des Elends und Kummers verweilen, die aus diesem rechtmäßigen Handel entstanden, wenn man dem Vorsatze treu bleiben will, Bitterkeit und Unwillen zu bezähmen: denn auf Napoleon allein können diese Gefühle sich hier nicht richten."

35

Seinen eindringenden Scharfsinn in Aufhellung dunkeler historischer Zusammenhänge bewährt Niebuhr in folgender interessanten Ausführung [1]):

„Vor dem Abschluß der Conventionen vom 24ſten Februar 1812 schwankte Bonaparte unschlüssig, ob er, vor Anfang des Krieges gegen Rußland, Preußen zerstören sollte oder nicht? Die Erwartung einer grimmigen Gegenwehr, wodurch das Land, welches er zur Basis seiner Operationen gegen Rußland bedurfte, in eine gefährliche Wüste verwandelt worden wäre; und die Furcht vor dem unvermeidlichen Zeitverlust, der die Eröffnung der Campagne am Niemen bis gegen den Herbst verzögert haben würde; entschieden ihn den Plan eines ganz gewaltsamen Verfahrens aufzugeben.

„Als Davoust, im Marsch auf Berlin begriffen, durch jene Conventionen aufgehalten ward, lag die sächsische Armee, welche nachher nach Rußland aufbrach, an der Gränze der Mark so zusammengezogen, daß sie auf den ersten Befehl gegen Berlin aufbrechen konnte.

„Daß die Krone von Polen dem Könige von Sachsen nicht

1) S. 61 f.

bestimmt war, ist allgemein bekannt; und es erhellt aufs deutlichste aus den Verhandlungen des sogenannten Conföderationsreichstags. Er sollte also das Herzogthum Warschau verlieren, und doch wohl nicht ohne Entschädigung. Woher diese? Sie fand sich von selbst, so lange man Preußen früher als Rußland überziehen wollte. Aber auch nachher hätten sich die Schwierigkeiten dieser einfachen Ausgleichung eben so wohl heben lassen, als die, welche der Bayonner Convention entgegen standen. Es war der unvermeidliche Fortgang, sobald der Krieg gegen Rußland gelang: ob Schritte geschehen sind oder nicht, mag bestritten werden. Möchte es Bonaparte gewesen sein, der der Bewegung den Anstoß gegeben hätte, sein Wille und der Entschluß des sächsischen Hofes würden eins gewesen seyn."

36

Ausgezeichnet in seiner bündigen Kürze und Schlagfertigkeit ist das schöne Resumé der Preußischen Politik [1]):

„Von der erbrechtsmäßigen Vereinigung der sächsischen Länder geschieht an mehreren Orten" (nämlich in den publicistischen Vertheidigungen der Sächsischen Regierung) „auf eine Weise Erwähnung, die, wie wir es uns nicht verhehlen können und wollen, auf Friedrichs des Großen Eroberungen zielt. Es ist schon längst bei den Neidern Preußens und ihren Nachschwärzern Sitte gewesen, von unserm Staat als einem eroberungssüchtigen, unter lauter friedfertigen und gewissenhaft gerechten, zu reden: und hierüber einiges zu äußern, wird die Veranlassung nicht unangemessen seyn.

---

1) S. 67 f.

„Kein deutsches Fürstenhaus hat sich in den traurigen Zeiten der Zerrüttung und der Ohnmacht Deutschlands, vom westphälischen Frieden bis zum Tode Karls VI so durch Treue für die allgemeine deutsche Sache gegen den Einfluß und die Eroberungspläne der Fremden, durch Unverführbarkeit und kriegerische Dienste ausgezeichnet, wie Brandenburg. Einen ächteren Reichsfürsten als König Friedrich Wilhelm den ersten hat es nicht gegeben; daß alle Aufopferungen und Dienste Brandenburgs mit Undank belohnt wurden, ist dagegen wohl bekannt.

„Wie es sonst damals in Deutschland erging: welche Fürsten sich mit Ludwig XIV gegen das Vaterland verbanden, ist ebenfalls in Aller Gedächtniß. Aber auch der letzte Reichskrieg Karls VI am Rhein, wo die Preußen so rühmlich und treu erschienen, wie immer wenn die Grenzen Deutschlands bedroht waren, zeigt sehr merkwürdige Gegenstücke in den Neutralitäten und den Gesinnungen andrer deutscher Fürsten.

„Nie war Preußen Veranlassung geworden, daß Feinde den Fuß auf deutschem (sic) Boden setzten: wohl aber hatte die eitle Königssucht der sächsischen Churfürsten einmal die Schweden in Deutschland hereingezogen, und dann eben jenen unglücklichen Reichskrieg hervorgebracht.

„Dieser sächsische Hof, dessen Ahnherr durch seine französische Allianz Schuld ward, daß die drei lotharingischen Reichsstädte, Deutschlands erste Vormauern, in Frankreichs Gewalt geriethen, entwarf, zum Lohn dafür, daß Östreich sich und das Reich in Krieg mit Frankreich für die polnische Wahl König August II verwickelt hatte, gleich darauf Theilungspläne der österreichischen Staaten für das Ableben Kaiser Karls VI.

„Als dieses eintrat, unternahm König Friedrich der Große die Eroberung Schlesiens: und wir wollen hier nicht die publicistischen Rechtfertigungen des veralteten Manifestes erneuern, denn es ist gewiß, daß er sich die Eroberung von ganz Schlesien

vorsetzte, und nicht bloß die Vindication seiner dargestellten Rechte. Aber wenigstens diese Rechte waren unläugbar, und Preußen verletzte wahrlich keine Dankbarkeit und Verpflichtungen.

„Er erlößte die schlesischen Protestanten aus grausamer und gesetzwidriger Bedrückung: ihre Anhänglichkeit und ihr Dank glichen einer Wahl, die rechtmäßig gewesen sein würde wenn sie ihn gerufen hätte, und die durch die Volksstimmung, welche er antraf, ersetzt ward. Das Unrecht, welches dennoch der Erwerbung anklebte, ward dadurch völlig getilgt, daß er Schöpfer des Landes ward, wohin, durch ihn und unter ihm, der von den Jesuiten und ihres gleichen verbannte Geist zurückkehrte; dessen Bevölkerung sich durch seine Regierung verdoppelte; dessen Wohlstand sich vervielfachte.

„Vor allem aber sage sich jeder aufrichtige Deutsche selbst, ob König Friedrich diese Eroberung nicht augenscheinlich unter Gottes Führung machte, indem die allgemeine Befreiung im vorigen Jahr unmöglich gewesen wäre, wenn Schlesien nicht preußisch war? Hätte Österreich Schlesien 1741 nicht verloren, so würde es 1814 seine Integrität nicht haben wiedergewinnen können.

„Weil nun König Friedrich diese Eroberung mit seiner eigenen Kraft und mit einem Unverhältniß der Macht wie Alexander, ausführte: und die Bourbons, Baiern und Sachsen an der Macht desselben Staats scheiterten, — so haben die Neider von der Zeit her wider ihn geredet, und die gleichzeitigen Vergrößerungspläne, namentlich des sächsischen Hofs, sind in Vergessenheit gerathen. So lange aber Männer urtheilen, so werden unter Eroberungsabsichten, auch abgesehen vom Undank, diejenigen schlimmer erscheinen, welche nicht mit eigener Kraft, sondern durch Intriguen und Belehnung von fremder Gewalt zum Zweck zu gelangen suchen. So entsteht,

wenn es aufs beste geht, nur ein Zusammenflicken von Raub: was die Kraft erobert, und sich aneignet, bildet ein neues Leben; schlimm oder gut, segensvoll oder verderblich, wie der Geist ist, der in dem Kräftigen wohnt.

„Es ist also nicht angestammte Gerechtigkeit des sächsischen Hauses, sondern Folge des vortrefflichen Geistes, mit dem die österreichischen Völker erwachten: der Nationalkraft welche jene Zeit und 1809 zu so herrlichen Epochen ihrer Geschichte machte: und dagegen der unbeschreiblich elenden Führung der gegen sie Verbündeten, weswegen zu diesen angestammten Ländern nicht auch die Markgrafschaft Mähren zu rechnen ist, welche man sich von der österreichischen Theilung hatte zusagen lassen, und dafür die Armee gegen die Königin von Ungarn sandte.

„Es ist ferner nicht Schuld des Willens, daß nicht ebenfalls die Mark Brandenburg und andre preußische Länder, welche Sachsen, ohne vom König Friedrich verletzt zu seyn, sich ausbedungen hatte, dieser Ländererbschaft angehören.

„Sehen wir nun auf jene Zeiten, so ist es klar, daß die Größe König Friedrich allein, der Trieb nach Vergrößerung aber allen Fürsten seiner Zeit, dem schlafften wie dem starken angehörte.

„Ein andrer stehender Anklagepunkt gegen den großen König ist die Theilung von Polen. Hier ist nicht die Rede von den Gerechtsamen der andern Mächte: aber die Vindication von Westpreußen, einem deutschen Lande, welches die Stifter des deutschen Staats in Altpreußen geschaffen hatten, abgerissen von Barbaren, unter deren wüstem Regiment es ganz verwildert und verfallen war — die braucht wahrlich keine große Rechtfertigung.

„Sehen wir auf den sächsischen Länderbesitz, so finden wir darin, ohne von der ursprünglichen Veränderung der Dynastie zu reden, die Lausitz als Preis eines Betragens, welches dem

der jüngstverflossenen Zeit sehr ähnlich war: einer Folgenreihe von allgemein verderblicher Verblendung, Unterthänigkeit, Abfall und Partheywechsel, der weniges in der Geschichte an die Seite gesetzt werden kann."

37

Höchst glücklich durch die historischen Parallelen sowie die Kraft der Beweisführung ist die Stelle, worin er die Behauptung zurückweist, die „sächsische Krone kann nicht rechtmäßig an einen andern Fürsten übergehen, weil der König in die Abtretung seiner ererbten Staaten nie willigen wird", eine Behauptung, welche das Manifest des Königs von Sachsen aufgestellt hatte.

„So lange ein Krieg dauert", sagt er [1]), „betrifft die Unterhandlung über Territorialveränderungen zwischen dem Sieger und dem, der sich im Nachtheil befindet, den Besitz, welchen jener von einem Theil des Landes gewonnen hat, und die Ansprüche des Letzten darauf, die er durch eine Wendung des Glücks auszuführen sich Hoffnung macht. Dieses in Form Rechtens auszugleichen, ist der Zweck von Abtretung und Zurückgabe. Wer sich dazu nicht entschließt, sondern sein ganzes Land verliert, dem bleiben unstreitig seine Ansprüche, wenn er sie nicht aus andern Gründen verwirkt hat; er mag sich nun nachher in dem Lande des Siegers oder in einem fremden befinden, und jeder Zwang ihnen zu entsagen, wäre ungerecht. Ansprüche aber sind nicht immer Rechte. Es ist auch hiebei wieder daran zu erinnern, daß die Gerechtigkeit der Friedens-

1) S. 72

bestimmungen von der Gerechtigkeit der Sache abhängt, insofern nicht aus der Natur der neuen Verhältnisse selbst ein neues Recht höherer Art entsteht. Denn es läßt sich unter andern nicht läugnen, daß die Vereinigung Schottlands mit England, obwohl in scheinbarer Form Rechtens ausgeführt, in Hinsicht auf die ganze Art, wie diese Form erschlichen ward, höchst ungerecht und unredlich war: so daß dadurch weder die Rechte der schottischen Nation und ihres Parlaments noch die der Stuarts vernichtet wurden. Wohl aber verschwanden sie vor den Rechten, welche England auf die Fortdauer der Union durch ihre segensvollen Folgen gewann: so daß nach sehr kurzer Zeit, und als sich der Geist bewährt hatte, worin die Regierung des vereinigten Reichs zu handeln entschlossen war, ein auf jene innere Rechtsunvollkommenheit gegründeter Versuch die alten Ansprüche geltend zu machen, nach dem Wesen wie nach dem Buchstaben, rebellisch und verbrecherisch ward.

„Die Stuarts haben ihre Ansprüche auf die brittische Krone nie abgetreten: sie haben hingegen durch wiederholte Versuche sie auszuführen, großes Unglück über ihre blinden Anhänger gebracht, und die Regierung von Großbritannien zu äußerst harten Maßregeln veranlaßt. Die Nachkommen, außer dem Zwang augenblicklicher Gefahr, billigen diese nicht: aber wer verkennt die höchste Rechtmäßigkeit der Herrschaft Wilhelms des dritten und des Hauses Hannover?

„So wie Jacob der zweite sich gegen die Freiheit und die Religion von England vergangen, und der Beifall eines großen Theils der schottischen und beinahe der ganzen irländischen Nation, welche England nöthigte, sie mit Gewalt von ihm abzureißen, die Sträflichkeit seiner Regierung nicht vermindert; eben so verwirkt ein deutscher Fürst seine Thronrechte, der gegen Deutschlands Freiheit, gegen das Leben der deutschen Nation, gegen die Existenz eines benachbarten Staats, der ihn

nie kränkte, für die fremde Tyrannei alle seine Kräfte mißbrauchte.

„Der König von Sachsen hat keinen Besitz außer dem Königstein, und nur Ansprüche, über deren Gültigkeit sein Verhalten gegen Deutschland und“ (hier ist ein Wort ausgefallen, etwa das Interesse) „der allgemeinen Sache richtet. Diese auf die mildeste und schonendste Art zu beseitigen, ist deutlicher Wunsch auf der entgegengesetzten Seite. Durch ihre starre Behauptung entsteht für ihn keine Gefahr und kein Leiden; er befindet sich nicht in der Lage der Familie Karls des ersten, welche Noth litt; oder der Bourbons oder Karls VII, welche Pensionen annehmen mußten; keine Härte kann ihm drohen. Wäre Sachsen nur ein Theil eines größeren Reichs, und dauerte, nach dessen Eroberung, der Krieg fort, so würde er durch Rücksichten bestimmt werden, die jetzt, nach der gänzlichen Entscheidung nicht mehr vorhanden sind. Dies macht aber nur die Auflösung des Knotens schwieriger: es wäre absurd darin den Gewinn eines Rechts zu sehen. Die Rechtmäßigkeit der Beschlüsse und Verfügungen über Sachsen leidet dadurch nicht.

„Ob der König den Einfluß einer unveränderlichen Weigerung auf schwache Gewissen unter seinen Unterthanen, und die Möglichkeit ähnliche Folgen hervorzubringen, wie sie der Starrsinn der Stuarts verursacht hat, verantworten, und sich in dieser Hinsicht durch eine einmal öffentlich ausgesprochene Erklärung gebunden halten kann, bleibt denn seinem Gewissen und beruhigteren Gefühlen überlassen.

„Dem vorliegenden Fall ist es keineswegs fremd, daß der gegenwärtige König von Neapel bereits von Österreich und andern Alliirten anerkannt ist, obgleich der König von Sicilien diese Krone nur durch Unglück verloren und auch erklärt hat, daß er seinen Ansprüchen nicht entsagen werde. Auffallend ist es übrigens, daß immer nur von Sachsen die Rede ist, da

doch, was für den König dieſes Landes Recht wäre, für den Großherzog von Frankfurt billig ſeyn würde."

38

Sehr ſchön iſt die Charakteriſierung von Preußens Stellung zu Deutſchland im Zuſammenhange mit der Frage nach einer Annexion Sachſens [1]):

„Wir wollen annehmen, daß eine bedeutende Zahl in Sachſen die Herſtellung des Königs aus dem zwiefachen Grunde, der Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und der Vorliebe für die Fortdauer der bisherigen Staatsverhältniſſe wünſcht. Jene Gefühle, wo ſie rein beſtehen, zu berühren, wünſchen wir lieber zu vermeiden. Aber erinnern müſſen wir immer, daß die Lage, worin ſie ſchmerzlich werden, durch den ſächſiſchen Hof allein herbeigeführt iſt.

„Wenn es alſo einen Sachſen ſchmerzt, daß ſein Staat die politiſche Individualität verliert, an der er ſich als Miteigenthümer fühlte, ſo ſey er zuerſt gerecht darüber wie dieſes gekommen: dann verblende er ſich nicht über die dringende Nothwendigkeit, welche in Deutſchland größere Staaten fordert und ſchafft: und er prüfe, ob Sachſen durch die Vereinigung mit Preußen zu gewinnen oder zu verlieren erwarten darf.

„Wir wollen es wünſchen, daß Deutſchland, wie ſchwer auch die zum Theil widerſtrebenden Körper ſich einer engeren Verknüpfung fügen, aus der gegenwärtigen Auflöſung eine politiſche Nationaleinheit gewinnen möge. Es iſt möglich, wie wenig auch viele Umſtände zur Hoffnung ermuntern; das Rechte

---

1) S. 76

und Nothwendige ist vor unsern Augen auf so wunderbaren Wegen erreicht worden, daß man nicht mehr aufhören darf zu hoffen, wenn kein Weg zum Ziel sichtbar ist, oder der, den die Begebenheiten zu nehmen scheinen, in einer dem Ansehen nach andern Richtung liegt. Wenn aber auch dieses Ziel erreicht seyn, und Gewohnheit der neuen Ordnung Stärke gegeben haben wird, anstatt der Künstlichkeit und Schwäche, an der sie anfänglich kränkeln muß, so lehren doch Erfahrung und Natur der Sache, daß Deutschland von der Föderation viel Heil für die innere Freiheit hoffen mag, aber den größten und wesentlichsten Theil seiner Kraft gegen das Ausland, und das einzige Mittel aufzuhören der Wohnplatz fremder Heere zu seyn, von den großen und in sich starken Staaten, die es in sich beschließt, erwarten muß. Und diese Verstärkung gewährt Sachsen dieselben Vortheile wie uns, und ist ganz gemeinschaftliches Bedürfniß.

„Eben so verhaßt als uns mußte den Sachsen, welche 1813 das System des Hofes haßten, der Gedanke seyn, daß bei einer andern Entscheidung, als Folge der Folgen jenes Systems, ihr Vaterland wieder im Herzen Deutschlands, und unmittelbar gegen Preußen, ebenso feindlich auftreten würde.

„Wenn nun aber die Verstärkung der Sehnen Deutschlands nicht ohne wahren inneren Nachtheil der zu verbindenden Länder geschehen könnte, so würde man die Nothwendigkeit betrauern müssen, die solche Opfer gefordert.

„Es giebt keine sächsische Nationalität, so wenig wie eine pommerische oder märkische. Nur von der Aufopferung der politischen Individualität kann die Rede seyn. Die Preußen sind von den Sachsen nicht so verschieden wie die Engländer von den Schotten, geschweige von den Irländern, selbst den englisch redenden. In der jetzigen preußischen Nation sind eine Menge kleiner Völkerschaften vereinigt, von denen mehrere

den Sachſen ähnlicher ſind als den Märkern oder Pommern, einige ihnen durchaus gleich. Ihre Eigenthümlichkeiten ſind unverändert, Weſtphälinger, Niederländer, Frieſen, Pommern und Märker haben ihren Charakter nicht aufzuopfern gebraucht, um Preußen zu ſeyn. Aber neben der Familieneigenthümlichkeit ihres engen Bezirks gehören ſie einer Nation an, deren Namen ſie mit Stolz ausſprechen. Von dem Ganzen geht Kraft in den Einzelnen, und der Pommer, der unter ſeinen Herzögen eben war wie der damalige Mecklenburger, hat die Kraft ſeiner Ahnen nicht nur bewahrt, ſondern erhöht, und iſt der Spartaner und Samniter Deutſchlands geworden.

„An ſich iſt es ein Segen einer ſtarken Nation anzugehören: was man durch ihre Bürgerſchaft gewinnt, iſt mehr als Habe und Gut. Was der preußiſchen Nation darin eigenthümlich iſt, zeigt das heftige Gefühl unſerer abgeriſſenen Provinzen, und das Beiſpiel aller proteſtantiſchen Länder, die allmälig mit uns verbunden ſind. Mögen die Sachſen auf die Fränkiſchen Markgrafthümer ſehen: dort werden ſie erfahren, mit welchen Vortheilen die Verbindung mit Preußen erwartet ward, und wie nach funfzehn Jahren die Anhänglichkeit Leidenſchaft geworden war. Selbſt von unſern Pommern zeigt die Geſchichte, wie ſich Stettin und die vorpommerſchen Städte gegen den großen Churfürſten vertheidigten, und wie bald wurden ſie Grundpfeiler des Staats!

„Preußen iſt kein abgeſchloſſenes Land: es iſt das gemeinſame Vaterland eines jeden Deutſchen, der ſich in Wiſſenſchaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Scharnhorſt war kein geborner Preuße: Lebende wollen wir hier nicht nennen. Eben dadurch hat Preußen ein ſo friſches Leben in ſeiner Nation erhalten, daß die Völkerſchaften, deren Geſammtnahme Preußen iſt, von ſo großer Eigenthümlichkeit ſind, und daß der Staat immer

froh gewesen ist, sich mit dem Blüten Deutschlands zu schmücken. Eben das sichert vor allem einem verständigen, klugen, kenntnißreichen Volk wie die Sachsen es sind, eine unbedingt ohne alle Eifersucht gewährte Theilnahme an allem, wonach der thätige und fähige Mann strebt, im ganzen Umfang des vereinigten Staats, wie in ihrem unmittelbaren Lande. Wir sind frei genug von Eitelkeit davon einen wesentlichen Vortheil zu hoffen. Mögen aber die Sachsen selbst erwägen, ob nicht ihr Staat in dieser Hinsicht gerade das Gegentheil von Preußen war: in der Verwaltung, im Heer, in ihren gelehrten Anstalten? ob sie sich nicht für das deutsche Ausland auf eine Weise schlossen, über deren Nachtheil sie selbst sich nicht täuschen werden? ob es für den Deutschen etwas förderndes geben kann als Mischung der ausgezeichneten Individuen seiner verschiedenen Stämme, und ein allgemeines Ablegen kleinlicher Vereinzelung?

„Die Sachsen sollen kein historisches Andenken aufopfern, sie sollen ein jedes Kleinod bewahren: sie bringen uns viel herrliches zu. Aber auch wir bieten ihnen schöne Erinnerungen dar. Der vereinigte Besitz wird ein Gemeingut schon des nächsten Geschlechts seyn. Wir ehren in ihnen die Mitbürger Luthers Leibnitzens und Lessings: brauchen wir die zu nennen, auf deren Andenken wir stolz sind? Und ist es ein kleines für den sächsischen Jüngling, der unter den Fahnen preußischer Regimenter dienen wird, daß er ein Erbe an ihren Thaten gewinnt?"

39

Sehr merkwürdig ist die Stelle, in welcher Niebuhr von den Verfassungsverhältnissen beider Länder spricht. Denn nach-

dem er die ständiſche Verfaſſung Sachſens erwähnt hat, fährt er fort [1]):

„Im Beſitz dieſer ſtändiſchen Verfaſſung ſtand dennoch unſtreitig der Sachſe weniger frei und ſtolz als der Preuße, der in einem Staat erwuchs, den man nur als abſolute militairiſche Monarchie betrachtet. Das macht aber, daß eben bei uns die Armee wie ein erleſener Ausſchuß der Nation iſt."

Er hat alſo offenbar, wenigſtens damals, an die Möglichkeit oder den Nutzen einer allgemeinen ſtändiſchen Verfaſſung für Preußen nicht geglaubt.

40

Von wirkſamſter Rhetorik und dem Pathos des wahren Redners erfüllt iſt das ſiebente Hauptſtück [2]). Niebuhr ſelbſt ſagt in einem Briefe [3]): „ich bemerke, daß es" (nämlich die ganze Schrift) „eigentlich wie eine Rede vor einer Verſammlung gedacht und aus dem Herzen gequollen iſt", und geht denn auch hier zur direkten Apoſtrophe des Gegners über:

„Den Deutſchen iſt oft Undank vorgeworfen, und ſie können ſich über nur zu viele Thaten nicht rechtfertigen. Denn ſie haben ſich gegen Herrmann verſchworen und ihn umgebracht, — und Guſtav Adolph haben ſie mit Mißtrauen, Unredlichkeit und Abfall gelohnt. Das kommt von der Vielköpfigkeit, die dem Neid, der feigen Habſucht, den Anſprüchen eines eiteln

1) S. 81
2) S. 84
3) L. N. II, 131

Dünkels, die im umgekehrten Verhältniß der Thaten ſtehen, freien Raum giebt: denn zulezt gehen alle dieſe Triebe über in Haß und Erbitterung gegen die wahre Größe.

„Vor dem Jahr, als jeder mit eigenen Augen ſah und mit eigenen Sinnen fühlte, da wagten die, welche Preußen jetzt anſchwärzen und läſtern, es nicht laut zu reden: jetzt füllen ſie jedes ihnen zugängliche Blatt mit ihrer Bosheit: jezt möchten ſie Argwohn und übeln Willen gegen uns erregen, und ſcheuen keine Art der Verläumdung. (Wir können den Verfaſſer eines Aufſatzes in der Allg. Zeitung verſichern, daß zuverläſſig in keinem Fall daran gedacht wird, einen lutheriſchen Miſſionär im Dom zu Maynz predigen zu laſſen. Wäre aber dieſe Kirche den Illuminaten nicht ganz recht zu einem Tempel der Vernunft?) Von den Thaten unſrer Heere ſoll nicht mehr geredet werden: wir haben damit — nach ihnen — die Schande von 1806 ſo ziemlich wieder gut gemacht: aber ſie ſind müde davon weiter zu hören. Und wenn es ihnen in der That gelingen ſollte, dies zur Stimmung eines Theils des Publicums zu machen, ſo hätten ſie viel gewonnen: denn der Deutſche, der dieſe wiedergewonnene Ehre, die ſeine ganze Nation ſchmückt, vergeſſen und verwerfen kann, der muß ſo tief gefallen ſeyn, wie Bonaparte es nur immer wünſchen konnte.

„Freilich richtet die Nachwelt, und wenn es ſpeculative Fragen wären, ſo würden wir verachtend ſchweigen. Es hat immer Menſchen gegeben, welche an allem, was groß und ſchön war, Flecken aufſuchten, oder ſie anhefteten, und dieſe haben ſich immer vor der Nachwelt verächtlich gemacht. Ein Schriftſteller des Alterthums, der faſt nur durch ſeine Läſterungen im Andenken geblieben iſt, hatte erfahren, daß Ariſtoteles lecker für einen guten Tiſch geweſen ſei: mithin war es ein elender Menſch über der“ (lies den) „er, Timäus, ſich ſehr weit erheben konnte. Viele wiſſen von Bacon nichts, als daß er ſich

verirrte Geſchenke zu nehmen: bei Klopſtocks Leben war manchem an ihm nichts merkwürdiger als die Unreinlichkeit ſeiner Wäſche: von Marlborough's Geiz weiß wohl einer zu erzählen, der ſeine Schlachten nur dem Namen nach kennt: und unter den Fremden eine größere Zahl wie König Friedrich bei Molwiz der Muth verließ, als wie er bei Hochkirch dem Feinde den Muth nahm, die erſtohlenen Vortheile des Überfalls zu verfolgen. Ja es giebt Menſchen, die als der größte und beſte Deutſche, Andreas Hofer, durch die Alpen gehezt ward, ein Schreiben von ihm abdrucken ließen, um über die Orthographie, beſonders der Unterſchrift ‚Commedant in Tyrol, gewößter' zu ſpaßvogeln: ohne Zweifel feſt überzeugt, dadurch ſeine Ehre ganz zu Grunde zu richten.

„Deſſelben Geiſtes Kinder ſind die, welche die ſo oft ſchon abgeleierten Anklagen gegen Preußen auch jezt wieder anſtimmen, mit einer Geringſchäzigkeit und Inſolenz, die nie zu dulden war; aber nach den Geſchichten des verfloſſenen Jahrs zur allerſchändlichſten Frechheit geworden iſt. Nun aber iſt davon zuerſt entſezlich viel gelogen: und dann giebt es keinen Staat, groß oder klein, in allen Zeiten, dem ſich nicht ein Sündenregiſter verfaſſen ließe, wenn man ſeine Freude daran hätte: und wenn die Republik San Marino ſich unter allen Umſtänden weniger von Herſchſucht und Stolz hat hinreißen laſſen als etwa Preußen, ſo hat das ſeine guten Urſachen. Gott wolle nicht, daß wir uns herabließen, die Flecken, welche unſerer Geſchichte anhaften, durch Vergleichungen, wie ſie ſich anſtellen ließen, der Nachrede zu entziehen. Dies ſey nur den Zuhörern geſagt, die, wegen der Harmloſigkeit ihrer thatenloſen Ländercchen, ſich in einem Stande der Unſchuld glauben möchten. Seriphus hatte gewiß hundertmal weniger gefehlt als Athen oder Sparta, aber auch zehntauſendmal weniger Tugend entwickelt: die ſeine war gegen die ihrige wie die eines Schul-

knaben gegen die eines Staatsmanns. Fragt nicht bloß, wo ſind Mängel? ſondern vielmehr: wo und welche Vortrefflichkeiten? Und da möchten die meiſten Staaten ſehr ärmlich gegen Preußen daſtehen: während ſehr viele für ganz andre Sünden zu haften haben. Auch kann eine Nation ſchon von früheren Vergehungen reden hören, der die Leiden, womit ſie immerhin gebüßt haben mag, ſo zur Läuterung gedient haben.

„Möchten ſie immerhin gewähren, dieſe Elenden, die über jede Beſtätigung der Wahrheit jubeln, daß nichts ganz Tadelloſes und Vollkommenes in der Welt iſt, daß ihr Erzvater nicht vergebens den Keim der Sünde ausgeſäet hat — jubeln über das was nach ihrer Meinung beweißt, im Grunde ſey alles elend wie ihr innerſtes — möchten ſie es thun wenn nicht der böſe Geiſt in den Schwächen der Thoren Empfänglichkeit für ihre Rede fände.

„So aber wenden wir uns an unſere Landsleute in den andern Staaten deutſcher Nation, und fragen ſie: wißt ihr wohl was ihr wäret ohne Preußen? und wißt ihr wohl was aus euch werden ſollte ohne Preußen? Das Vergangene mögt ihr vielleicht vergeſſen haben, ohne daß euch die Vergeßlichkeit zur Schande dient; aber die zweite Frage iſt ſehr ernſt, denn ein anderes iſt ob der Vorhang zwiſchen den Acten herabgelaſſen wird, oder am Schluß des Stücks.

„Wir thun dieſe Fragen nicht, daß wir verkennten, was andre edle deutſche Heere gethan haben: aber ohne Preußen wären ſie nie aufgetreten, und dann dürfen wir die Frage thun, weil der Maaßſtab der Thaten, des Verdienſtes und der moraliſchen Kraft, in dem Verhältniß des Geſchehenen zu der phyſiſchen Kraft zu ſuchen iſt. Schweiß iſt der Preis der Tugend, und nicht der Beſitz der Kraft, ſondern ihre Anſtrengung giebt den Werth. Und wenn wir von der unſrer Nation reden, ſo reichen wir den Ruſſen gern den Kranz;

denn wir haben immer noch nicht ſolche Opfer gebracht wie ſie.

„Hätte Preußen gezögert als die Ruſſen an unſrer Gränze erſchienen, weil der Feind im Herzen unſres Landes ſaß, unſere unmittelbar vorhandene Macht ſo gering, ſo wenig Hoffnung auf allgemeine Mitwirkung, das Mißverhältniß zu der Macht des Feindes ſo unermeßlich war: hätte Preußen nicht Heilung, ſondern einen geflickten Friedenszuſtand geſucht; wie leicht und unfehlbar war eine Art verhältnißmäßiger Beſſerung zu erlangen; dann aber war die Sklaverei von Europa dauernd befeſtigt.

„Hätte Preußen nicht entſchieden jeden halben Gedanken von ſich geworfen, und wäre nicht das Unglaubliche geſchehen und möglich geweſen, weil der Nation nichts zu viel war, ſo wäre es etwa ein Nimweger Friede geworden.

„Was das preußiſche Heer iſt, das habt ihr geſehen: was es gethan, das wißt ihr. Daß es anſpruchslos und beſcheiden iſt wie kein Anderes, davon zeugen die Länder, welche es kennen gelernt, und ihm ihre Herzen geſchenkt haben.

„Wer aber wiſſen will, durch welche Anſtrengungen dieſes Heer aufgeſtellt iſt, und vergleichen, der erkundige ſich nach dem Zuſtande, worin Preußen ſich befand, als der Krieg begann, nach faſt ſiebenjährigen unaufhörlichen, ganz beiſpielloſen Leiden und Erpreſſungen; der vernehme wie in ſechs Monaten dritthalbhunderttauſend Mann aufgeſtellt wurden; wie dieſe zum Theil ihre Waffen, und auch nachher gewöhnlich ihre Munition vom Feinde erobern mußten; und wiſſe daß, mit den Ergänzungen, von hundert Seelen unſerer Bevölkerung ſechs Männer in den Krieg gegangen ſind.

„Preußen iſt ſtolz auf den Beruf ſich und Deutſchland zu vertheidigen: es muß aber zu dieſem Beruf geſtärkt werden, damit es ſich nicht erſchöpfe und verblute. Ermuntere ſich

jeder deutsche Staat zu gleicher Männlichkeit, dann wird kein Neid mehr seyn, und kein Mißtrauen: denn wer sich selbst vertrauen kann, der hat Freude an der Stärke des Andern. Es ist aber auch Preußen, welches eine Ordnung in Deutschland wünscht, deren Einsetzung den oft ernstlich gehegten, öfter arglistig verbreiteten Besorgnissen beeinträchtigender Ausbreitung in Norddeutschland ein Ende machen würde. Denn nur von dieser Hälfte des Vaterlands kann die Rede seyn: eine natürliche Gränze wie die Pyrenäen würde uns von den österreichischen Staaten und Süddeutschland scheiden.

„Nicht König Friedrich hat das deutsche Reich aufgelößt: es war längst voll Zwietracht und Abhängigkeit. Nicht er bildete die Verbindungen gegen die pragmatische Sanction, an denen allein sich schon erkennen läßt, was das Reich damals war. Hier war nichts mehr zu verderben, und er hat auch nicht eine einzige Form zerstört. Dagegen aber hat er, als eine große und begeisternde Erscheinung, mehr als irgend eine andre Kraft gewirkt, um die deutsche Nation aus der Lähmung und Erstorbenheit zu wecken, worin sie seit dem dreißigjährigen Kriege lag. So lange hatten die Deutschen unter sich nichts Großes, nichts Erhebendes gesehen, sie hatten allen Stolz verloren, sie mußten sich gegen das Ausland erniedrigt fühlen. Welche Fürsten, die der damaligen Zeit, welche Höfe! Man hört nie auf, Friedrich dem Großen seine Undeutschheit vorzurücken, als ob von allen Höfen, wenigstens seiner Jugend, ein einziger weniger Wälsch gewesen wäre. Darin, und in andern schlimmen Dingen, litt er an dem allgemeinen Übel seiner Zeit: aber wer außer ihm erweckte und verjüngte das gesunkene Deutschland? Um einer blöde gewordenen Nation Würde und Haltung zu geben, ist es nothwendig ihr Achtung im Auslande zu verschaffen, vor dem sie gewohnt ist sich ungebührlich zu demüthigen. Das that Friedrich, da er der Held

von Europa ward. Die Begeisterung, welche das englische Volk in unsern Tagen für unsere Nation ergriffen hat, ist Erneuerung der Gefühle des siebenjährigen Kriegs. Daß er für unsere Litteratur gleichgültig war, hat ihr nichts geschadet: weil er die Nation gelehrt hatte, sich zu fühlen, so bedurfte auch die Litteratur nur ihre eigene Kraft.

„Der siebenjährige Krieg, auch für andre norddeutsche Länder sehr ruhmvoll die sich an den König hielten, ist die Aera der Wiederbelebung Deutschlands. Die Knaben und Jünglinge, welche jene wundervollen Thaten vernahmen, erwuchsen zu freien und großen Gedanken. Des alten Übels war viel, der Einfluß des Auslandes, wo das Böse aufs höchste gekommen war, gab der erregten Lebendigkeit viel bösen Stoff: es bereiteten sich tödtliche Krankheiten des Ganzen: aber sie mußten überstanden werden. Giebt es wohl einen Preis, um den einer unsrer Zeitgenossen leben möchte wie in Deutschland vor Friedrich?"

41

Seinen Scharfblick in der richtigen Beurteilung der politischen Verhältnisse bewährt Niebuhr in folgenden Sätzen [1]):

„Wir haben den Rhein wieder gewonnen, wie wir ihn vor zwanzig Jahren hatten, aber das Volk jenseits ist größtentheils in der Knechtschaft fremd geworden, und muß aufs neue an das Vaterland gewöhnt werden. Frankreich aber, wie redlich immer der König gesonnen seyn mag, den Frieden zu halten, strebt instinctmäßig Belgien und das Rheinufer wieder

1) S. 94 f.

zu gewinnen. Dies ist ein Nationaltrieb; hätte er sein Ziel erreicht, so würde das nächste seyn, für die Armee, welche es ausgeführt, die verlornen Dotationen diesseits wieder einzunehmen. Die Rheingränze ist keine Gränze und wäre Deutschlands größtes Elend.

„Nun wäre es kein Wunder, wenn aus dem Lande, woher Deutschland so viele Lehren zugekommen sind, auch der wohlmeinende Rath an die Heerde käme, die bösen Hunde fortzuschaffen, zumal der alte Wolf fort sey. Man müßte aber höchst einfältig seyn, um nicht zu begreifen, daß Belgien wohl durch Hülfe einer großen deutschen Macht und treuer Nationalbundestruppen, von der Maas her so behauptet werden kann, daß Holland geschützt sey, Deutschlands unstreitige, aber morsche, Vormauer; Niederland hingegen auch mit allerlei Hülfstruppen nicht einmal sich selbst, den Rhein aber schlechterdings nicht vertheidigen kann: und daß wenn der Mittelrhein in Feindesgewalt ist, der Niederrhein unvermeidlich seinem Schicksal folgt. Auf die sichere Ruhe, worin das erschöpfte Norddeutschland und Preußen sich, nach den Verheißungen eines holländischen Staatsschriftstellers, hinter der Schutzmauer des Königreichs Belgien, werden erholen können, möchte man wohl nicht sehr zuversichtlich rechnen. Es ist Preußen, welches Niederland schützen muß, zumal da Österreich Belgien nicht gewollt hat, und um diese Bürde zu tragen, bedarf es andrer Kräfte als die welche rheinische Provinzen gewähren können.“

42

Meiſterhaft iſt die Ironie des Schlußabſchnittes der Schrift [1]):

„Iſt die Behauptung wahr, daß alles Unglück, welches Europa ſeit zwanzig Jahren erlitten, von einem einzigen Manne herrühre, der nun von der Schaubühne verbannt ſey, ſo haben wir freilich damit die Beruhigung, daß er die einzige Urſache von dem war, was wir ſonſt Hunderttauſenden, als gern und freiwillig vollbracht, zuſchrieben. Sonſt aber iſt es damit eine eigene Sache. Denn erſtlich möchten zu dieſen zwanzig Jahren des Unglücks noch einige frühere zu zählen ſeyn; und dann, ſo käme es auf jeden Fall ans Licht, daß Bonaparte auf eine freilich ſehr myſteriöſe Weiſe ſchon die Welt zerrüttet hat, nicht nur ehe er Frankreich beherrſcht, ſondern ehe auch nur die Rede von ihm war. Er alſo betrieb ſchon im Jahre 1795 die Rheingränze, und die Unterjochung von Holland, ſo wie alles was wir dem Wohlfahrtsausſchuß, den Directoren und ihren Miniſtern an Plänen zur Unterjochung Europas zuſchrieben. Vermuthlich aber bewirkte auch er die ganze Revolution, als deren eine Haupturſache der tiefſinnige Burke den Verdruß betrachtet, den die eiteln und raſtloſen Franzoſen darüber empfanden, daß die letzten Bourbons ihr Reich nicht in Flandern und gegen den Rhein erweiterten. So hat er aber auch nach gleicher Regel, ſchon Richelieu und Ludwig XIV geleitet, ja ſeit Heinrich II Zeiten gewirkt; — und ſo iſt zu beſorgen, daß er, als ein zweiter Ahasverus auch die ganze Zukunft hindurch fortleben und fortwirken, und neues Unglück ſtiften wird, wenn die Deutſchen nicht rüſtig auf ihrer Hut ſind.

---

1) S. 96

„Dieſe mögen ſich alſo fragen, ob ſie zugleich undankbar und einfältig handeln wollen?

„Dies iſt unſer! ſo laßt uns ſagen, und ſo es behaupten.“

48

Zur Beurteilung des Mutes der vonſeiten Niebuhrs dazu gehörte, rückhaltlos für Preußen einzutreten, mögen folgende Bemerkungen eines Mannes dienen, der daran gewöhnt war, über die von ihm geleſenen Bücher ſein Urteil aufzuſchreiben. (Dasſelbe iſt handſchriftlich in der Hamburger Stadtbibliothek vorhanden.)

„Preußens Recht gegen den Sächſiſchen Hof. Von B. G. Niebuhr. Berlin 1814.

„Der Vf. ein gebohrner Däne kämpft für das Vaterland, das er iezt das Seine nennt, mit dem Feuer, mit dem ein Algieriſcher Renegat auf ſeinem Caperſchiffe für ſeinen Raub und ſeinen neuen Glauben ſtreitet. Schon der Titel der Schrift iſt eine Schiefheit. Preußens Rechte gegen den Sächſiſchen Hof, von welcher Art können die ſeyn, und was haben die für ein Volks- oder politiſches Intereſſe? Es iſt freilich ſehr begreiflich, daß ein Hof über den andern, eine Regierung über die andere, ein Volk über das andere, ia ein Volk über ſeinen eigenen Hof und einen benachbarten oder fremden gerechte Klagen zu führen hat. Es iſt auch nicht zu bezweifeln daß nicht bloß Preußen ſondern ganz Deutſchland und die ganze Menſchheit ein Recht hat, den Sächſiſchen Hof anzuklagen daß der König von Sachſen, als einer der größten Verbrecher gegen ſein Volk und gegen die heiligſten Rechte der Menſchen, ſein Schickſal vollkommen verdient hat, und daß in Anſehung ſeiner

die Wege der Vorsehung vollkommen selbst für sterbliche Augen gerechtfertiget sind. So wäre denn auch Preußens Recht gegen den Sächsischen Hof vollkommen befriediget, wenn wir ienes vereinzelt zu betrachten in der großen Masse nicht für zu kleinlich und egoistisch halten. Will Preußen die Persönlichkeit gegen den Sächsischen Hof noch weiter treiben, so müssen wir dieses, so wie die Art und Weise der Ausführung ihm überlassen. Wir sind keine Vehm Richter, wir verehren nur innig Gottesgerichte" (gerichte ist wohl falsch gelesen, aber das Wort nicht zu entziffern) „die wie verkehrt auch die Großen der Erde handeln und welche Schmach und Leiden sie über die Völker herziehen, doch immer das Ganze erhält und gegen allgemeinen Einsturz schüzt.

„Von diesem hohen erhabenen Gesichtspuncte ist indessen hier nicht die Rede. Laßt uns nicht das Heiligste mit dem völlig Unheiligen, das Wohl, die Freiheit und das Leben der Völker mit der Selbstsucht der ehrgeizigen Politik vermengen.

„Das Recht, worauf es hier ankömmt, ist nicht gegen den Sächsischen Hof, sondern gegen das Sächsische Haus und Volk. Es ist ein ganz einfacher logischer Satz zu beweisen. Das Römisch catholische Regenten Haus in dem Königreiche Sachsen ist durch die göttliche Fügung von einem Throne entfernt, den es unwürdig bekleidete, und den es nicht ohne den größten Nachtheil des Volkes wieder einnehmen kann. Der Thron muß nach göttlichen in der Menschheit anerkannten Rechten wieder besetzt werden, also hat Preußen ein Recht das Königreich Sachsen zu vernichten, aus einem primairen Staat einen secondairen zu machen, die dortigen Eigenthümlichkeiten fremdem Sinn und fremder Leitung zu unterordnen, den Hauptstamm des Sächsischen Hauses auszurotten, und ihm nicht zu vergönnen, in einem edeln um die Sache der Deutschen und der Menschen

ebenſo als Preußen verdienten Neben Sprößling wieder aufzuwachſen.

„Ich ſetze blos den Saz hin der zur Entſcheidung ſtehet, überlaſſe dem Leſer der Niebuhrſchen Schrift die Beweisführung zu verlangen und zu beurtheilen, welche Beweiſe der Vf. zu führen übernommen hat und wie ſie ihm gelungen ſind. Wollte ich meine Anſicht darüber mittheilen, ſo müßte ich eine Gegen Deductions Schrift ſchreiben, die hier am unrechten Orte ſeyn würde, und die ich bey unbefangenen Leſern für überflüſſig halte. Es iſt genug bey einer allgemeinen Überſicht ſtehen zu bleiben.

„Der Vortrag des Verfaſſers iſt nicht die durchgedachte Entwickelung und Darſtellung eines reifen und ſinnigen Verſtandes, er tönt wie die CramPoſaune“ (Cram iſt unſicher) „der Phantaſie eines aufbrauſenden Jünglings, der nur dem Impuls folgt, nicht das Feld abmißt, nicht das Ziel und die Mittel, es zu erreichen, abwägt, der die tumultuariſchen Declamationen ſeiner Geiſtesfülle aus den Schätzen ſeines Gedächtniſſes chaotiſch mit Brocken aus der Geſchichte überhäuft, die aus ihrem wahren Zuſammenhange geriſſen, ſich in ſeine unzuſammenhängende Anſichten hineinpaſſen ſollen. Aber wären ſie auch nicht von dem Vf. entſtellt und nach ſeinem Sinne gemodelt, ſo würde doch ſeine Beleſenheit ſehr unzeitig glänzen, da tauſend an einander gereihete Beiſpiele der Geſchichte, wenn ſie ſich auch noch ſo ſehr gleichen, doch nicht einen einzigen Grundſatz des Rechts feſtſetzen, ſondern nnr beweiſen wie die Menſchen von ieher gehandelt, wie die Leidenſchaften ſie regierten, wie ſie irre gegangen, und wie wenig ſie in unſern Zeiten gebeſſert ſind, wo wir doch ſo viel Großes und Uneigennützige erwarteten, aber immer das Alte wiederkehren ſehen. Daß indeſſen der Vf. nicht einmal den Vortheil hat, ſich auf geſchichtliche Autoritäten zu ſtützen, ſondern ſich bey iedem

Schritt auf Widersprüche (sic) und Verstoße (sic) betreffen läßt, die nur einseitige Leidenschaft einem solchen Geschichtskenner, wie ihn, übersehen lassen konnte, davon wird ieder unterrichtete Leser sich selbst überzeugen. Die Beispiele werden nicht einfach erzählt, sie werden gedeutelt und gedrehet um Unrecht und Gewalt zu beschönigen, wo es zum Vortheil des Vfs. ist, und um minder als Unrecht und Gewalt zu erscheinen wo sie dem Vf. entgegen sind. In der Darstellung der Eräugnisse unserer Zeit ist er ein widerlicher Lobredner. Enthusiasm ist kein treuer Mahler, Partheigeist noch weniger. Wird Preußen von einigen mit Unrecht behandelt, so schadet das wenig oder vielleicht gar nicht. Das Übertünchen der Fehler mit schmeichelndem Lobe schadet gewiß. Mag Preußen vieles gethan haben, noch ist nicht alles Vergangene gut gemacht!

„Oft wird man so ins Wilde und Fremdartige geführt, daß man stehen bleibet und ermüdet und überdrüssig den Vf. fragen möchte, was er eigentlich will. Zeit und Umstände rechtfertigen ihm alles. An feststehenden, moralischen Grundsätzen (sic) ist nicht zu denken.

„Der Vf. nennet Libelle die Schrift Sachsen und Preußen und die Schrift eines Patrioten. In der Natur der Schriften siehet man keinen Unterschied mit der Seinigen. Vielmehr möchte man die Persönlichkeit pasquillantisch finden, mit der er die Verfasser zu errathen giebt. Biederer wäre es gewesen sie offenbar zu nennen; dann würde man wenigstens keinen unrechten errathen. So trift zum Beispiel meine Vermuthung vielleicht irrig auf den Fr. v. Aretin. Und wie konnte er seinem Gegner vorwerfen, daß er kein Sachse ist, da Hr. Niebuhr selbst nur ein Preuße unter erborgtem Gewande ist, ob er gleich sein Vaterland so sehr vergißt daß er sogar sein öffentliches Ehrenwort gegen dasselbe verlezt. Zwar war schon seine öffentliche Erklärung vom 19 Nov. 1814 verrätherisch,

da er deutlich nachwieß, was er selbst in vertrauten Gesprächen zu verhüllen, sich rhümte" (rhümte unsicher), „aber sie band ihn doch, die vermeinten Fehler seines Geburtslandes dem Publicum nicht aufzudecken. In dieser Schrift thut er es S. 37 und noch weiter hin auf eine ebenso ungerechte als sinnlose Weise, da er nicht nur seinem Mutterlande ein Unrecht vorwirft, dessen es nicht schuldig ist, sondern die ungereimteste Forderung von der Welt an dasselbe thut."

44

Ebenfalls ihres polemischen Charakters wegen ist Niebuhrs Schrift „Über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunciation" aus dem Jahre 1815 später nicht wieder abgedruckt worden. Sie ist eine Abwehr gegen die Schrift des Geh. Rat Schmalz „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen." Allerdings gehört ihr polemischer Teil lediglich in die Zeitgeschichte, für Niebuhr selbst jedoch ist folgender Abschnitt (S. 14 f.) von Wichtigkeit, weil er seine Ansichten über politische Fragen enthält, die zu seiner ganzen Charakteristik notwendig gehören. Worauf sich die polemischen Sätze beziehen ist meistens aus dem Zusammenhange leicht ersichtlich.

„Man soll und darf es nicht verkennen, daß auch jetzt das meiste sogar von dem was unglücklicherweise beleidigt, reizt und die Zwietracht vermehrt, durch den Haß gegen die ausländische Gewalt, und durch den Unwillen über unglückliche Verhältnisse hervorgerufen wird, wodurch ihr die Mittel sich, und somit das gränzenlose Elend, woraus wir durch Wunder errettet worden,

wieder herzuſtellen, immer erhalten bleiben. Der Kummer und der Unwille über die immer mehr befeſtigte Zertheilung Deutſchlands; bei der die Staaten für welche Verbindung mit dem Erbfeinde unmöglich iſt, ſich nur auf ihre eigenen Kräfte verlaſſen dürfen, und ſich erſchöpfen müſſen; iſt wohl gerecht, und gar nichts neumodiſches, ſondern eine alte Klage. Wie viel heftiger würde Friedrich Karl von Moſer jetzt murren als vor vierzig Jahren! Und wenn der Unmuth über die Verſagung deſſen, wovon unſer aller Deutſchen Sicherheit, Wohlſtand und die Abwehrung der Barbarei abhängt, in heftigen Gemüthern zu verkehrten und beleidigenden Äußerungen ſteigt; muß man denn nicht bei aller Leidenſchaft die Quelle und Anreizung viel mehr als ihre Äußerungen beurtheilen? Die Zeit beruhigt: aber ſo lange das Gefühl friſch iſt, wie unendlich viel von dem verloren gegangen was die Gelegenheit darbot, muß man den Schmerz darüber milde richten.

„Es kann wohl keinen natürlicheren Nationalhaß geben als den, welchen geſunde Deutſche Gemüther gegen ein Volk empfinden, welches ſeit zwei Jahrhunderten uns mishandelt, unſere Gränzen an ſich geriſſen, unſre Landſchaften barbariſch verheert, unſere Fürſten und uns verhöhnt (Verhöhnen und verſpotten, verachten und verlachen — ſchrieb K. Leopold 1683), uns nie Treue und Glauben gehalten hat: gegen ein Volk, welches offen erklärt, die Natur habe ihm unſere rheiniſchen Länder angewieſen, und es müſſe ſie nehmen: welches ſeit mehr als hundert Jahren die Gemüther in Deutſchland vergiftet: welches ſeit der Revolution ſeine Verbrechen gegen uns, zwar nicht mit böſerem Sinn als in früheren Zeiten, aber, vom Glück begünſtigt, dem Umfange nach aufs höchſte getrieben hat. Dieſen Haß zu predigen, ſoll auch“ (nämlich nach Schmalz) „ein Kriterium geheimer Verbrüderung ſeyn (S. 14). Nun iſt es freilich bei uns und wohl auch in Öſterreich, ein ebenſo über-

flüſſiges Unterfangen als dem Schäfer Haß gegen Wölfe zu predigen: aber iſt es allenthalben eben ſo überflüſſig? Iſt nicht der Deutſche ſo vergeßlich, daß nicht einer unter Hunderten noch jetzt des Raſtädter Congreſſes gedenkt? — der Zeiten Ludwigs XIV gar zu geſchweigen! Wie viele laſſen es ſich nicht gefallen, daß Bonaparte zum Sündenbock gemacht wird, der doch nur der Mann nach dem Herzen ſeiner Nation war? Wie viele prunken nicht noch mit franzöſiſchen Orden? Hat nicht überhaupt das unſelige Bundes- und Unterthansverhältniß ſo vieler deutſchen Länder bei einer großen Zahl Gewohnheiten und Geſinnungen eingeimpft, die man mit Jammer wahrnimmt? Thut es nicht Noth dieſe durch den Zwang einer ſogar auf eine Zeitlang über die Mäßigung hinaus getriebenen öffentlichen Meinung zu zügeln? Die ſehr verdienſtvolle Schrift von Rühs erinnert — was bei der großen Unwiſſenheit der Deutſchen in ihrer eigenen Geſchichte wohl Noth thut — daß nichts Neues der Art nach vorgefallen iſt, und daß es denn auch immer ſo bleiben wird: — und ſie zieht die Zeugniſſe aus der Vergeſſenheit hervor, wie unſere tüchtigen Vorfahren dieſe Mishandlungen empfanden und mit heißem Haſſe lohnten: aber auch, wie dieſes Gefühl allmählich abſtarb, als man anfing den Franzoſen nachzuäffen, und ihnen huldigte. Die Übertreibung wird hier wenig ſchaden: was dem Deutſchen fehlt, iſt Charakter, und was er zu viel hat, iſt ſeine Vielwiſſerei und ſogar ſeine Vielſeitigkeit, wenn ſie nicht großartig iſt. Die Lobpreiſungen für uns möchte man vielmehr wegwünſchen, als die Strafreden gegen die Wälſchen. Was war im 16ten und 17ten Jahrhundert gewöhnlicher als dieſe, wie die Türken, den Erbfeind zu nennen? Und jetzt ſoll dergleichen den Deutſchen ſeinem eigenen Landesherrn, der von dieſem Erbfeind ins Verderben gebracht war, verdächtig machen? — Friede zwiſchen den Staaten und Nationalhaß zwiſchen den

Völkern ſind gar nicht unverträglich. Dort haſſen ſie uns weit grimmiger als wir ſie. Mit den Türken ſind immerfort Frieden geſchloſſen und gehalten worden, wenn auch Chriſt und Muſelmann ſich nie verſöhnten. Auch unſere Vorfahren hatten Frieden mit den Römern; und das war nicht ſchlimm, daß beide Völker nur an der Gränze mit einander verkehrten.

„Ein [1]) weit bedeutenderer Gegenſtand, den aber Herr Geh. R. Schmalz kaum berührt, iſt die vielfach geäußerte Meinung von der nahen und unentbehrlichen Einführung repräſentativer Verfaſſungen. Dieſe gehört den Schriftſtellern weniger an, und ihr Einfluß in dieſer Hinſicht iſt unbedeutend. Hier iſt aber etwas, was, ohne im geringſten den Träumereien von geheimen Verbindungen nachzuhängen, die Regierungen und wohlgeſinnte Patrioten ernſt ſtimmen kann: wenigſtens ihre Aufmerkſamkeit fordert. Das iſt gewiß, daß es unſern Schriftſtellern an aller Anſchauung des Staats und der Geſchichte fehlt, ſobald ſie über dieſen Gegenſtand reden wollen; ja, man kann ohne Übertreibung ſagen, daß die Ideen unſerer Politiker hierüber noch ungleich roher, oberflächlicher und erträumter ſind, als die der Häupter der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung, unter denen viele Geſchäftsmänner, und doch auch manche ſehr redliche Männer waren. Wer ſich nicht mit Worten befriedigen läßt, ſieht mit Wehmuth die Vermiſchung deſpotiſcher Ideen der Adminiſtration (von der die Freiheit weit mehr als von der Form der Geſetzgebung abhängt) mit der Panacee von Volksrepräſentation ohne Baſis in der Geſellſchaft und ohne Vorſchule für die Berufenen: er ſieht mit Wehmuth auf die Zertrümmerung aller alten Ein-

1) Der folgende Abſatz iſt auch in der Geſchichte des Zeitalters der Revolution I, 17 abgedruckt, konnte aber hier des Zuſammenhanges wegen nicht weggelaſſen werden.

richtungen, die nur deswegen unbrauchbar geworden waren, weil man sie so wenig begriff als vor vierzig Jahren die Schönheit unsrer alten Kunst und die Größe unsrer alten Zeiten: hätte man sie begriffen so bedurfte es nur sie zu reinigen und nach ihrem Grundbegriff herzustellen. Es ist eine traurige Nothwendigkeit neue Schöpfungen vornehmen zu müssen: das Zeitalter hat sich im Kriege rüstig gezeigt, aber zum Bilden ist es unfruchtbar und träg: und je dringender das Bedürfniß, um so schwerer ist die Abhülfe. Der Name der Freiheit ist vielen lieb geworden, aber wenige denken es sich, daß die Freiheit kein Stand des Genusses, sondern eine Mühseligkeit und Gefahr ist, wovon sie bisher nichts gewußt. Erst dann, wenn viele dies erkennen, und dennoch getrost sagen: auch so, und eben deswegen wollen wir dem Könige danken, der sie uns verleihen will: erst dann, wenn nur nicht wenige einsehen, daß alles theatralische einer Verfassung Nebensache, und der unsichtbare Grund das Wesen ist: — erst dann können wir unseren Nachkommen ihren Genuß verheißen. Inzwischen geht es auch hier nicht die Zeit zurückzuschieben: und über ihre Schwierigkeiten wehklagen, heißt sie verderben. Was zerstört ist, ist zerstört: und das hat eine höhere Gewalt, und die unwiderstehliche Gesammtmacht einer entsetzlichen Zeit gethan. Treue, Vaterlandsliebe, Sitten müssen und können das Neue — wenn es sich auch nicht gleich aus dem Bedürfniß und ihm entsprechend, gestaltet — durchdringen und begeistern. Und hier ist es Pflicht, nicht über Gefahren zu seufzen, sondern zu lehren was wesentlich ist, und was Schein — die Wohlgesinnten zu unterrichten, — den Thoren zeitig entgegen zu arbeiten.

„Auf eine vieljährige, zuletzt aufs äußerste getriebene Unterdrückung der Litteratur folgte in einer Zeit, die aller Aufmerksamkeit auf die Politik allein heftete, an einigen Orten, eine unbeschränkte Preßfreiheit. Diese fand eine Zeit ohne Gegen-

wart, und auf eine höchſt bedenkliche Zukunft hingewieſen. Wo die Preßfreiheit ſich zwiſchen beſtehenden, geheiligten Einrichtungen bewegt, kann ſie verhältnißmäßig nur wenig ausſchweifen: ſie mag es verſuchen ſie zu untergraben, aber ſie muß vor ihnen zurückweichen, wo ſie gegen ſie anläuft. Wo es anders iſt (und war nicht im wiedereroberten Deutſchland ganz das Gegentheil?) da ſchweift ſie auf ödem Blachfelde. In jenem Fall iſt es wie der Zuſtand des Wachenden, den die objective Wahrheit vernünftig erhält; in dieſem der des Traums. Tacitus ſelbſt hat empfunden, wie funfzehnjähriges Schweigen unter der Tyrannei das Gemüth auch dann gelähmt läßt, wenn die Freiheit wiederkehrt. Misbrauch der Preßfreiheit war nie unfehlbarer zu erwarten als gerade unter jenen Umſtänden. Dazu kam, daß die Schriften ſich mit dem factiſchen und nahe liegenden nicht beſchäftigten, ſondern mit den großen Maſſen, worüber man am leichteſten ins Gerathewohl hinein redet und ſchreibt.

„So ſind denn allerdings Beleidigungen, leichtſinnige, erbitternde, unziemliche Angriffe gegen Staaten und Individuen erſchienen, die um ſo gewaltiger auffielen, je länger wir von Keckheit und Petulanz, den Moniteur ausgenommen, entwöhnt waren. Denn manches was nun unerhört ſcheint, wäre vor zwanzig und mehreren Jahren gar nicht ungewöhnlich geweſen. Indeſſen iſt es auch in Hinſicht der Folgen nicht gleich zu achten, was damals geſchah und jetzt geſchieht: denn die Gemüther ſind jetzt viel gereizter, und wie damals der Friedensſtand der gewöhnliche war, aus dem man nicht leicht trat, ſo iſt es der Kriegsſtand geworden.

„Mit verſchwiegenem Namen ſeinem Groll genügen, herunterreißen was man haßt, an den Pranger ſtellen, wen man ſeiner Ehre berauben will, das iſt ein grundböſes Unweſen, welches zur Verwilderung führt. Könnte es nicht geahndet werden, ſo

wäre es gerade als ob der Staat keinen Schutz gegen die Ausübung anderes persönlichen Muthwillens gewähren wollte. Aber so wenig er, um diesen zu verhüten, verordnet, daß Leute, die mit einander zu verhandeln haben, sich einer von ihm ernannten Mittelsperson bedienen sollen, welche die gegenseitigen Worte abwäge, mildere, und so allen Verstoß hindere, ebenso wenig thäte er wohl hier vorzubeugen. Die Preßfreiheit erzeugt eben nothwendig Libellgesetze, und wenn diese durch wohlgewählte Schöffengerichte angewandt werden, so werden sehr bald die überlauten Stimmen leise genug werden. Es bedarf in dieser Hinsicht keiner neuen Erfindung: das Foxische Libellgesetz, welches hinreichend gewesen ist sogar den seditiösen Schriften in England ein Ende zu machen, würde in Deutschland, ohne daß über Beeinträchtigung der Freiheit geklagt werden könnte, alle Unziemlichkeiten schnell abstellen. Immer aber gälte dabei die altdeutsche Regel: Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter, — und die Warnung, daß übertriebene Strafgesetze nicht angewandt werden.

„Es mag seyn, daß der, dem es darum zu thun wäre, eine politische Secte aus Schriften und mündlich vernommenen Meinungen darstellen könnte. Deswegen habe ich Anfangs von dem Unterschied einer solchen und einer politischen Verbindung geredet, weil hier der schnöde Misbrauch getrieben wird. Verabredung, Planmäßigkeit in den Arbeiten der politischen Schriftsteller vorzugeben ist eine vollkommene Absurdität. Wer weiß es denn auch nicht, wie in unsrer Litteratur immer eine Manier, und eine Schule, eine Zeit lang geherrscht hat und von einer andern verdrängt worden ist? So bestand und verschwand die wolfische Periode, die Klopstockische, die der sogenannten Kraftgenies, die pädagogische, die der kantischen Philosophie, die der französischen Revolution, die der romantischen Poesie. Leser und Schriftsteller bestimmen

ſich gegenſeitig, und eine litterariſche Epidemie iſt keine Conſpiration."

45

Am 20 Juni 1815 ſtarb Niebuhrs Frau, kurze Zeit darauf bot ihm Hardenberg an, als Preußiſcher Geſchäftsträger nach Rom zu gehen, „um mit dem päbſtlichen Hofe über die Einrichtung der katholiſchen Kirche in den preußiſchen Landen zu unterhandeln und eine Übereinkunft abzuſchließen" [1]). Als Niebuhr dieſen Antrag annahm, machte er ſich keine Illuſion über die Annehmlichkeiten ſeiner Stellung: „Und wenn nun" ſchreibt [2]) er „der Geſandte zu Rom nur noch der Vermittler weiſer und heilſamer Maßregeln wäre; aber er iſt blos das Werkzeug von dem was ihm vorzubringen geboten wird, und wie wenig das mit meinen Überzeugungen ſtimme, kann ich jetzt ſchon überſehen. Für das wahre Heil der katholiſchen Kirche in unſerm Staat, — dem die Verſtockung, der der päpſtliche Hof nicht entſagen kann, und der tiefe innere Verfall des katholiſchen Klerus nicht weniger im Wege ſteht als manche verkehrte und verderbliche Anſicht der proteſtantiſchen Geſchäftsleute, — kann ein ſolcher Wortführer gar nichts ausrichten."

Niebuhrs kirchenpolitiſche Wirkſamkeit gehört nicht hierher, da ſie nur ein Glied in einer langen Kette ſtaatlicher Verwickelungen bildet; daß im Grunde niemand ungeeigneter für ſeine römiſche Stellung war als gerade er, kann ſchwerlich bezweifelt werden. Er war eine viel zu ſubjektive Natur, um eine andere

1) L. N. II, 116
2) Ebenda II, 150

Auffassung der Religion als möglich zuzugeben als seine eigene, und diese seine Auffassung war viel zu innerlich, um Verständnis für die päpstlichen Anschauungen haben zu können. Selbst zugegeben, daß es möglich wäre, durch Verhandlungen mit der Kurie vonseiten einer protestantischen Regierung überhaupt etwas zu erreichen, wird schwerlich jemals ein anderer Unterhändler dazu imstande sein als ein Mann, der geistige Beweglichkeit genug besitzt, um sich in den Gedankenkreis der Staatsmänner hineinzuversetzen, denen die Religion Sache der Politik, und der Glaube der Völker Element der Herrschaft ist. Das naive Heidentum des katholischen Kirchenregiments kennt das innerliche Heilsbedürfnis des norddeutschen Gemütslebens nur als etwas, womit gerechnet werden muß, und verlangt für seine Herrschergelüste allein die äußere Konkordanz, die gleichmäßige Form, ohne nach dem Inhalte zu fragen. Hier gab es bei Niebuhr nichts als Gegensatz, ein eigentliches Verständnis war unmöglich.

46

Am 3 März 1816 erhielt Niebuhr seine Ernennung, im Juni heiratete er die Nichte seiner verstorbenen Frau, und im Juli trat er die Reise nach Rom an. Savigny pflegte in hohem Alter zu erzählen, er habe zu Niebuhr, als er sich von ihm verabschiedete, gesagt: „Liebster Niebuhr, finden Sie mir in Italien nur den Gaius und Cicero de republica!“ In dem von Verona aus an Savigny gerichteten Briefe [1]) findet sich keine Hindeutung auf diese Äußerung Savignys, so natürlich

1) L. N. I, 228

es auch gewesen wäre, dem Freunde seine eben gemachte Entdeckung mit einer Erinnerung an den von ihm geäußerten Wunsch mitzuteilen. Niebuhrs sonst unfehlbares Gedächtnis scheint ihn hier doch im Stiche gelassen zu haben. Ganz ähnlich ist der Fall, den Niebuhr in einem Briefe aus Edinburgh erzählt: „Vor mehreren Tagen erst ward Scott über einen Punct in seinem Verhältniß zu meinem Vater, den er manchmal berührt hatte, auf mein Anliegen bestimmt. Als Vater und seine Gefährten nach Massa kamen, wurden sie dem Statthalter als Zauberer verschrieen, und dieser ließ mit aller Eile eines Tyrannen ausrufen, daß niemand bei Todesstrafe den Fremdlingen Dach oder Nahrung geben sollte. Scott erfuhr dies, und seine Verwendung rettete ihnen allen augenscheinlich das Leben. Wie kommt es — die Sache, Scott's Glaubwürdigkeit, leidet keinen Zweifel — daß Vater dessen nie gedacht? Ist es, wie mir wahrscheinlich ist, weil ihm graut, an die Gefahr zurückzudenken, die ihn ohne zufällige Verwendung, denn Scott war ihnen allen damals durchaus fremd, zerstört haben würde? . . . Oder sollte Vater die Sache vergessen haben? Das ist kaum begreiflich."

Seltsam nimmt sich die Beschreibung der Reise, wie sie in seinen Briefen enthalten ist, die Vorliebe für Tirol aus. Dieselbe kehrt auch später wieder, und läßt ihn bei dem Vorschlage, Göschen nach Verona zur Entzifferung des Gaius-Palimpsestes zu schicken, ausrufen [1]): „wie könnte er sich erholen! Wie vorher und nachher unter den Bauern aufathmen!" So völlig modern und nordisch empfand er, daß bei einem Aufenthalte in Oberitalien vor allem das ehrenwerte, im Mittelalter stehen gebliebene, Bauernvolk für ihn in Betracht kam, und dagegen das Leben in einer der schönsten Städte des Nordens der

1) L. N. II, 259

Halbinsel gar nicht der Erwähnung für wert gehalten wurde! Leider ist kein Brief über Niebuhrs Besuch bei Speckbacher erhalten sondern nur die Angabe [1]), daß er einen Brief an ihn abgeben, und deshalb nach Rim oberhalb Hall zu ihm fahren wolle: es ist wohl Rinn, auf dem Mittelgebirge gegenüber von Hall gemeint, bekannt durch den krassen Aberglauben, mit welchem dort der heilige Andres von Rinn verehrt wird, den die Juden seiner Zeit als Säugling töteten.

47

Ehe Niebuhr Italien betrat, stand sein Urteil über die Italiener fest: daß er es sich schon in Deutschland gebildet hatte, sagt er selbst [2]): „Meine Beurtheilung der Italischen Gelehrten und höhern Stände ist vollkommen richtig gewesen, wie ich davon überzeugt war, weil ich Data genug zu einem lebendigen Bilde hatte. Einzelne Ausnahmen in Hinsicht auf eine Seite der Gelehrsamkeit habe ich immer zugegeben: aber so daß die gesammte Ausbildung der Menschlichkeit welche wir fodern und bedürfen nicht da sey. Ich habe zwei oder drei tüchtige Litteratoren kennen gelernt: sie sind aber erstlich Greise, und in wenigen Jahren werden sie nicht mehr auf der Erde, und Italien, wie sie selbst sagen, ganz barbarisch seyn: anderntheils aber sind sie wie Statuen die gearbeitet sind um auf einem Fries auf der Mauer zu stehen: nur die uns zugewandte Seite ausgearbeitet, die andere ganz roh. So mögen unsre Gelehrten vor sechzig bis achtzig Jahren gewesen seyn. Bürger

1) L. N. II, 235
2) Ebenda II, 238f.

ist niemand. Man lebt nicht nur ohne Hoffnungen, sondern auch ohne Wünsche über die allgemeinen Angelegenheiten: nur für sein Cabinet: und alle Quellen reicher und edler Gedanken und Gefühle sind verschüttet. Einen edlen und liebenswürdigen jungen Mann habe ich kennen gelernt, der mit einem sehr poetischen Geist, und mit schönen, wenn auch nicht nach unseren Foderungen gelehrten Kenntnissen ein tief schlagendes Herz und tiefe Wemuth über die Welt verbindet. Das ist aber kein geborner Italiener, sondern ein Grieche aus Korfu. Er hat versprochen nach Rom zu kommen: das wäre mir viel werth."

In diesen Worten legt Niebuhr sein Inneres offen dar: so wie ein Mensch seinem Gemüte nahe trat, wurde sein Urteil dadurch beeinflußt. Er fand zufällig keinen Italiener, zu dem er in ein herzliches Verhältnis getreten wäre, daher die Verachtung der ganzen Nation. Wie seltsam nimmt sich bei einem Manne von so durchdringendem Scharfsinn auch der Glaube aus, den ihm ein paar grämliche Greise mitteilen, die in Italien wie anderswo das Ende der Dinge gekommen wähnen! Noch wunderbarer ist die Behauptung, niemand sei Bürger, während doch gerade in dieser Zeit das politische Gefühl erwachte, und die Wurzeln einer später aufgehenden Saat zu keimen anfingen! Wie naiv ist auch die Meinung, es könne einem Manne, der als Gesandter gefürchtet und als Diplomat verdächtig in das Land kam, irgendwo der heimlich gepflegte und im verborgenen bewahrte Bürgersinn offenbart werden!

Niebuhr kam mit allen nordischen Vorurteilen nach Italien, und konnte dem romanischen Wesen gegenüber niemals den Standpunkt finden, von dem es beurteilt sein will. Wie schon vornherein bei ihm feststand: „in der Baukunst können sich die Italiener des Mittelalters gar nicht mit den Deutschen messen [1])",

1) L. N. II, 242

ſo war auch ſein Urteil über das Volk fertig. Nur ſcheinbar widerſpricht dem, was er über das niedere Volk ſchreibt [1]: „das Volk iſt durchgehends beſſer als ich mir vorgeſtellt. Zu Padua und Venedig muß man die gemeinen Leute und Bürger lieb gewinnen: ſie ſind ernſt, rechtlich und verſtändig, ja ſogar zuthulich. Ihr ſanfter und anmuthiger Dialect, liebkoſend und treuherzig, erfreut im Geſpräch mit ihnen. Der gemeinſte Venetianer iſt artig und geſittet. In dieſer Hinſicht, und überhaupt, unterſcheiden ſich die Italieniſchen Städte, als ob ſie von verſchiedenen Nationen bewohnt würden." Hier beſtach ihn die angenehme äußere Form, während er ſich auf das innere Weſen der Nation nur bei den Gebildeten einließ [2]: „die Geſchäftsmänner ſind an Kenntniß und Bildung unendlich hinter den Deutſchen zurück. Mehr mag ſich davon hin und wieder unter den Advocaten finden. Die Nachdenkenden aber ſind vorzüglich unter den Phyſikern zu ſuchen. In Rom erwarte ich einzig und allein unter den Geiſtlichen einige zu treffen mit denen ſich Umgang pflegen läßt."

Niebuhrs Unglück war eben, daß er dieſe Erwartung hatte, und daß er ſich ſein Urteil nach den Gelehrten und den Geſchäftsleuten bildete, oder vielmehr beſtätigte. Gerade das, was er (in der vorher citierten Stelle) vermißte, die „geſammte Ausbildung der Menſchlichkeit" hätte er aller Wahrſcheinlichkeit eben ſo damals wie heute bei ſo manchem Manne in Italien finden können, den er allerdings nicht unter die beiden Kategorieen ſubſumieren durfte, von denen er hauptſächlich ſpricht. Freilich waren damals die Fachſtudien und die Beſchränkung der Gelehrten auf ihr Fachſtudium noch nicht ſo weit in Deutſchland gediehen als heute, wo man es einem Geſchäftsmanne

1) L. N. II, 239
2) Ebenda

wie Niebuhr gar nicht verzeihen würde, sich mit römischer Geschichte zu beschäftigen, aber die Sonderung der Gelehrten und Litteraten von den andern Klassen der Gesellschaft hatte sich nach dem zunftmäßigen Charakter des deutschen Lebens doch noch von früher erhalten. Niebuhr wird ebenso, wie so mancher heutige Deutsche, gar nicht auf den Gedanken gekommen sein, Leute, die für ihn von Interesse waren, unter denjenigen Männern finden zu können, die nicht als „Gelehrte" rubriziert einhergingen. Das geistliche Kleid sah er als die Uniform der Gelehrten an, deshalb meinte er bei den Geistlichen gelehrte Bildung zu finden, und kümmerte sich um die andern Männer, die in freier Muße, ohne je ein Buch geschrieben zu haben, ohne von der in Deutschland vor kurzem als Fachwissenschaft gegründeten Philologie etwas zu wissen, ein Bild der Vergangenheit und des Altertums im Kopfe tragen, so gut wie gar nicht. Solche Männer giebt es nun einmal in Deutschland nicht, sie fördern freilich die Wissenschaft — oder das, was die herrschende Schule in dem gegebenen Augenblicke so nennt — direkt nicht. Ihre Existenz in Italien beruht nicht auf zufälligen, augenblicklichen oder persönlichen Verhältnissen sondern auf dem Charakter des Landes und seiner Bevölkerung selbst. Das Vorwärtsstreben, welches die jungen Nationen des Nordens treibt und zur Arbeit drängt, welches Engländer und Deutsche nicht ruhen und die Wissenschaft oder ihre Resultate genießen läßt, kennen die Italiener — zum großen und zwar nicht selten zum besseren Teile — nicht: sie sehen sich, den Italienern des fünfzehnten Jahrhunderts darin sehr ähnlich, als direkte Nachkommen der Römer des Altertums an. Findet auch dieser Glaube manchmal einen burlesken Ausdruck, wie z. B. die Familie Massimi in Rom ihren Namen von dem Zunamen des gens Fabia Maximus, ableitet, so hat er doch in der ganzen Stimmung des Lebens und seiner Führung Berechtigung und Begründung.

Leidenschaftliche Erforschung der historischen Wahrheit, besonders, wo sie sich wie bei der Vorgeschichte und den ältesten Zeiten der Spekulation nähert, liegt den Italienern fern, derartige Forschungen bringen erst, wenn sie im Norden ein Gemeingut der wissenschaftlichen Bildung geworden sind, zu ihnen. Zum Teil liegt der Grund eben darin, daß sie in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem Altertum zu stehen meinen, und sich, so oft ihnen auch bewiesen wird, daß in dem italienischen alten Adel meist deutsches Blut rollt, als direkte Nachkommen der ehemaligen Weltbeherrscher ansehen. Und mit Recht: denn mag auch Bonaparte nichts sein als der longobardische Name Bonipert, mag auch von römischen Gentilnamen kein einziger erhalten sein (denn daß der Name der Famili Cenci in Rom Lateinisch als Cincius wiedergegeben wird, hat natürlich damit nichts zu thun), so ist es dennoch unleugbar, daß das deutsche nach Italien in den Zeiten der Völkerwanderung gekommene Blut längst in dem lateinischen Elemente untergegangen ist.

Hierzu kommt die große Anzahl begüterter Männer, die keinen andern, direkten Lebensberuf haben als die Verwaltung ihres, in Landbesitz angelegten und daher stets der Verwaltung bedürftigen, Vermögens: die politischen Zustände haben diese Männer Generationen lang von den Staatsgeschäften fern gehalten, und auf gelinde wissenschaftliche Beschäftigung, soweit ihnen höhere Triebe inne wohnten, hingelenkt. Bei ihnen konnte Niebuhr freilich keine Belehrung über einzelne streitige Punkte der römischen Geschichte oder Antiquitäten finden, und für seine leidenschaftlich betriebenen Forschungen hätte er schwerlich auf Verständnis rechnen dürfen — aber er hätte vielleicht Ansichten über den römischen Volkscharakter des Altertums und eine allgemeine Auffassung der antik-italischen Entwickelung angetroffen, die ihn in vielen Dingen gefördert haben würden.

In dem vorher erwähnten Briefe spricht sich Niebuhr auch über die von allen Reisen den als unangenehm empfundene Notwendigkeit aus, mit allen, „selbst mit Buchhändlern, dingen zu müssen“ [1]). Wenn er aber hinzufügt: „es sind aber die Leute mehr habsüchtig im Fodern als betrügerisch“, so versucht er es nicht, den Grund dieser Volksneigung kennen zu lernen, wie sich denn auch sonst in seinen Briefen keine Spur einer solchen Erwägung findet. An sich scheint es doch so sehr viel einfacher und vorteilhafter für einen Kaufmann, seiner Waare einen möglichst hohen aber festen Preis zu geben, und sich auf kein Handeln einzulassen, wie es in Deutschland und England zum Vorteil der Verkäufer und der Bequemlichkeit der Käufer üblich ist — als, wie in Italien seine Waare nur dem ungefähren Wert nach zu taxieren, und aus dem Käufer so viel herauszuschlagen, als seine größere oder geringere geschäftliche Härte und Gewandtheit gestattet. Aber der Grund liegt tiefer. Da das Land in Italien fast ausschließlich durch Pächter, direkt oder indirekt, bewirtschaftet wird, so tritt für die hauptsächliche Art der Kapitalsanlage ein fortwährendes Feilschen und eine durchaus unbestimmte Art des Zinsenbezuges ein. Denn das Land wird nicht, wie anderswo für eine bestimmte jährliche Summe verpachtet, sondern der Colone hat eine bestimmte Quote des Ertrages, die bei den verschiedenen Früchten und in den verschiedenen Provinzen verschieden ist, dem Grundherren oder dem Mittelsmanne zwischen Colonen und Grundherrn, abzuliefern. In Rom heißt dieser Mittelsmann mit einem das ganze Verhältnis in unübertrefflicher Weise bezeichnenden Na-

1) Ebenso heißt es L. N. II, 297: „Gretchen weiß selbst im Anschaffen und Dingen unter diesem schamlos übertheuernden Volk sich sehr geschickt zu benehmen: sie kann mit ihnen über alle Dinge des täglichen Lebens reden, was ich schlechterdings nicht lerne.“

men mercante di Campagna. Da nun aber bei weitem der größte Teil des Kapitals in Grundstücken angelegt ist, so findet für einen sehr erheblichen Teil der Bevölkerung in ihren ganzen Geld- und Vermögensverhältnissen ein fortwährendes Feilschen und Dingen statt. Wer sich darauf nicht versteht oder nicht dazu herbeilassen will, läuft große Gefahr sein Vermögen zu verlieren, da der Bauer natürlich gutwillig in Italien ebenso wenig wie anderswo etwas hergiebt, und die Mittelsmänner auch nicht zur Vereinfachung der Sache beitragen. Übrigens sind auch diese Mittelsmänner keine vereinzelte Erscheinung in dem Leben Italiens, wo alles, auch das Geringste durch Sensalen gekauft und verkauft wird, ebenso wie im Altertum der Staat nicht einmal seine Steuern durch seine Beamten direkt, sondern indirekt durch Steuerpächter einzog, und alles durch Auktionatoren, die etwa unseren Maklern entsprachen, ge- und verkauft wurde.

48

In demselben Monat, in dem der Brief geschrieben ist, aus welchem soeben Äußerungen Niebuhrs mitgeteilt wurden, erschien in Berlin die kleine Schrift „Buttmann und Schleiermacher über Heindorf und Wolf", in welcher ein Angriff Wolfs gegen den eben verstorbenen Heindorf zurückgewiesen wird. Buttmann sagt [1]) darin: „ich berufe mich endlich, seiner Zustimmung nicht minder sicher, auf unsern abwesenden, von dem schmachwürdigen Gegenstand dieser Erklärung noch nicht unterrichteten Niebuhr." Hierzu war Buttmann berechtigt, denn wie eng Niebuhrs Ver-

1) S. 6

hältnis zu dem Verstorbenen war, sieht man aus folgender Stelle seines Briefes [1]): „Verschlossenheit, stilles Grübeln und gänzliche Eingezogenheit in seine eignen Gedanken wird man leicht erkennen und verehren: wo aber sonst viel Lust zu schwatzen ist, und nur ein Gespräch über das was eigentlicher Beruf ist und dafür gelten soll nie fort will, da hat es andre Ursachen, da fehlt die Liebe an der Sache und man lebt nicht in ihr. Oder, was einerlei ist, man hat sich nicht Resultate ausgebildet, die man hegt und mit denen man verkehrt. Dies hat nun Heindorf in einem unglaublichen Grade gethan, über grammatische Regeln und alles was zum engeren Kreise der Philologie gehört, so daß er mit Bestimmtheit und mit immer bereiten Gründen entscheidet, wo andere nur dunkel fühlen. Mit welcher Anstrengung er vom Kindesalter an mit einem immer siechen Körper sich seine Philologie erarbeitet, wie er sich nie durch Krankheit auf seinem Wege hat aufhalten lassen, wie er alles was er weiß und hat für nichts hält, und kein größeres Glück kennt als Bewunderung und Liebe für die welche er höher stellt, wie er sogar den Werth seines eigentlichen Bezirks der Philologie gegen andre gering anschlägt, wie Freundschaft und Herzlichkeit seine einzige Seligkeit sind: das macht ihn eben unter den Gelehrten die ich kenne zu einem der allerliebenswürdigsten." Aber wie nahe Niebuhr Heindorf auch gestanden hatte, nimmermehr würde er jene Schrift gebilligt haben: Buttmanns Worte zwar sind bei aller Entrüstung seiner und auch Wolfs nicht unwürdig, Schleiermacher dagegen benutzt die gerechtfertigte Abwehr eines Angriffes auf den verstorbenen Freund zu sophistisch gedrehten Schmähungen, die mit Heindorf nichts zu schaffen haben und nur bestimmt sind Wolf zu kränken. Das Ärgste ist folgendes [2]):

1) L. N. II, 148
2) S. 10

„Zuerſt paßt es nicht in den Ton Ihrer Erklärung, daß Sie ſchreiben: F. A. Wolf. Der ganze Titel muß hinein; auch iſt der Brief, gegen den ſie ſchreiben, ſo durch und durch vornehm, daß man den Geheimenrath nicht verkennen kann. Sie können da zugleich mancherlei berichtigen, z. B. daß Herr G. R. Wolf nicht mehr ordentliches ſondern Ehrenmitglied unſerer Akademie iſt. Vielleicht verſteht das Publicum um ſo beſſer, was von der Ruhe auf akademiſchen Lorbeeren geſagt iſt. Aber was ſetzen wir noch hinzu, um die amtliche Thätigkeit zu bezeichnen? Docent, oder wie ſollen wir ſagen, bei der hieſigen Univerſität? Daß nur dann nicht einer fragt: wer nun beſoldet iſt, der Geheimerath, oder der Docent. Schon das iſt verdrießlich; doch wir müßten freilich ſagen, der Docent ſey unbeſoldet: ſonſt würde doch der große Mann es ſich nicht zu einer ſo unerhörten Großmuth anrechnen, daß er in dieſer Zeit auch vor einer kleinen Anzahl Zuhörer geleſen hat, zumal der erſprießliche Nutzen, den er“ (hier fehlt nach) „dieſem Geſchäft für ſeine Verdauung ſpürt, die kleine Mühwaltung ſchon reichlich aufwiegt.“

Es braucht nicht auseinandergeſetzt zu werden, daß Niebuhr mit derartigen Worten nichts hätte gemein haben wollen.

49

Niebuhr kam am 7 Oktober in Rom an, aber nicht, wie man von einem Gelehrten, der das römiſche Altertum zu ſeinem ſpeziellen Forſchungsgebiete hatte, erwarten ſollte, froh darüber, in bevorzugter Stellung für unbeſtimmte Zeit in die Hauptſtadt der alten Welt einzuziehen, ſondern in einen Trübſinn verſunken, der ihn vieles falſch auffaſſen und unter anderem

den wunderbaren Gedanken aussprechen ließ, er sehe eigentlich nur, was er schon längst gekannt habe: „mit ernstem Sinne“ schreibt [1]) er „erblickte ich heute Morgen von der Höhe der öden Haide zuerst die Kuppel der Peterskirche, und den Anblick der Stadt von der Brücke, wo sie mit aller Majestät der Gebäude und Geschichte ausgebreitet vor dem Ankommenden liegt: und so fuhr ich zur Porta del Popolo hinein. Ich habe sie nun schon zum Theil durchwandert, und die berühmtesten Ruinen gesehen. Meine Vorempfindung der Gefühle mit denen ich diese betrachten würde, ist ganz richtig gewesen. Neu ist mir nichts gewesen: so oft lag ich als Knabe stundenlang vor den Bildern die Du mir zu Liebe an Dich genommen hast, daß mir schon damals ihr Bild so anschaulich war als hätte ich sie gesehen: — dann aber stößt es mich zurück daß dies alles aus der Kaiserzeit ist, und ein Werk der Baukunst unmöglich isolirt und ohne Verbindung mit andern Ideen zum Herzen reden kann. Ganz besonders störend ist das absolut Moderne was hier allenthalben umgiebt und sich aufdringt: der unbestreitbar schlechte Geschmack der Kirchen der letzten drittehalb Jahrhunderte, das durchaus Unfeierliche was man in allen erblickt. Herrlich und tief mußte alles in Petrarchs Zeiten auf bewegte Gemüther wirken: ja noch gar vieles von dem was vor nicht gar langer Zeit poetisch ansprach, hat das Wegräumen des Schutts vom Forum und vom Colosseum vernichtet. Die Mauern und Säulen stehen jetzt abgeputzt und nackt, wie sie von der Zeit benagt sind, ohne den Schmuck der üppigen und wilden Vegetation die auf dem verfallenen Gemäuer lebte und rankte.“

Wenn ihm seine unendlich starke Subjektivität vorspiegelte, er finde eigentlich nichts, was ihm neu sei, so gab ihm das

1) L. N. II, 243

allgemeine Unbehagen, in welchem er sich befand, allerlei andere Gründe zur Unzufriedenheit an die Hand, und nicht weniger wird ihn gequält haben, daß er sich bewußt war und bewußt blieb, er hätte eigentlich zufrieden und glücklich sein sollen. So schreibt er an Savigny [1]): „Wir sind hier seit zehn Tagen in Rom, und seit vorgestern in unserer Wohnung für diesen Winter, die zahllosen Visiten sind bis auf sehr wenige beendigt, und die Bekanntschaften im Kreise meiner nothwendigen Verhältnisse gemacht. Wir übersehen unsre Lage und die Aussichten unsres hiesigen Lebens. Wenn ich Ihnen sage, daß diese sehr wenig erfreulich sind; so schreien Sie nicht auf, und bitten auch Andre, die dies von Ihnen vernehmen, nicht aufzuschreien. Wäre ich ein Jüngling in den Zwanzigen, käme als freier Reisender hieher, mit freiem Gemüth und mit der Aussicht, nach längerer oder kürzerer Zeit zurückzukehren, so könnte es seyn, daß ich mir hier gefiele, wiewohl ich auch darauf nicht schwören wollte. Aber jetzt drückt alles Bleibende mit seiner bleiernen Last, und das Vorübergehende ist ohne Reize. Die Lebensart eines Gesandten hier zu Rom könnte nur die allervollkommenste Unkunde für ungezwungen und ungestört halten: das ist freilich verzeihlich, wenn Jemand sie nicht in dem Grade für gefesselt achtet, wie sie es wirklich ist: denn daß man, als solcher, gezwungen ist, dem Spanischen Hofe von Carl IV, der Königin und dem Friedensfürsten, alle Hofaufmerksamkeit zu beweisen — auch der Königin von Etrurien, das freilich träumte ich selbst nicht, aber es ist so. Das mußte man voraussehen, daß es unvermeidlich sey, mit seinen Collegen Umgang und Verkehr zu halten, und sich allmählich nach den Ansprüchen und Vorschriften einzurichten. Rom ist für den Fremden, der nicht als unabhängiger

1) L. N. II, 248

Einzelner lebt, ungeheuer und wirklich entsetzlich theuer geworden. . . . . .

„Schreiben Sie es übrigens nicht auf die Rechnung dieser sehr düstern Aussichten und des Mißmuths über die unvermeidliche elende Zeitvergeudung, die über mich verhängt ist, um ein Werk zu vollenden, welches in stiller Einfachheit des Lebens begann, und nur in ihr erneut werden kann, wenn ich Ihnen ferner gestehe, daß Rom mir keineswegs einen erfreulichen oder erhebenden Eindruck macht. Den kann es dem nicht geben, der wirklich sieht was wirklich ist. . . . . .

„Rom sollte gar nicht diesen Namen tragen sondern höchstens Neu-Rom (wie Neu-York) heißen. Hier gehet keine einzige Straße in der Richtung der alten: es ist eine ganz fremdartige, auf einem Theil des Bodens der alten erwachsene neue Vegetation, so modern und unbedeutend wie möglich, ohne Nationalität, ohne Geschichte: es ist sehr charakteristisch, daß die wirklich alte und die neue Stadt beinahe ganz neben einander liegen. Die abscheuliche Bauwuth des 16 und 17 Jahrhunderts hat eine Menge Kirchen und Gebäude hervorgebracht, die man ohne Vorurtheil, geradehin elend und geschmacklos nennen muß, und alles Alte weggeschafft und verkleistert. Was sich von einem Ort nach einem andern hat fortschaffen lassen, ist nirgends geblieben. Die Ruinen sind alle aus der Kaiserzeit, und wer sich an denen enthusiasmirt, muß auch wenigstens Martial und Sophokles neben einander nennen. An Gemälden ist Rom, den Vatikan ausgenommen, arm gegen jene beiden Städte“: (Florenz und Venedig) „Bologneser Fabrikarbeiten und noch schlechtere zähle ich nicht; die Peterskirche, die Sixtina, die Logen sind freilich herrlich: aber die Peterskirche ist doch im Innern durch die jämmerlichen Statuen und Decorationen ent-

ſtellt: — und wer will denn freilich läugnen, daß auch Rom ſeine Herrlichkeiten hat? Den Statuen muß ich allmählich Intereſſe abgewinnen: die Thüren des Battiſtero, beſonders der Randſchmuck derjenigen, die nicht von Ghiberti ſondern nach Giotto's Zeichnung iſt, ſpricht mich mehr an als alle Basreliefs.

„Wiſſenſchaft iſt hier vollkommen todt: von Philologie, den alten ſterbenden de'Roſſi ausgenommen, iſt gar die Rede nicht. Das Volk iſt freudenlos, und wahrhaftig, wenn es ehemals bedeutende Perſönlichkeit gehabt haben ſollte, ſo muß es wunderbar verändert ſeyn. In ganz Italien haben wir — mit wenigen Ausnahmen zu Venedig — nicht ein einziges ſchönes Geſicht geſehen — wahrlich auch hier nicht: wohl aber weit mehr Häßlichkeit als in Deutſchland."

Um Niebuhrs Gemütszuſtand während jener Zeit kennen zu lernen, die eine Kriſis in ſeinem wiſſenſchaftlichen Leben bildet, iſt es nötig, noch einige andere Stellen aus ſeinen Briefen hier folgen zu laſſen.

So ſchreibt [1]) er am 30 Oktober: „Es iſt höchſt trübſelig in dieſer Fremde alles Geſprächs, aller Mittheilung beraubt zu ſeyn, wodurch mein Geiſt ſich ſelbſt bewußt ward. Einheimiſch werde ich hier nicht werden. Irgend etwas aus Deutſchland, ſchon ein Blatt der Allgemeinen Zeitung, iſt mir das Allerwillkommenſte in dieſer Fremde. . . .

. . . Für Schwermuth iſt Rom ein tödtender Ort, da es gar keine lebendige Gegenwart darin giebt, bei der es der Wehmuth wohl werden kann: die Gegenwart iſt widrig, und vom Alterthum im Lebenden wahrlich auch nicht die geringſte Spur, nicht einmal mehr von der Kirche des Mittelalters.

1) L. N. II, 252

Bloß auf Kunſtwerke verwieſen zu ſeyn, und nur auf Kunſtwerke, hilft mir beſonders nichts. Meine Collegen ſind leidliche Leute. Unter den Einheimiſchen ſucht man vergebens auch nur nach intereſſantem Umgang, wenn gleich dieſer mir jetzt ſehr wenig genügt für mein Bedürfniß. Es giebt hier, wenigſtens unter Philologen und Hiſtorikern, nur einen tüchtigen und lebendigen Mann; einen alten Exjeſuiten am Rande des Grabes: deſſen Urtheil wiederholt was aus dem Munde der wenigen Greiſe erſchallt, in denen ich früher ſchon die Reſte einer geiſtreicheren Zeit kennen gelernt: l'Italia è spenta: è un corpo morto: und ſo finde ich es."

Am 20 November heißt [1]) es: „ich ſuche vergebens nach ehrwürdigen Geiſtlichen wie nach Gelehrten. Rom iſt ſchrecklich verfallen. Einen jungen Mann von Lebendigkeit und Kenntniſſen habe ich zufällig angetroffen. Ich mache die philologiſche Arbeit um wieder etwas Kräfte für die Geſchichte zu ſammeln. Der Aufenthalt hier wird mir wenig und keinen mehreren Stoff geben. Rom iſt dem alten Rom ſo fremd wie Berlin. Hier weht keine Lebensluft mehr."

Weiter ſchreibt [2]) er am 7 Dezember: „Ich habe hier an wenigem Freude. Die Stanzen, die Capelle, alles Herrliche giebt ſie mir nicht, weil das Gemüth nicht unbefangen iſt es aufzufaſſen. Unter den Deutſchen Künſtlern ſind intereſſante und liebenswürdige Menſchen: ganz beſonders Cornelius. Sie lieben mich und ich bin ihnen ſehr gut: aber wir werden doch in den Schranken einer Bekanntſchaft bleiben die ſich entbehren kann. Mit den Italienern kommt man nicht einmal ſo weit. Von dem Verfall der Gelehrſamkeit unter ihnen würde alles was ſich davon erzählen läßt unglaublich klingen. Hier trifft

1) L. N. II, 255
2) Ebenda 257

man faſt keinen an der wehmüthig über den Zuſtand ſeines Volks und ſeinen eignen wäre, wie doch zu Venedig und Florenz. Unbehaglich und mißvergnügt über das Äußere iſt jedermann."

Ferner am 21 Dezember [1]): „Könnte man hier nur frei in der Bibliothek ſchwelgen! Es iſt und bleibt ſonſt ein elend und jämmerlich Leben. — — Das empfinden auch die gebornen Deutſchen Katholiken, daß es mit den Geiſtlichen hier nicht iſt wie es ſeyn ſollte. . . . . Wären dieſe lieben Landsleute" (die Deutſchen Künſtler) „hier nicht, wie würde uns ſeyn! Mit Italienern iſt jedes Herzensverhältniß unmöglich. . . . . Das Italieniſche Volk macht den, der hier lebt, über allen Ausdruck wehmüthig. Hier iſt keine Beſſerung möglich: nur Bonaparte konnte ihnen aufhelfen. Dies iſt meine feſte Überzeugung — ſo tief liegen ſie."

Und am 24 Dezember [2]): „Der erſte Eindruck der Stadt hat ſich für mich gar nicht verändert, und auch Brandis" (der bekannte Philoſoph, damals Niebuhrs Legationsſekretär) „findet hier gar nichts Elyſiſches. Die Stadt, ſoweit ſie bewohnt iſt, mit ihren Bewohnern, hat keinen Reiz für mich. Der herrlichen Ausſichten von einigen Höhen nach den umgebenden Bergen hin würdeſt Du Dich freuen. Die Ruinen der Kaiſerzeit beharre ich nur fremd zu finden: wahrhaft ſchön iſt außerordentlich wenig. Raphael's und Michael Angelo's Frescogemälde und einige alte Statuen ſind das wahre und einzig recht lebendige in Rom. Oft gehe ich aufs Capitol und trete vor Marcus Aurelius und ſein Roß, und die Löwen von Baſalt habe ich mir nicht verſagen können zu liebkoſen. Auf dem Aventinus ſteht man nicht ohne ſchwere Gedanken, und auch nicht auf dem Palatin: aber ſehr wenig näher bringt

1) L. N. II, 259 f.
2) Ebenda 262 f.

mich die Anwesenheit auf dem Fleck zum Bilde des vergangenen Alten.

„In der lebendigen Gegenwart haben nur unsre Deutschen Künstler Werth; und mit ihnen, so weit ihre Sphäre reicht, versetzt man sich wohl auf Stunden in ein besseres Volk.“

Am 1 Januar 1817 schreibt [1]) er: „Das Gefühl des Fremdseyns habe ich wohl öfterer gehabt: am wenigsten in England; in Holland, nachdem das erste Interesse abgeschöpft war, aber so wie hier in Italien niemals: und hier kann man nicht einheimisch werden. Es ist hier keine Möglichkeit der Annäherung mit den Menschen (den Einheimischen), keine Möglichkeit einer Verbindung durch gemeinschaftliches Interesse und Gefühl. Kein Gegenstand der Wissenschaft, keiner des Geschäfts vermittelt mit ihnen. Könnte man sich nur gegenseitig liegen lassen, so wäre das Unglück nicht so groß: denn an Umgang und Freunden fehlt es ja nicht: aber das ist eben nicht möglich: man muß mit ihnen verkehren. Alles ist vornehm, alles hat Rang, nur edles noch schönes hat weder Rang noch Daseyn. Alle Gegenstände die uns Deutsche beschäftigen sind ihnen fremd, und nicht für sie vorhanden: kein Zweck, kein Ziel richtet ihre Gedanken. . . . . .

„Die Unmöglichkeit mit den Einheimischen einen lieben und interessanten Umgang zu haben steht den Fortschritten in der Sprache sehr im Wege. Ein anderes Hinderniß daß, wenn auch alles übrige was ich vom moralischen Elend Roms erwartete, erfüllt ist, und sich wahr findet, ich mir doch den Unterschied zwischen der elenden currenten, und der schönen alten geschriebenen Sprache bei weitem nicht so groß gedacht habe wie er wirklich ist. Die neuern Schriften kann niemand

1) L. N. II, 265 f.

mit Sorgfalt leſen: es iſt kaum möglich ſie durchzulaufen: viel weniger ſich ihre Sprache anzueignen: aber auch zum Beſitz der alten claſſiſchen Sprache kommt man nicht: die neue, welche man immer hört, durchkreuzt und verdirbt ſie. In Florenz lebt ſie, aber gerade wie eine gelehrte, in der Feder mancher, und auch ziemlich im Munde einiger Gebildeten; da fühlte ich daß ich mich ihrer völlig hätte Meiſter machen können: aber hier ſpricht man ſo ſchlecht, daß es wenigſtens für meine jetzigen Fähigkeiten unmöglich iſt ſie zu gewinnen'"

Ferner [1]) am 11 Januar: „Kein Menſch iſt weniger ein ſich aus ſich ſelbſt ſpinnendes Weſen wie ich: ohne Sonnenſchein und milden Regen kommt aus mir nichts: und daß dieſe wohlthätigen Einwirkungen in Italien ganz fehlen würden, das habe ich immer gewußt. . . .

„Es iſt hier in Italien ein trauriges Leben: aber ſo trübſelig wie ſich hier alles findet habe ich ſelbſt es mir nicht gedacht. Was helfen mir die Kunſtwerke, da ich unglücklicherweiſe ebenſo wenig als meine alten Römer ein Enthuſiaſt für die Kunſt in der Art wenigſtens bin, daß ich in ihr leben und durch ſie mich für das ſchadlos gehalten finden kann, was eigentlich meiner Natur angemeſſen iſt. Wo das Lebende anekelt, wie kann der welcher nur durch Menſchengeiſt und Menſchenherz ſich ſelbſt gehoben und glücklich zu fühlen vermag, an Bildſäulen, Gemälden und Gebäuden Erſatz finden? Wer kann blos von Gewürz und Wohlgerüchen leben? Wer es kann oder vielmehr auf kurze Zeit dadurch berauſcht war, der ſollte doch von einem vielleicht überhaupt anders Gearteten nicht fodern, daß er es verſuche und darüber zu Grunde gehe.

„Die Italiener ſind eine Nation von wandelnden Todten. Beklagen muß man ſie und darf ſie nicht haſſen; denn ein

1) L. N. II, 267f.

unabwendbares Unglück hat ſie in dieſe Erniedrigung geſtürzt; aber ſie iſt darum nicht weniger vorhanden. Geiſt und Wiſſenſchaft, jede Idee, welche das Herz ſchlagen macht, jede edle Thätigkeit ſind von dieſem Boden verbannt. Alle Hoffnung, alles Sehnen, alles Streben, ja alle Fröhlichkeit: denn eine freudenloſere Nation habe ich nie geſehen. In Venedig und Florenz fanden wir noch einzelne die es wußten wie elend ſie ſeyen, und einigermaßen die Höhe kannten von der ſie herabgeſunken ſind. Hier, wo gar keine Nationalgeſchichte vorhanden iſt woran ſich die Gegenwart durch eine noch nicht gebrochene Kette anſchlöſſe, hier iſt auch keine Spur von dieſem Gefühl: ein Mißbehagen ohne Schmerz und ohne Sehnſucht nach etwas Beſſerem. Man gewinnt hier ein Bild wie wohl die Griechen unter Auguſt und Tiberius ſeyn mochten."

50

So kam Niebuhr, wie die angeführten Äußerungen und viele ähnliche darthun, nicht dazu, die Stimmung zu finden, welche notwendig iſt, um Rom zu genießen und dort heimiſch zu werden. Es war ihm unmöglich von ſich ſelbſt zu abſtrahieren und ſich unbefangen den Dingen hinzugeben. Immer trat ſeine Perſönlichkeit zwiſchen ihn und die Welt, er ſah nicht Rom, ſondern nur ſich in Rom, er konnte nichts erblicken, ohne es zu beurteilen, und er konnte eine fremde Nationalität nicht anders auffaſſen als ſo, daß er ſie mit ſeinen Idealen verglich. Es war ihm unmöglich blos zu genießen, er mußte dabei die Eindrücke, die er empfing, in ſubjektiver Weiſe verarbeiten. Dazu aber war er nicht imſtande, Rom war zu groß für ihn; er wehrt ſich gegen dieſe Größe, er kann ſie nicht

überwältigen, und ſeine Subjektivität erlaubt ihm nicht, jene Größe ruhig auf ſich einwirken zu laſſen und ſich ihr hinzugeben. Er wollte ſich nicht fangen laſſen, und hatte dabei im ſtillen das Bewußtſein, daß er ſich gefangen nehmen laſſen müßte. Dieſer innere Widerſtreit quälte ihn fortgeſetzt, und ließ ihn zu keiner Ruhe kommen.

Stets war er innerlich unruhig, nervös gereizt und kritiſch geſtimmt geweſen. Rom gegenüber iſt jede kritiſche Stimmung eine Thorheit, aber er war ſeiner Natur nach nicht zu ruhigem Genuß, zu beſchaulicher Betrachtung gemacht. Er wollte arbeiten, ſchaffen, produzieren und ſagte ſich wohl halb und halb im ſtillen, daß es beſſer wäre, nur anzuſchauen und ſich jener hiſtoriſchen Abendſtimmung hinzugeben, die nirgends wehmütiger und beglückender wirkt als in Rom. Er begriff nicht, daß man, um Rom zu genießen, in jenes Traumleben verſinken muß, das die Vergangenheit als Gegenwart genießen und die Gegenwart als gleichgültig anſehen lehrt: „qui non si vive ma si muore“, hat ein geiſtreicher Römer unſerer Zeit geſagt, und damit auf das glücklichſte den Gemütszuſtand bezeichnet, den die überwältigende Größe der Stadt und ihres Weſens auf unbefangene Seelen ausübt.

Wer wollte leugnen, daß er in vielem recht hat gegen Rom? Freilich iſt Rom eine der häßlichſten Städte, die es giebt — wenn man eben nur auf die banalen Bürgerhäuſer des Marsfeldes ſieht, die allerdings heute noch durch die gräßlichen Neubauten der Via nazionale u. ſ. w. übertroffen werden. Freilich iſt das moderne Italieniſch nicht ſchön, gegen Guicciardini gehalten, den Niebuhr in einem Briefe in dieſem Zuſammenhange anführt, und trotzdem war es zu Niebuhrs Zeit noch ſchöner als heutzutage, wo der furchtbare Jargon ſo vieler kindiſcher Zeitungen ſich überall breit macht — aber das hätte ihm jeder wirklich gebildete Römer mit dem größten

Vergnügen zugegeben, denn im Munde der gebildeten wird man doch damals ebenso wie heute die körnige Rede gehört haben, die Pasquino damals wie immer handhabte. Und warum kümmerte er sich nicht um den unendlich witzigen Volksdialekt, den kurze Zeit darauf Joachim Belli, dessen erstes Sonett in der Morandischen Ausgabe aus dem Jahre 1825 stammt, zur, in seiner Art klassischen, Vollendung erhob?

Niebuhr faßt gewissermaßen alle Anklagen in der oben angeführten zusammen, Rom habe keine Nationalgeschichte. Gerade darin lag die Unmöglichkeit für ihn, den rechten Standpunkt zu gewinnen. Von starker Subjektivität und zäher Heimats- oder Stammesliebe hatte ihn die Erhebung Preußens auf kurze Zeit auf einen hohen politischen Standpunkt erhoben, dann war der preußische Patriotismus in ihm herrschend geworden, aber weiter zu gehen erlaubte ihm seine Eigenart nicht: die römische Geschichte spielte sich in seinem Kopfe bis zu dem Zeitpunkte ab, wo Rom anfing die Weltherrschaft zu erwerben, von da ab sah er nur Verfall und Verderbnis. Die Geschichte der ackerbauenden Landstadt, die Entwickelung des latinischen Volksstammes, allenfalls die Einigung Italiens waren historische Peripetieen, denen Niebuhr Sympathieen entgegenbrachte, die Kosmopolitie Roms eine Gründung, der sein innerstes Wesen fremd und feindlich gegenüber stand.

So überstand er die wissenschaftliche Krisis, die sein römischer Aufenthalt für seine Entwickelung bildete, nicht: er erhob sich nicht zu kosmopolitischer Anschauung des wahren Römertums, dessen Vorbereitung Roms Geschichte als latinischen Bundeshauptes und Beherrscherin Italiens lediglich gewesen war, und dessen Abglanz die Weltherrschaft des Papsttums und Roms Stellung zu Niebuhrs Zeit ebenfalls war. Daß er zu diesem mittelalterlichen und modernen Rom kein Verhältnis fassen konnte, entspringt aus denselben Gründen, aus welchen

er die Weltbeherrſcherin in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung nicht verfolgen konnte und wollte.

Aber da der Menſch für ſeine inneren Schwächen ſtets eine außer ihm ſelbſt liegende Urſache ſucht, ſo ergriff er mit unwillkürlicher Begier die Phraſen der ſtoiſchen Tugendlehre von dem Verfalle Roms, ſeitdem es herrſchend geworden war, und bildete ſie weiter aus. Die ganze römiſche Geſchichte färbte ſich nun danach in ſeinem Geiſte und ſo gefärbt haben wir ſie überkommen.

Staunen muß man, wenn man folgende Stelle aus einem am 22 Januar 1817 geſchriebenen Briefe [1]) lieſt: „Daß übrigens die Aufkäuferei ein honettes Gewerbe iſt, dem der Staat nicht zuwider ſeyn darf, und daß durch ſolche hohe Preiſe und ihren hohen Gewinn große Kapitalien geſchaffen werden, die viel fruchtbringender für den Nationalreichthum ſind als die durch die Finger fallenden Pfennige im Säckel des Armen; dies erweiſt zum Genüge die politiſche Öconomie, für die es leider keinen Galgen giebt, weil man nur in den Schulen der Rhetoren inscripti maleficii klagen konnte: unſere Vorväter aber hätten die Lehrer dieſer Weisheit erſäuft, und meine alten Römer hätten ſie noch verpönter als die Griechiſchen Sophiſten verbannt, wenigſtens ihnen befohlen ludum impudentiae zu ſchließen.“

Nicht das iſt hier wunderbar, daß Niebuhr die Nationalökonomie haßt, die doch nur die beſtehenden Verhältniſſe und ihre Folgen für das wirtſchaftliche Leben zu verſtehen ſucht, ſondern daß er den alten Römern einen Haß andichtet gegen das, was gerade ihr Hauptfehler war. Denn Aufkaufen von Getreide und ähnliche Geſchäfte ſind ein wahres Kinderſpiel gegen den komplizierten Wucher, den in Rom zum Teil die

1) L. N. II, 274

angeſehenſten Männer trieben: mußte doch Cicero nach Ablauf ſeines Konſulatsjahres in Rom vernehmen, daß Gaius Antonius, der mit ihm zuſammen das Konſulat verwaltet hatte, und jetzt Statthalter der Provinz Macedonien war, bei allen ſeinen Bedrückungen und Erpreſſungen behauptete, er müſſe Cicero die Hälfte ſeines Gewinnes abtreten, nur unter dieſer Bedingung habe Cicero zu ſeinen Gunſten auf die Statthalterſchaft der reichen Provinz verzichtet, und ihm ſeinen früheren Sklaven Hilarus — den Antonius, um dieſen Lügen einen Schein von Glaubwürdigkeit zu geben, an ſich gezogen hatte — als Wächter der gemeinſamen Intereſſen beigegeben. Und dieſe Neigung zu Wuchergeſchäften iſt nicht etwa auf die letzten Zeiten der Republik und die Kaiſerherrſchaft beſchränkt, ſie tritt nur in dieſen Epochen komplizierter und umſtändlicher auf — ſondern nagte ſchon in den früheſten Zeiten der römiſchen Geſchichte wie ein Krebsſchaden am Staatskörper. Der fromme Wunſch Niebuhrs wäre alſo ſchwerlich jemals in Rom in Erfüllung gegangen.

51

Sehr dazu beitragen, Niebuhrs Stellung in Rom unbehaglich zu machen, mußte ſein Verhältnis zu dem preußiſchen Generalkonſul Bartholdy, ſeinem nächſten Kollegen. Von vornherein wird dieſer Mann, da er bis dahin Preußen allein vertrat, die Ankunft eines Geſandten nicht gern geſehen haben. Außerdem mochte er die angeborene Abneigung der Berufs-Diplomaten gegen die Gelehrten geteilt und Niebuhr ſchon deshalb gehaßt haben. Wenn ihm Anſichten zugeſchrieben werden, zufolge denen er Niebuhrs Verfahren in ſeinen Unterhandlungen mit der Kurie nicht gebilligt haben ſoll, obgleich er früher auf

dem Wiener Kongreß sich dem Kardinal Consalvi gegenüber sehr gefügig zeigte — so mag das insofern richtig sein, als er in beiden Fällen eine Meinung geäußert hat, gehabt hat er sicher niemals eine bestimmte Ansicht über die katholische Religion, wie man aus den gänzlich öden Phrasen sieht, die sich darüber in seinem „Krieg der Tyroler Landsleute im Jahre 1809" finden: dies Buch ist bezeichnenderweise dem Kaiser Alexander von Rußland gewidmet, und mit einem Briefe an Lord Aberdeen eingeleitet: von irgendwelchem politischen Urteile oder auch nur einer scharf erfaßten historischen Ansicht ist darin keine Spur zu entdecken.

52

Sehr bezeichnend für dieses Verhältnis — und mit welchem Ingrimm ein leerer diplomatischer Geschäftsmann, der noch dazu vermögend war, auf den auf sein Gehalt angewiesenen Gelehrten, der amtlich über ihm stand und ihn durch Geist und Kenntnisse unendlich überragte, geblickt haben mag, kann man sich leicht denken — ist ein Brief Niebuhrs an Nicolovius [1]), worin es heißt: „Entweder rufe die Regierung einige der vorzüglichsten Künstler nach Berlin und beauftrage sie, eine große Arbeit in Fresco auszuführen: im Dom (wofür der König vielleicht am meisten gestimmt seyn würde) oder im Universitätsgebäude, oder in einem andern öffentlichen Local. Oder wenn das Ministerium dafür kein Ohr hat, so suche man unter den Reichen eine Subscription für denselben Zweck zu Stande zu bringen, wobei man freilich auch von den Zäunen laden muß,

1) L. N. II, 275

wenn die Lumpen geiſtige und der Beutel voll iſt. Ich habe über eine ähnliche Idee an Savigny geſchrieben. Ich glaube daß man die Prinzeſſinn Wilhelm dafür intereſſieren könnte, und im Nothfall würde ich ihr darüber ſchreiben. Cornelius Fauſt haben ſie wohl noch nicht geſehen? Er hat, oder wird ihre Erwartung weit übertreffen. Cornelius iſt ein ſehr geiſtreicher, edler und liebenswürdiger Mann: Katholik, wie er geboren iſt: aber ſo wenig ein Zelot, daß er, da wir mit ihm über ſeine Lieblingsidee ein jüngſtes Gericht zu malen redeten, uns zwar abſchlug Luthern in die Himmelsglorie zu verſetzen, weil er das ja nicht dürfe: aber er ſolle dem Teufel die Bibel entgegenhalten, und dieſer davor zurückweichen. Im Herzensgrunde würde das auch wohl Stolberg recht ſeyn? — Beide Schadows empfehle ich der Regierung ſehr."

Eine Erwähnung der Freskomalerei, welche damals von jener Gruppe deutſcher Künſtler zuerſt wieder angewandt wurde, findet ſich in Niebuhrs früheren Briefen nicht: hat aber vielleicht ſtattgefunden, und der betreffende Brief iſt nur nicht bekannt geworden. Niebuhrs oben angeführter Brief iſt vom 22 Januar 1817. Hätte er aber zu der Zeit, wo er denſelben ſchrieb, irgendein, auch nur das alleroberflächlichſte Verhältnis zu Bartholdy gehabt, ſo hätte er ihn hier erwähnen müſſen. Denn die „Augsburger Allgemeine Zeitung" ließ ſich ſchon am 10 Dezember 1816 Folgendes aus Rom ſchreiben: „Die H.H. Canova, Cammoncini und Landi (mithin die berühmteſten Künſtler, die Italien unſrer Zeit erzeugt hat) haben dem königl. preußiſchen Hofrathe, Hrn. Bartholdy, ſchriftlich ihren Beifall über die Gemälde al fresco zu erkennen gegeben, welche deſſen Landsleute, die H.H. Cornelius, Schadow, Veit, Catel und der Lübecker Hr. Overbeck in einem [1]) Hauſe auf

1) Wahrſcheinlich iſt zu leſen ſeinem: denn obgleich Bartholdy

Trinita de' monti verfertigt haben. Dieſes Lob iſt um ſo ſchmeichelhafter, da es nicht in allgemeinen Ausdrücken, ſondern analyſirend mitgetheilt worden iſt. Hr. Ritter Canova hat das Anerbieten hinzugefügt, daß jene braven Künſtler das Ausmalen al fresco einiger Stücke Wand im Vatikane übernehmen möchten. Man ſagt auch, der franzöſiſche Botſchafter Graf v. Blacas wolle von den Mitgliedern der Akademie de France Verſuche a buon fresco anſtellen laſſen. So wird von mehreren Seiten beigetragen, dieſer Art von Malerei, der edelſten von allen, neuen Schwung zu geben." Offenbar hat Niebuhr das Zimmer in der Bartholdyſchen Wohnung, welches die zum Teil wahrhaft entſetzlichen Fresken enthält, von denen nach einem alten Kunſtmärchen die neuere deutſche Malerei ausgegangen ſein ſoll, gar nicht geſehn: den Irrtümern des Korreſpondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" lohnt es nicht weiter nachzugehn: a buon fresco iſt nicht italieniſch und bedeutet gar nichts, und Catel hatte keinen Teil an jener Wanddekoration; daß ein gütiges Geſchick den Vatikan vor einer ähnlichen Verzierung bewahrt hat, iſt bekannt.

Wie ſchade, daß Bartholdy nicht etwas früher nach Rom geſchickt worden war. Hätte er ſich an Niebuhrs Vorgänger reiben wollen, ſo würde ihn dieſer lächelnd ſeciert und moraliſch zerfleiſcht haben, ohne ſich irgendwie zu ärgern, ſondern froh in dem Bewußtſein unermeßlicher Überlegenheit. Niebuhr, kein Weltmann wie Wilhelm von Humboldt, nicht wie er in bil-

---

nur den zweiten Stock, und nicht das piano nobile dieſes Hauſes bewohnte, und es ihm niemals gehört hat — ſo erregte doch dieſe Freskomalerei ſolches Aufſehen, daß das Haus, obgleich es immer noch den Nachkommen der alten Malerfamilie Zuchero oder Zuccaro gehört, noch heute oft casa Bartholdy (z. B. von Hettner, Nachgelaſſene Schriften, S. 61) genannt wird: und doch hat Bartholdy nur die Wand hergegeben und die Maler nicht einmal bezahlt.

dungsfähiger Jugend durch den Verkehr mit seinesgleichen moralisch abgehärtet, hatte gegen den diplomatischen Geschäftsmann geringen Kalibers keine Waffe, und fraß seinen Grimm mit seiner Verachtung herunter.

53

Auch die Entdeckung von Fragmenten Ciceros, Senecas und Sallusts (den Niebuhr jedoch für Livius hielt) — die „Augsburger Zeitung" nimmt unter dem 9 Februar 1817 in der Form davon Notiz, daß sie berichtet, „der Preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, Hr. v. (sic) Niebuhr habe das Glück gehabt, unter den Vaticanischen Manuscripten Fragmente der zwei Reden pro Marco Rabirio und pro Plancio, sowie einige abgängige Stücke des Seneca [1]) zu sammeln" — konnte ihn nicht froher stimmen. Er selbst giebt als Grund zum Teil die traurigen politischen und sozialen Verhältnisse Roms an. So schreibt er am 7 Februar 1817: „Heute, am achten, beginnt die Narrheit des Carnevals: für uns eine trübselige. Es frägt sich sogar ob die Römer es mit einiger Herzensluft treiben werden. Es war wohl so als sie sich noch

---

1) Diese klassische Nachricht wird am 2 März berichtigt: „das Diario Romano berichtigt die neulich mitgetheilte Nachricht über die von dem preußischen Gesandten, Staatsrath Niebuhr, aufgefundenen Bruchstücke der Reden des Cicero. Nicht die Rede pro Plancio, welche ganz vorhanden ist, sondern von jener pro M. Fontejo ist der Anfang, und von der Rede pro C. Rabirio ist das Ende gefunden worden. Auch sind nicht einzelne Stellen des Seneca, sondern nur ein Blatt aus seinem Leben gefunden worden. Alle diese Bruchstücke werden nächstens in Rom gedruckt."

luſtig wie müſſige Kinder umhertrieben: aber die Lebensfreude iſt ihnen auch fremd geworden. — Ein durch und durch leeres Gemüth kann ſich kindiſch behaglich fühlen, ſo lange es ihm von außen wohlgeht: aber wenn es von der Zeit zerrüttet und zerſtoßen wird, wenn ihm ſein Spielzeug zerſchlagen wird, und es hungern muß, ſo kann es nicht anders als dumpf und ſtumpf werden. Der Unterſchied war zwiſchen meiner Erwartung und der von denjenigen, welche Rom vor vielen Jahren geſehen, daß ich von dieſer Veränderung eine ganz beſtimmte Vorſtellung hatte. Es giebt faſt nichts widerlicheres als einen Thoren ohne Lebensfreude. Daß Nicolovius und andre, in der Fröhlichkeit des Jugendalters an den damals frohen Thoren Freude gehabt, läßt ſich ſehr wohl begreifen. Sie ſollten jetzt kommen und ſehen. Die Geſichter ſind alle trübſelig, ſelbſt die nicht vom Hunger verzerrten. Es hat ſich hier alles ſo verändert, daß ſelbſt die berühmten Geſticulationen der Italiener, ihre Geſichtsbewegungen, ſo gut wie gar nicht erſcheinen." (Hier haben offenbar die ſchwachen Augen Niebuhr einen Streich geſpielt: die Geſten mittelſt deren die Italiener verneinen, bejahen u. ſ. w. ſind heute gerade ebenſo im Gebrauche wie vor unvordenklicher Zeit und haben mit der Politik abſolut nichts zu ſchaffen: außerdem werden ſie gerade aus Niebuhrs Zeit von anderen Reiſenden ausdrücklich erwähnt und ausführlich beſchrieben.) „Eine eiſerne Polizei hält das Volk in Ordnung: das Cavaletto (die Maſchine worauf Polizeiverbrecher ausgepeitſcht werden) iſt beinahe permanent. Von Mordthaten hört man allerdings in der Stadt nichts, und es mag ſeyn daß wenn ein Volk verdammt iſt in ſo namenloſem phyſiſchen und politiſchem Elend zu leben, nur ſolche eiſerne Zuchtruthen uns andern in höhern Ständen Sicherheit geben können. Aber welch ein Zuſtand! Wohin dieſer Zwang nicht reichen kann, dahin darf man ſich auch nicht wagen: und in

Tivoli ist vor wenigen Wochen ein angesehener Mann in seinem Hause von maskirten Räubern ermordet worden. Latium, jenseits Frascati und Albano ist für mich ganz unzugänglich: und dies wäre eigentlich das warum der Aufenthalt hier mir für die Geschichte viel hätte werth sein können" [1]).

Freilich waren die Zustände schlimm genug. Am 6 Januar läßt sich die „Augsburger Allgemeine Zeitung" aus Rom schreiben: „Die Räuber treiben ihr Handwerk in der Gegend von Frosinone fort und schleppen noch immer unglückliche Geisel in die Gebirge und in ihre Höhlen, die sich alsdann für ein theures Lösegeld loskaufen müssen. So schmachtet z. B. seit dem 27 Sept. ein gewisser Perugino, Pächter der Güter des Connetable Colonna, in ihren Klauen, weil seine unglücklichen Verwandten bis jetzt die Summe von 2000 Piastern für ihn nicht haben aufbringen können. Die nach jenen verrufenen Gegenden gesandte Gensdarmerie ist für dieselbe, und ihre fast ganz demoralisirte Bevölkerung, weder kräftig noch zahlreich genug, und man muß für sie den Grad von Energie wünschen, der in diesem Augenblicke hier, eher schädlich als nützlich, auf die Abstrafung von unbedeutenden Polizeivergehungen verwendet wird."

Über die Zustände in der weiteren Umgegend von Rom wird derselben Zeitung aus Neapel unter dem 23 April desselben Jahres geschrieben: „unser König ist fest in der Liebe seiner Unterthanen, und mithin auf seinem Throne; und es wäre kindisch, politische Revolutionen fürchten zu wollen. Keineswegs aber dürfte man so ruhig über das Inzaumhalten der Räuber, Vagabunden und des Gesindels in den Provinzen seyn, die man sogar unter dem Beistande der Östreicher nicht gänzlich hat vertilgen und unterdrücken können. Wenn man

1) L. N. II, 281

bedenkt, daß beinahe 1200 Öſtreicher allein den beſchwerlichen Dienſt zwiſchen Neapel und Terracina verſehen, und demungeachtet noch manchmal Räubereien auf dieſer Straße vorfallen, ſo möchten Reiſende wenigſtens und Geſchäftsleute bei dem Abzuge dieſer wackern Krieger unruhig werden. Gewiß hat der Kaiſer von Öſtreich einen ſchönen Beweis gegeben, daß es nie ſeine Abſicht war, erzwungenen Einfluß auf unſre Angelegenheiten zu äußern. Gebe nun auch der Himmel, daß wir nicht für die Regelmäßigkeit unſrer Kommunikationen u. ſ. w. unſre Erſparniſſe" (für den Unterhalt der fremden Truppen) „in dieſer Hinſicht bereuen!"

54

Einerſeits kann man ſagen, Niebuhr habe das Räuberunweſen allzu tragiſch aufgefaßt, da dasſelbe ſehr wohl mit ſonſtigem Wohlſtand und fortſchreitender Bildung vereinbar iſt — zahlt doch heutzutage Torlonia auf ſeinen weiten Beſitzungen in den Waldgebirgen bei der Cucumella drei Briganten ein Jahrgeld von 2000 Lire, abgeſehen von den Weihnachtsgeſchenken an Schinken, Wurſt u. ſ. w., wie ſie ſich für ſolche Männer ſchicken, und wird dafür von ihnen in Ruhe gelaſſen: was die ganze Regierungsmaſchine des jetzigen Königreichs Italien ihm zu garantieren außerſtande iſt — aber es war doch nicht das Räubergeſindel allein, welches das ſoziale Leben ſchädigte, und außerdem iſt nicht jedem die Seelenruhe des Korreſpondenten der Augsburger allgemeinen Zeitung gegeben, welcher der Anſicht war, nur Reiſende und Geſchäftsleute ſeien für die Unſicherheit der Landſtraßen empfindlich. Aber Niebuhr hatte, als er nach der Schlacht von Jena aus Berlin flüchten mußte, ein nationales Elend durchmachen müſſen, das doch noch viel ſchlimmer

war als der Zustand Roms und Italiens während seiner Gesandtschaft, und aus dem man eine Erlösung nur in sehr kühner und sehr unbestimmter Hoffnung erwarten konnte: trotzdem zeigen seine Briefe aus dieser schrecklichen Zeit keine Spur so völliger Niedergeschlagenheit wie die aus Rom geschriebenen. Ja seine Stimmung streift manchmal fast an Verzweiflung. So schreibt er [1]) am 22 Januar 1817: „Doch frage ich, wenn ich keine andre Bestimmung haben soll als Dispensen zu negociiren, ist es denn einigermaaßen der Mühe werth, daß mein Leben und mein Schicksal so aufgeopfert sind? Mit mir, liebster Nicolovius, ist es im innern Leben aus: und auch mein Körper ist erschöpft: ich lebte durch den Geist, und der ist entschlafen."

Ein indirekter Beweis seiner gänzlich verdüsterten Stimmung ist folgender Satz aus einem bald nachher geschriebenen Briefe [2]): „Mit demselben Reisenden habe ich Goethens Leben erhalten. Unser Urtheil würde sich zusammen finden, wenn nicht schon das Deinige mich vorher gestimmt hätte. Es ist unbegreiflich wie G. dergleichen hat drucken lassen: es ist fast unbegreiflich, wie er eine Menge von dem was hier vorkommt auch im Rausch dieser seltsamen Reise in" (lies vielmehr und) „ihrer Stimmung hat schreiben können. Viele Urtheile, namentlich über Kunstwerke, würde er zurücknehmen müssen: es ist sehr schlimm, daß er sie bekannt gemacht hat, da gegenwärtig ein weit gesunderer Sinn über die Kunst herrscht, der sich schon eben an Goethens früher ausgesprochenen Kunsturtheilen ärgert, und ihnen nicht nur die als unfehlbar aufgetragene Entscheidung aberkennt, sondern ihm vielmehr ein auch nur besonders befugtes Urtheil abspricht. Auch der große Mann darf

1) L. N. II, 277
2) Ebenda 283

ſich vor dem Publicum nicht eine ſolche Meiſterſchaft zuſchreiben über etwas, bei dem man nur Zuſchauer iſt: das hält nimmermehr auf die Länge. Unſre Kunſt ſcheint auf einem ſehr ſchönen Wege zu ſeyn, und unſre Künſtler überſehen Goethens damaligen Standpunkt bei weitem, und verwerfen ihn mit Recht als falſch. Ich wollte er hätte ſeinen Hackert und Winckelmann nicht geſchrieben. Derſelben Art aber ſind die Kunſturtheile in der Reiſe."

„Für Goethens Leben", heißt es in einem andern Briefe [1]), „ſind wir ihnen ſehr dankbar. Es iſt freilich nicht mehr das goldne und ſilberne Zeitalter der erſten Bände, es iſt ein ſehr eiſernes, und ſelbſt ſeine Freude und Glückſeligkeit ein Rauſch, den der Zuſchauer nicht theilen kann noch mag. Ein wunderlicher, mir meiſtens unbegreiflicher Rauſch; mit Verſäumniß des herrlichſten an manchen Orten, und welche Bewunderungen! . . . . .

„Es ſcheint mir als ob es Goethen ſelbſt wie manchen geht, die ſich mit Liebhabereien wiſſen, wofür ihnen grade der Sinn verſagt iſt. Ich möchte glauben, daß Goethe für bildlich darſtellende Künſte grade gar keinen Sinn hat: d. h. kein Licht, was aus ihm ſelber leuchtend ihm, unabhängig vom Geſchmack der Zeit, noch weniger gegen dieſen, das wahrhaft Schöne zeige: oder, wenn er dieſe Gabe als Jüngling zu Straßburg hatte, ſo iſt ſie ihm in der unſeligen Zeit verloren gegangen, deren Erzählung er" (dieſes er iſt zu ſtreichen) „überſprungen iſt, während des Weimarer Hoflebens, bis zur Italieniſchen Reiſe; und wiederhergeſtellt hat ſie ſich nicht; davon zeugte Winckelmann und ſein Jahrhundert, Hackerts Leben, die Pro-

1) L. N. II, 288, an Savigny

pyläen, die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der Litteraturzeitung; ohne vom Rhein und Main zu reden.

„Das wäre nun eins: — ein andres ist die ganze Stimmung, worin er nach Italien kommt und in Italien wandelt. Diese ist höchst merkwürdig, und eben deswegen hätten Sie uns nichts Interessanteres senden können, als diese Reisebeschreibung: aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts siehet, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistlich und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des Letzten ergötzet.

„Mir ist dies eigentlich gräßlich: vielleicht persönlich mehr als ich es andern zumuthen möchte, aber dem Wesen nach erlasse ich es keinem. Ich weiß sehr wohl, daß ich in das andre Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon ganz mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hat, und daß ich nicht allein im göttlichen Tyrol, sondern in Moor und Haide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwischen zwei Extremen. Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in Dante's und Boccacio's Florenz als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn, auch dem achtzehnten Jahrhundert gerecht seyn zu mögen? Aus dieser Italie-

niſchen Reiſe ging der Großcophtha hervor, und was alles ſonſt die große und heilige Natur in ihm verhüllt zeigt. . . . .

„Erinnere ich mich an Nicolovius Enthuſiasmus für Italien, und vergleiche ihn mit dem Rauſch dieſes Buchs — wie ſo ganz anders! Ich glaube daß Nicolovius vieles in zu ſchönem Lichte geſehen: aber Erde und Himmel entzückte ihn, und er erfreute ſich innig ſelbſt der Naivetät des Volks, wie ſie damals wohl wirklich noch war: er war in das Ganze mit reinem Herzen verliebt."

Nachdem Niebuhr dann auseinandergeſetzt hat, daß Goethe von Venedig „unglaublich wenig" geſehen hat, fährt er fort: „ich ſage dies alles nur um meinen Spruch wahr zu machen, daß er ohne Liebe geſehen hat.

„Italien war damals ein ganz andres Land, es iſt jetzt geſchändet und ſiech. Wen kein tötender Schmerz, keine Zerriſſenheit, die nicht heilen kann, elend machte; wer es damals ſah, hätte ich es damals geſehen, freilich ich hätte auch wohl das Entzücken derer getheilt, die es jugendlich froh ſahen: freilich ſchon damals mit Wehmuth."

55

In der letztangeführten brieflichen Äußerung Niebuhrs liegt der Schlüſſel zum Verſtändnis ſeiner Stimmung in und über Rom und Italien. Er war eine völlig unantike, durch und durch moderne Natur. Daher bleibt ihm Goethes italieniſche Reiſe und ihre Folgen für Goethes Entwickelung völlig unverſtändlich: als Folgen der Reiſe ſieht er in erſter Linie — unter Goethes dichteriſchen Schriften — den Großkophtha an, ohne

Taſſo und Iphigenia mit einem Worte zu erwähnen! Weil er völlig mittelalterlich geſtimmt war, hat er kein Verſtändnis für das heutige Italien, und bildet ſich folgerichtig ein, das Italien, welches Nicolovius ſah, ſei von dem, welches er ſelbſt erblickte, weſentlich verſchieden geweſen. Aus demſelben Grunde war er überzeugt, das Rom des fünften Jahrhunderts ſei ganz anders geweſen als das des Endes der Republik oder des Anfangs der Kaiſerzeit.

Die Lebensnachrichten [1]) ſagen über ſeine Stimmung in Rom und unmittelbar vor ſeiner Abreiſe: „er war überhaupt, ſeit ſeine Sendung nach Rom zuerſt in Anregung kam, in einem ſteten innern Kampf. Von der einen Seite ſagte er ſich, daß es jetzt bei ihm ſtehe, den lange gehegten Wunſch Italien zu ſehen und die Vortheile, welche er ſich daraus für ſeine Studien verſprochen, zu erreichen; daß er die Sendung auch aus dem Geſichtspunkt der Pflichterfüllung nicht ablehnen dürfe. Von der andern Seite machte die Stimmung, in die ihn der Verluſt ſeiner Frau und das Gefühl der Vereinſamung verſetzt hatte, daß ſich ihm immer mehr die Schatten- als die Lichtſeite ſeiner Lage und Verhältniſſe darſtellte. Daher trat ihm bei ſeiner Verſetzung nach Rom die gänzliche Trennung von Vaterland und Freunden, von allen litterariſchen Verhältniſſen und Mittheilungen in demſelben, von der Wirkſamkeit, die er dort, ſey es als Gelehrter, ſey es als Geſchäftsmann, zu üben gewünſcht, mit mißmüthigen Gefühlen vor die Seele. Wer in ähnlichen Lagen geweſen iſt, wo zwei entgegengeſetzte, nicht zu vereinbarende Neigungen den Menſchen ſtark anziehen, wird den Kampf begreifen und auch wohl zugeben, daß auch die endlich getroffene Wahl oft wiederkehrende, heftige und ſchmerzliche Mißgefühle nicht ausſchließt. In ſolchem Zuſtande nahm

1) L. N. II, 177

Niebuhr die Sendung an, und trat er auch in seine neue Stellung ein. Man wird sich daher nicht wundern, daß eine lange Zeit verging, ehe er mit seinen Gefühlen sich so weit abfand, daß er dem Lande und dem was es in sich faßt, Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Außerdem konnte er nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit mit der Denk- und Sinnesart und den Neigungen der Italiener nicht übereinstimmen. Dies wäre auch in seinen glücklichsten Lebenszeiten unmöglich gewesen; er würde es aber übersehen, oder sich darüber hinweggesetzt haben; auch hätte er damals einer solchen Übereinstimmung nicht bedurft und sich mit seinem Interesse mehr dem anderweitigen reichen Inhalt des Landes für Gegenwart und Vergangenheit zugewendet. Wenn er früher an seine Reise nach Italien dachte, so ging der Plan auch immer auf ein, höchstens zwei Jahre Aufenthalt: jetzt, da er vielleicht auf eine Reihe von Jahren gefaßt seyn mußte, erschien ihm derselbe wie von einer unabsehlichen Ausdehnung."

Alle diese Gründe haben gewiß mit dazu beigetragen sein Gemüt zu verdüstern, aber der wahre Grund lag tiefer. Er war ein kritisches Genie mit dem Fehler starker Subjektivität, den äußere Umstände seines Lebensganges, besonders in seiner Jugend, und wohl auch eine allzu frühe Heirat, die ihn, der so schon der Welt abgekehrt war, noch mehr auf sein Inneres hingeführt hatte, sehr verstärkt hatten. Sein glänzender, kritischer Scharfsinn ließ ihn einen großen Wurf thun, die Neugestaltung der Anschauungen von der ältesten römischen Geschichte. War auch das äußere Vehikel, dem er diese geniale Neuschöpfung aufhing, die Liedertheorie, falsch, so hatte er dennoch mit großartigem Wurfe ein Gebäude aufgeführt, das seinem Namen die Unsterblichkeit sicherte. Aber diese historische Entdeckung bezog sich nur auf die älteste, in tiefem Dunkel verborgene Geschichte Roms: sein Geist ahnte eine noch höhere

Aufgabe, nämlich die gesamte Geschichte des weltbeherrschenden Volkes mit ähnlicher Kritik neu zu gestalten. Mit der ältesten Geschicht desselben fand er sich ab, weil die handelnden Personen jener Zeit teils Abstraktionen historischer oder staatsrechtlicher Vorgänge sind, teils wie Schatten einherschweben, und nicht auf den Boden der Wirklichkeit herabsteigen. Um jene alten Zeiten schildern zu können, brauchte man die Römer nicht als Menschen zu verstehen. Nun wollte er sich der Zeit nähern, in welcher wir die einzelnen Charaktere zum Teil so genau kennen, als lebten sie heute unter uns. Da verließ ihn die Kraft seines Geistes, er konnte nicht sagen

morti li morti e i vivi parean vivi
non vide me' di me chi vide 'l vero
quant' io calcai fin che chinato givi.

So spitzte sich sein Seelenzustand tragisch zu. In der glücklichsten Lage und in dem Zentrum seines Studiengebietes lebend, auf längere Zeit in Rom heimisch, sah er die große Aufgabe so nahe vor sich, daß er sie mit Händen greifen konnte. Welcher Philologe hat jahrelang auf dem Schutte im Hofe des Marcellustheaters mit der weitesten Aussicht über Rom leben können? Alle kleinen Unannehmlichkeiten kamen dagegen nicht in Betracht: daß er nicht Gehalt genug hatte, um großen Aufwand zu machen u. s. w. Denn daß er nicht adelig war, und deswegen, wie die Verfasserin der Lebensnachrichten andeutet, mancherlei Verdruß hatte, kann sich doch nur auf seine diplomatischen Kollegen bezogen haben, und wäre damals in Deutschland zu verstehen gewesen — im Lande der völligen sozialen Gleichheit, und vor allem in Rom, kann es nichts auf sich gehabt haben.

Bei dieser Tragik lag die Schuld in der besten und edelsten Seite seines Wesens: seine Tugend war hier seine Schwäche. Hätte er in seiner geistigen Zusammensetzung auch nur das

kleinſte Element von Leichtſinn gehabt, ſo hätte er ſich über ſein Unvermögen, den lebendigen Römern des Altertums nahe zu kommen, das romaniſche, ſüdliche Leben zu verſtehen, kühn hinweggeſetzt, und durch irgendein Sophisma die Kluft überbrückt, die ſich zwiſchen ihm und dem Volke aufthat, welches der Gegenſtand ſeiner Studien war. Aber die tiefe Wahrhaftigkeit ſeiner Natur machte dies unmöglich. Hätte er die glückliche Fähigkeit mancher Geſchichtſchreiber beſeſſen, ſich hiſtoriſche Charaktere nach ſeiner eigenen Phantaſie zu ſchaffen, ſo hätte er ſich aus den alten Römern ein Geſchlecht zurechtgezimmert, das ihm und ſeinen Zeitgenoſſen gleich war. Aber dies war ihm nicht möglich, weil er, wenigſtens ſo lange er in Rom war, dunkel ahnte, daß er das Volk, deſſen Geſchichte er ſchreiben wollte, nicht verſtand.

56

So zog er ſich immer mehr auf deutſche Erinnerungen und deutſchen Umgang zurück. In dem vorher citierten Briefe heißt es [1]): „Ich brach ab, weil aus Brandis Zimmer das Getümmel der Verſammelten erſcholl, und wir den Abend nicht zu kurz ſeyn laſſen wollten. Cornelius der Düſſeldorfer, Platner der Leipziger, Koch der Tyroler, Overbeck der Lübecker, Moſeler der Coblenzer, Wilhelm Schadow der Berliner, waren mit Bunſen bei Brandis verſammelt. Auf verſchiedene Weiſe und in verſchiedenen Graden ſind ſie uns alle lieb: alle bedeutend. Ihre Perſönlichkeit iſt die größte menſchliche Erheiterung hier, und ihre Kunſt iſt viel für die Gegenwart, noch verheißender

1) L. N. II, 291

für die Zukunft. Ich glaube allerdings, daß wir jetzt in der Kunst für Deutschland in eine Epoche treten, wie die unserer aufblühenden Litteratur im achtzehnten Jahrhundert war, und daß es nur ein wenig Ermunterung der Regierungen bedarf, um uns dieser schönen Entwickelung theilhaftig zu machen. Cornelius und Platner sind unsere eigentlichen vertrauten Hausfreunde; auch ihre Frauen: Römerinnen aus dem guten Bürgerstande sind Gretchen recht sehr lieb. Die Frauen dieser Classe sind hier ohne Vergleich den Männern vorzuziehen, schon weil sie einen natürlichen Beruf haben, und dafür großen Pflichteifer: die Platner gleicht der Reimer, welches eine außerordentliche Empfehlung für sie ist. Zunächst leben Koch und Moseler vertraulich mit uns."

An einem andern Orte [1]) heißt es: „Von meinem hiesigen Leben weiß ich Dir nichts zu erzählen. Zuweilen Abends am Theetisch ein [2]) Gespräch mit Brandis, oder mit unsern Künstlerfreunden, erwacht einmal etwas von der alten Helle, und der Nebel, der sich um meinen Geist gelagert hat, zerstreut sich auf kurze Zeit. Diese Gesellschaften unserer Künstler sind nur zu einseitig für den, der nicht sachverständig ist, und die Kunst auch nur mit vielen andern Dingen, und nach vielen andern Dingen liebt. Wo man weder durch das Herz noch in gemeinschaftlichen Studien lebt, da müßte viel Regung und Leben in der Welt seyn, um Stoff zu allgemein anziehenden Gesprächen zu geben: wie ist aber alles dumpf und todt rings und weit! Auch in der Litteratur. — Und sollte sich in Deutschland einiges regen, wie ich nicht glaube — so käme es nicht einmal bis zu uns. Hier in Italien wird das ganze Jahr rund nichts gedacht, gehandelt und geschrie-

1) L. N. II, 301
2) Lies im.

ben, wovon ſich zwiſchen vernünftigen Leuten reden ließe."

Ein Lichtblick in ſeinem Leben war das Beziehen der neuen Wohnung. „Zum erſten Junius", ſchreibt [1]) er, „haben wir eine eigene Wohnung genommen: eine ſehr ſchöne! und das iſt der einzige wohlfeile Artikel an dieſem entſetzlich, ja unglaublich theueren Ort; wo noch überdieß ſeit unſerer Ankunft alle Haushaltungsgegenſtände um ein Drittheil theurer geworden ſind. Wir geben für funfzehn meiſtens große Zimmer, die Kammern ungezählt, unten: und ſechs oben, nicht mehr als dreihundert Scudi, etwa vierhundertundvierzig Thaler preuß. Courant: dabei iſt eine Remiſe für den Wagen, und ein allerliebſter Garten. — Nicolovius wird ſich des Theaters des Marcellus erinneren, worin die Familie Savelli einen Palaſt gebaut hat. Davon iſt dies die Hälfte. Es hat eine Zeit lang leer geſtanden, weil die Auffahrt in den Hof (das Innere des alten Theaters) wie einen Berg hinangehet, auf dem alten Schutt: obgleich ein Schneckenberg angelegt iſt, halsbrechend. Es giebt einen andern Eingang, vom Platz Montanara: da führt eine Treppe von dreiundſiebenzig Stufen zu demſelben Geſchoß hinauf, in deſſen Vorhalle man ebenen Fußes von der Höhe jener Auffahrt durch den Hof hineingehet. Wir wohnen ſo in den Zimmern, die im dritten Stock des alten Theaters, über der ioniſchen Säulenordnung angelegt ſind, und denen, die als Flügel auf dem Schutt, in gleicher Fläche angebauet worden. Dieſe ſchließen ein Gärtchen im Viereck ein, zwar nur klein, etwa achtzig bis neunzig Fuß lang, und noch weniger breit, aber ſo erfreulich! Drei Springbrunnen: viele Blumen: Orangenbäume zwiſchen den Fenſtern an den Wänden: Jasmin unter den Fenſtern. Dann werden wir uns noch eine

1) L. N. II, 296

Rebenlaube pflanzen. Nun steigt man noch vierzig oder mehrere Stufen höher, wo ich mich ansiedeln werde: da sind lachende Zimmerchen, mit der Aussicht über die ganze Gegend jenseits der Tiber, von Monte Mario, Sanct Peter bis über San Pietro in Montorio, ja fast bis an den Aventin. Noch ist es wohl nicht unmöglich oben auf dem Dache eine Loggie anzulegen, wozu ich mir das Geld an andern Dingen absparen werde, damit wir auch einen Ort zur Aussicht über das Capitol, Forum, Palatin, Colosseum und die ganze bewohnte Stadt gewinnen. So ungeheuer ist die Höhe dieser Theatermauern, da es im Thal zwischen Capitol und Insel gebaut ist. Ihr sehet, liebe Freunde, daß Raum für Euch ist, wie versprochen worden, wenn Ihr kommt uns zu besuchen, wie Ihr versprochen habt. Diese Wohnung, welche zu miethen die großen Kosten der Einrichtung bei einem vielleicht nicht langen Leben bedenklich machte, erfreut mich recht sehr; uns allen verlangt dorthin."

Noch verlockender ist die Schilderung, die er entwirft, nachdem er Palazzo Savelli bezogen hatte [1]): „Man muß hier große, hohe und luftige Zimmer bewohnen, die sich kühl halten lassen, und doch mit einer durchwärmten Luft erfüllt werden. Zugluft ist hier nicht sehr zu fürchten. Unsre jetzige Wohnung ist eine der schönsten, die ich irgendwo kenne: sie ist ein wahrer Palast und doch nicht durch nutzlose Zimmer lästig, ihre Weitläuftigkeit thut wohl, indem sie Bewegung verschafft: und die vielen sich folgenden Zimmer, deren Doppelthüren alle auf einer Linie liegen und nach Italienischer Sitte offen stehen, scheinen eine Gallerie auszumachen und geben eine schöne Perspektive, die mit den grünen Jalousien des hintersten Saales schließt. Der Garten verbindet die drei Seiten der Wohnung

1) L. N. II, 311

wie eine Hausflur: denn viele Fensterthüren öffnen sich in denselben von allen Seiten. Nahe am Wohnzimmer im Garten ist eine offne Loggia, wo man sich beim Frühstück, beim Essen, und mit Freunden bequem aufhalten kann: nahe bei einem Wasserbecken worin ein starker künstlicher Quell von der Acqua Paola hineinstürzt und rauscht: und von diesem Ort, vor dem das schön gehaltene und frisch grünende Gärtchen liegt, und rund umher die Wände von Pomeranzen, Citronen und Jasminen bekleidet sich zeigen, sieht man außer unsern eignen Wänden nichts von der Stadt: über der Mauer, welche den Garten schließt, wo ehemals die offne Seite des Theaters war, und auf dessen Ruinen und Mauern der Palast erbaut ist, nur den blauen Himmel, weil der Schutthaufen des Theaters und seine beiden untern Stockwerke, auf deren Gewölbe Peruzzi gebaut, so gewaltig hoch sind, daß alle umliegende Häuser ganz verschwinden. Ebenso wenig Stadtgeräusch vernimmt man in allen Theilen des Hauses: man fühlt sich ganz wie auf einem Landgute, meilenweit von der Stadt, und ahndet ihre Umgebung nicht. Aus den Fenstern des Schlafzimmers sieht man den Aventinus, und die, so in der Ferne gesehen, schöne Priorei von Malta auf demselben: und unter dem Ruinenberge, auf dem wir wohnen, einige kleine Häuser: auf dem Hofe vor den Fenstern desselben ist ein starker und rauschender Springbrunnen: und Hahnengeschrei, Schwalbengeschwirr macht die Täuschung des Landlebens vollkommen. Stundenlang vernimmt man keine Menschenstimme, nie einen Wagen. In der andern Wohnung war das Lärmen unaufhörlich: Ausrufen, das scheußliche Ritornellbrüllen, Wagengerassel, und über uns lärmende Bewohner. Hier hätte das arme Gretchen sich aus den Wochen erholen können. Hoffentlich wird sie auch jetzt noch sehr gewinnen: ich fühle, daß ich hier weit gesünder seyn werde. Auch ist mir ruhig und mein Sinn heller in der schönen Umgebung.

Hier hoffe ich noch wieder zu einiger Geistesthätigkeit erwachen zu können."

57

Aber auch die unvergleichliche Schönheit seiner neuen Wohnung konnte seine Stimmung nicht auf die Dauer bessern. Selbst die langersehnte Geburt eines Kindes — sein ältester Sohn wurde am 1 April 1817 geboren — konnte ihn nur auf Augenblicke erheitern. Eine Krankheit trug dazu bei, ihn zu verdüstern. Er hatte die echt deutsche Eigenschaft, von dem Volke, unter welchem er lebte, gut denken zu wollen, und war weit von der glücklichen britischen Gabe entfernt, unter Menschen, die er verachtete, dennoch glücklich im Bewußtsein eigener Vortrefflichkeit wohnen zu können. So war es ihm schmerzlich zu sehen, daß die Italiener, wie er sich nun einmal fest einbildete, samt und sonders nichts taugten: „etwas Gutes und Braves", schreibt [1]) er, „uneigennütziges Wohlwollen und Liebe, davon ist uns hier in Rom keine Spur vorgekommen." Und an einer andern [2]) Stelle heißt es: „die Vorstellung der Deutschen vom Wälschen Charakter ist vollkommen gerecht. — Schlau zu seyn ist ihre Ambition. — Ich habe mich mit der Erziehung der Priester und ihrem Unterricht genau genug bekannt gemacht, und daraus kann freilich nichts Gutes kommen. Auf Schulen und den Universitäten gehen die Knaben und Jünglinge beinahe zwei Drittel der Tage des Jahrs ganz müssig; sie sind aber in den Gebäuden, müssen Processionen machen u. s. w.

---

1) L. N. II, 308
2) Ebenda 325

Die Erziehung ist hier so, daß sie jeden mittelmäßigen Kopf dumm machen muß. Daher stößt man auch in der Gesellschaft auf so viele dumme Menschen. Es ist hier außer ein Paar antiquarischen Wischen, ein Paar jämmerlichen Schriften über den Kornhandel, einem mediciniſchen elenden, und einem theologischen Quartanten, den ich nicht kenne, gar nichts Neues erschienen. Freundschaft kennen sie nicht."

In dieser Gemütsverfassung nimmt der verbitterte Sinn neuen Anlaß zur Befestigung des Vorurteils aus jeder Äußerung und verkehrt sie, ohne es zu wissen, selbst in das Gegenteil. Niebuhr schreibt am 8 August 1817 [1]): „Von Gewissen und Pflicht haben kaum einzelne in dieser Nation eine Ahndung. Auch wahre Liebe kennen sie nicht. Eine angesehene Römerin, die Herzogin Gaetani, hat mir selbst gesagt, daß Eltern- und Kinderliebe wenigstens unter den Vornehmen beinahe unerhört sey." Wie er diese Frau, die Tochter des Dichters Giovanni Gherardo de Rossi, mißverstanden hat, und ob sie, durch manchen Kummer, den sie durchzumachen hatte, gebeugt, in augenblicklicher Mißstimmung eine ähnliche Äußerung, die mißzuverstehen war, gethan hat, ist heute nicht mehr zu entscheiden; aber noch in hohem Alter sprach ihr Sohn, der verstorbene Herzog von Sermoneta (zur Zeit wo Niebuhr den erwähnten Brief schrieb, dreizehn Jahre alt) mit der größten Liebe von seiner Mutter, deren Geist und Bildung in Rom allgemein bekannt war. Und wie das Verhältnis der Mutter zu ihren Kindern im Hause Caetani wird es denn doch wohl damals ebenso wie heute auch in anderen römischen Familien gewesen sein.

1) L. N. II, 320

58

Die allgemeinen Zustände Italiens waren freilich nicht danach angethan, jemand, der zu schwarzer Lebensauffassung hinneigte, fröhlich zu machen. „Gewiß muß es im übrigen Europa sehr auffallen", läßt sich die Augsburger Allgemeine Zeitung am 12 Juli 1817 aus Neapel schreiben, „wenn man in unsrer offiziellen Zeitung liest, daß die Regierung mit so berüchtigten Räuberhauptleuten, als die Gebrüder Vardarelli, einen förmlichen Frieden und Vertrag abgeschlossen; und zwar nicht etwa, daß sie sich unterwerfen, aber von der Todesstrafe freigesprochen seyn sollen; nein, ein Übertreten in die Dienste des Staates mit Jahres- und Monatsgehalten für sie und ihre Spießgesellen, und ihrerseits mit Übernahme der Verbindlichkeit, Puglien von andern Räuberbanden und Gesindel zu befreien. Und doch war ein solcher Vertrag leider nothwendig geworden. Die Erndte vor der Thüre und keine militärische Gewalt, die Vardarelli zu bezwingen; das gemeine Volk auf ihrer Seite, denn sie brandschazten die Reichen und Gutsbesitzer und unterstüzten und verschonten die Armen; ein Anstrich von politischer Partei, gerechtfertigt durch den langen Mißbrauch im Königreich Neapel, dergleichen Menschen von Sizilien aus zur Störung der Franzosen und Mürats begünstigt zu haben; endlich die Klugheit und Tapferkeit dieser Räuber, die einer Anzahl Neapolitanischer Soldaten spotteten, waren die Triebfedern, welche die Unterhandlungen erzeugten und zu Ende bringen ließen. Man sagt, die Vardarelli hätten auch schon nüzliche Beweise ihrer Treue dadurch gegeben, daß sie der Regierung wichtige Verbindungen in den Provinzen entdeckt; denn da man dort nicht glaubte, daß das Gouvernement ihnen jemals verzeihen könne, wendeten sich alle Gegner desselben unverholen an sie und schlugen ihnen

vor, ſich an ihre Spitze zu ſtellen.“ Und wie es in Rom aus-ſah, lehrt ein päpſtliches Edikt, deſſen Inhalt dieſelbe Zeitung am 11 September 1817 folgendermaßen wiedergiebt: „Seine“ (die Zeitung fügt alberner Weiſe hinzu päpſtliche) „Heiligkeit haben mit höchſtem Unwillen vernommen, daß einige Wucherer, allen göttlichen und menſchlichen Geſezen zuwider, den armen Landleuten zur Zeit der größten Noth Geld oder Getreide mit der Bedingung vorgeſtreckt haben, das geliehene nach der Erndte doppelt zurückzuzahlen; daß wieder andere unter dem Scheine des Mitleidens zu Anfang des Winters den Landbewohnern Getreide, jedoch nur um jenen Preis, den daſſelbe im Mai haben würde, verkauft haben; endlich, daß einige ſich blos die Zurückgabe des Getreides zur Erndtezeit ſelbſt oder dafür den Geldbetrag, nach den um dieſe Zeit gangbaren Preiſen berechnet, ausbedungen haben. Se. Heil. haben daher alle dergleichen Verträge dahin zu beſchränken für gut befunden, daß die Bezahlungen blos in jenem Werth, der zur Zeit des Verkaufes feſtgeſezt war, zu leiſten ſeyen, und daß überdies den Landleuten noch eine Zahlungsfriſt von 1 oder 2 Monaten nach der Erndte zugeſtanden werden müſſe. Übrigens ſollen bei dergleichen Fällen die Geſetze wider Betrug und Wucher ſtreng in Anwendung gebracht werden.“

Noch ſchlimmer ſtand es außerhalb Roms. Am 28 September wird der genannten Zeitung aus Rom berichtet: „Man iſt noch immer nicht ſo glücklich geweſen, die Raubneſter in den Umgebungen von Anagni und Froſinone gänzlich zu zerſtören, obgleich die Regierung weder Mühe noch Koſten ſpart. Man hat ſogenannte Freicorps, Corpi franchi, errichtet, zu denen jede Ortſchaft Leute ſtellen muß, für deren Sicherheit die Lokalobrigkeiten und der Pfarrer bürgen. Abtheilungen von Soldaten vereinigen ſich mit ihnen, und von Zeit zu Zeit wird eine allgemeine Unterſuchung der verdächtigſten Gegenden

angeſtellt; doch mangelt es nie an Verräthern, welche ihre Spießgeſellen vor der nahen Gefahr warnen, ſo daß ſie Zeit gewinnen, ſich über die Berge nach dem neapolitaniſchen Gebiete davon zu machen . . Man ſieht hier an den Straßenecken die Namen von 57 Raubmördern angeſchlagen, auf deren Köpfe, wer einen derſelben todt oder lebend einbringt, je 4—500 Scudi Preis geſetzt iſt. Dies hat ſchon gute Wirkung hervorgebracht."

59

Wenn Niebuhr aber auch daran verzweifelte, ſeine römiſche Geſchichte in dem großartigen Stile, in welchem ſie ihm vorſchwebte, vollenden zu können — mit gerechtem Stolze ſagt [1]) er: „vollenden kann kein Lebender mein Werk, und wahrſcheinlich wird nie einer aufſtehen, der es thäte" — ſo ſammelte er unermüdet Materialien zu einer ſtaunenswerten Kenntnis der geſamten alten Geſchichte. So ſchreibt [2]) er am 20 September 1817: „wenn ich geneſe, will ich zuerſt eine Abhandlung über die Verfaſſung der Griechiſchen Provinzen und Städte des Römiſchen Reichs bis unter die ſpäteren Kaiſer ausarbeiten — und eine zum Beweiſe, daß eine dem Dio zugeſchriebene Rede nicht von ihm iſt. Die erſte führt am Ende zu einer Unterſuchung über die Verfaſſung der chriſtlichen Gemeinde. Ich bin überzeugt (nach einer Stelle im Origenes), daß dieſe ſich der politiſchen nachbildete, und alſo im Orient und Occident verſchieden ſeyn mußte, welches ein ganz neues

1) L. N. II, 321
2) Ebenda II, 322

Licht giebt. Auch über die Verſchiedenheit des Verfaſſers vom Afrikaniſchen Kriege, und deſſen vom Alexandr. habe ich entſchiedene Bemerkungen, beſonders aus der Sprache gemacht. Lateiniſche Sprachunterſuchungeu ziehen mich ſchon länger ſehr an, und ich hoffe, wenn ich lebe, in dieſem Zweige noch ein Meiſter zu werden."

„Die Neigung zum Arbeiten iſt aufgeregt, und ich mache mir genug Pläne. Die Fortſetzung der Römiſchen Geſchichte erſcheint mir ſubjectiv nicht mehr unmöglich; nur iſt die Arbeit noch weit ungeheurer als die der beiden erſten Bände, und für einen kaum noch athmenden Körper! Die Darſtellung des geſammten öffentlichen und Privatlebens der Römer der alten Zeit" (offenbar im Gegenſatz zu der Zeit, die ihm als Verfall erſchien, des Endes der Republik und der Kaiſerzeit), „ihrer Religion, Poeſie, Kunſt u. ſ. w. iſt allein ein Rieſenwerk, und müßte ihren Platz vor oder nach der Geſchichte des erſten Puniſchen Kriegs finden. So müßten von Zeit zu Zeit Überſichten des Weltzuſtandes außer Italien eintreten, deren jede viele Wochen Studien für einige Blätter fordert. Was ich jetzt leſe, bezieht ſich zum Theil darauf. Es hat mich auf andre, ehemals mit großer Neigung gepflogene Studien des Joſephus und des A. T. geführt, worüber ich vieles zu ſagen hätte, wovon es Schade wäre, wenn es mit mir ſtürbe — über die Jüdiſche Verfaſſung vor, unter, und nach den Königen; über das Alter einiger ganzer, und von Stücken von anderen Büchern des A. T. — gegen die allgemein geltende Meinung vom Einfluß der Babyloniſchen Gefangenſchaft auf die Juden — und über die wahre Zeit und die Urſachen der Veränderung des Charakters der Nation, ihrer Litteratur u. ſ. w. Aber es fehlt hier ganz an Hülfsmitteln, und mir — wie lange noch an Kräften!"

Er fühlte ſich glücklich, wenn ihm die Aufhellung eines

dunkeln Punktes gelang: „die Erwähnung der Rechte des Flamen Dialis", schreibt [1]) er an Savigny, „in jenem Blatt" (des Gaius) „hat mir zufällig, wie das geschieht, ein Licht angezündet. Warum trat er aus der väterlichen Gewalt ohne capitis deminutio, warum waren seine Verhältnisse so vielfach abnorm und sonderbar? Weil seine Inauguration eine Art Arrogation war, wodurch er in die gens der Götter trat, wenigstens ihr Client ward."

Aber im ganzen zeigt sich seine Auffassung eines Historikers herabgestimmt gegen frühere Zeiten. Er scheint auf großartige Konzeptionen, geniale Würfe zu verzichten, wie sie ihm vorgeschwebt hatten, als er dem Grafen Moltke im Jahre 1804 schrieb [2]): „. . . Daher bin ich auch kein Mathematiker; aber ein Historiker. Denn ich kann aus dem einzelnen Erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden und weiß wo Gruppen fehlen, und wie sie zu ergänzen sind. Ich denke es geht Dir auch so, und ich wollte, Du wendetest wie ich Reflexion auf die Geschichte, um die Bilder auf der Leinwand zu heften, und dann Imagination, aber nur mit den Farben der Geschichte arbeitend, an, um ihnen Colorit zu geben, — oftmals, auf die alte Geschichte, an. Sie ist unerschöpflich, und niemand glaubt wie viel das verloren scheint man mit leuchtender Evidenz restauriren kann." „O [3]) wie würde man die Philologie hegen wenn man wüßte wie zauberischen Genuß es gewährt, in der schönsten Vergangenheit lebendig zu werden. Das Lesen ist der kleinste Theil; die Hauptsache das einheimisch seyn in Griechenland und in Rom in den verschiedensten Zeitaltern. So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwanken-

1) L. N. II, 355
2) Ebenda 47
3) Ebenda 91

den Vorſtellungen feſte unterſchrieben, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thucydides und Polybius Zeitalter, eines Römers aus Cato's Zeit oder Tacitus die Grundidee ihres ganzen Seyns habe. Möge es mir je gelingen können! Am Stoff fehlt es nicht, wir können uns damit gar nicht entſchuldigen, wenn es nicht geſchieht: es liegt ganz allein an uns.

„So möchte ich über das goldene Alter Griechenlands ſchreiben: dann über die Entſtehung der Wiſſenſchaften, und über den Untergang der Poeſie: über die unermeßliche Kluft zwiſchen dem Zeitalter des Perikles und Demoſthenes.

„Ich möchte auch ein Werk über die geſammte alte Litteratur ſchreiben, wie Schlegels Vorleſungen (die auch Du gewiß herrlich findeſt?) über die dramatiſche: über die verlorenen Werke wie über die vorhandenen: von Homer bis auf die Byzantiner."

Jetzt dagegen (am 8 Auguſt 1817) heißt es [1]: „Meine Geiſtesfähigkeiten ſcheinen ſich etwas herzuſtellen: aber die Divinations- und Combinationsgabe iſt mit der Kraft von mir gewichen, die der Seele ſonſt Fittige gab. Mein Gedächtniß hat unendlich verloren, und ſo zeigt ſich noch immer kein Rath zur Compoſition und zur Fortſetzung der Geſchichte, deren Pflicht ich tief fühle."

1) L. N. II, 320

60

Niebuhrs thätige Unterstützung deutscher Künstler in Rom, die Einführung des protestantischen Gottesdienstes, sein Kampf mit Mai, der durch Peyrons Aussage auf das rühmlichste für ihn endigte, und endlich die glückliche Beendigung der Verhandlungen mit der Kurie, wobei er Hardenberg das Verdienst lies und dafür den schnödesten Undank erntete — sind bekannt und genügend geschildert worden. Von seiner Herzensgüte und seinem Wohlwollen sind das lebendigste Zeugnis die Schilderungen, welche F. Lieber, „der als Freiwilliger nach Griechenland gegangen war, und wegging, theils um nicht zu verhungern, theils weil ihm die gränzenlose Verruchtheit der Moraiten und daneben ihre Feigheit unerträglich war" von seinem Zusammenleben mit Niebuhr entworfen hat.

„Ich beschloß also", erzählt [2]) Lieber, „meine Lage dem Gesandten, Herrn Niebuhr, freimüthig zu eröffnen, indem ich hoffte, daß ein Gelehrter, welcher die Römische Geschichte geschrieben hatte, nicht so grausam seyn könnte, mich aus Rom wegzuweisen, ohne mir Zeit zu gestatten, es zu sehen und zu studieren. Dennoch ging ich nicht ohne große Furcht zur Preußischen Gesandtschaft: denn lief meine Sache unglücklich ab, so war es klar, daß ich gerade des Aufenthalts der wenigen Wochen an dem interessantesten Orte der Welt beraubt werden würde; eines Aufenthalts, der mir doch vergönnt war, ehe man die Polizei-Verordnungen auf mich angewendet hätte. Von Niebuhr war mir persönlich nichts bekannt; ebenso wenig wußte ich, ob er sich berechtigt glauben könnte, meine Wünsche zu er-

1) L. N. II, 497 (7 Juni 1822)
2) Erinnerungen, S. 36

füllen, obgleich er leicht deren Lebendigkeit bemerken mußte. Er wußte nichts von mir; und dann, wie konnte ich vor ihm erſcheinen? Wahrhaftig nicht in einem ſehr für mich einnehmenden Zuſtand.

„Der Preußiſche Miniſter reſidirt im Palazzo Orſini oder, wie er eben ſo oft genannt wird, Teatro di Marcello; denn der Pallaſt (sic) ſteht auf und zwiſchen den Trümmern des Theaters, welches Auguſt erbaute und ſeinem Neffen Marcellus widmete. Das Herz ward mir ſchwerer und ſchwerer, je mehr ich mich dem ehrwürdigen Gebäude nahete, an welches ſich eine vollſtändige Geſchichte knüpft, von den Zeiten des Alterthums durch die mittleren Zeiten hindurch, da es den ſtolzen Bewohnern zu einer Burg diente, und ſo bis zu den neueſten Zeiten herab. Der Gedanke, daß man mir mißtrauen könnte, hielt mich für einen Augenblick ab, mich dem Gebäude mehr zu nähern. Ich finde jetzt, daß ich in der Folge unter eine, mir zugehörende Abbildung desſelben die Worte ſchrieb: ‚in questa rovina ritrovai la vita‘.

„Ich ſah den Miniſter nicht, er hatte dringende Geſchäfte; aber der Geſandtſchaftsſecretair empfing mich mit einer Güte, welche mir an's Herz drang, zumal da ihre Wirkung auf mich durch den Contraſt mit allem dem, was ich vor Kurzem erlitten hatte, noch erhöht ward. Ich erzählte einfach meine Geſchichte; er gieng zu dem Miniſter und kam mit einem von deſſen eigener Hand beſchriebenen Papier zurück, auf deſſen Vorweiſung die päpſtliche Polizei mir den Aufenthalt in Rom zu geſtatten hatte: ‚Denn‘, ſagte er, ‚es iſt klar, daß Sie ohne Mittel nicht fortkommen können; und da Sie für den Augenblick wohl in Geldverlegenheit ſind, ſo hat der Miniſter mich beauftragt, Ihnen dieſes als eine Anleihe einzuhändigen. Sie können es ohne unangenehmes Gefühl annehmen, denn es iſt der Theil einer Summe, welche Prinz Heinrich (Bruder des

regierenden Königs, dazumal in Rom) zu Herrn Niebuhr's Verfügung geſtellt hat, um damit aus Griechenland zurückgekehrte Männer zu unterſtützen. Prinz Heinrich wünſcht natürlich nicht, die Namen derer zu wiſſen, welche durch dieſe Mittel unterſtützt worden ſind. So brauchen Sie alſo kein Bedenken zu tragen.'

„Ich hatte noch eine andre Bitte zu thun. Ich war voll Begierde, Niebuhr's Römiſche Geſchichte in Rom ſelbſt zu leſen; allein es war mir nicht gelungen, ein Exemplar davon zu bekommen. Deshalb frug ich ihn, ob ich wohl eines aus Niebuhr's Bibliothek borgen könnte. Hier ſetzte meine Offenherzigkeit den Secretair in Verlegenheit, und er bemerkte ſehr richtig, daß der Miniſter am Ende ja noch gar nichts von mir wiſſe. Ich fühlte die Richtigkeit ſeiner Bemerkung und antwortete, ich wünſche ſo ſehr, das Werk gerade in dieſem Augenblick wieder durchzuſehen, daß ich es als eine Pflicht gegen mich ſelbſt betrachtet habe, eine ſo kühne Bitte zu wagen, obgleich ich mir wohl bewußt ſey, daß ich meine Hoffnung auf deren Erfüllung auf nichts anderes als auf deren Honnetetät ſtützen könne. Er rieth mir, ich möge den Miniſter ſelbſt darum bitten, was ich am folgenden Tage thun könne, zu einer Stunde, zu welcher er den Wunſch ausgeſprochen habe, mich zu ſehen.

„Als ich am nächſten Morgen zu der beſtimmten Zeit kam, wie ich meinte, begegnete Niebuhr mir auf der Treppe, da er gerade im Begriff war, auszugehen. Er empfing mich mit Güte und Freundlichkeit, kehrte mit mir in ſein Zimmer zurück, ließ mich meine ganze Geſchichte erzählen und zeigte ſich ſehr erfreut darüber, daß ich ihm in Beziehung auf Griechenland, welches für ihn nicht ohne Intereſſe zu ſeyn ſchien, manche Nachweiſung geben könnte“ (lies konnte). „Unſere Unterhaltung hatte mehrere Stunden gedauert, als er abbrach und mich bat, zum Mittageſſen wiederzukommen. Ich zögerte, die Einladung anzunehmen, was er aber nicht zu bemerken ſchien.

Er dachte wahrſcheinlich, daß man in meiner Lage froh ſeyn müſſe, eine Einladung dieſer Art zu erhalten; und in der That, Jeder hätte ſich wohl gefreut, zum Mittageſſen bei ihm eingeladen zu ſeyn, zumal in Rom. Als ich ſah, daß er meine Gründe, eine ſo ſchmeichelhafte Einladung abzulehnen, nicht ahndete, ſagte ich: indem ich einen Blick auf meinen Anzug warf: ‚Ich bin wirklich nicht in einem Zuſtand, um mit einer Excellenz zu Mittag zu eſſen.‘ Er ſtampfte mit dem Fuß und ſagte mit einiger Lebhaftigkeit: ‚Glaubt man denn immer, daß die Diplomaten ſo kaltherzig ſind! Ich bin derſelbe, der ich zu Berlin war, als ich meine Vorleſungen hielt. Das war kleinlich!‘ — Gegen ſolche Gründe konnte kein Argument vorgebracht werden.

„Ich erinnere mich an dieſes Mittageſſen mit Freude. Seine Unterhaltung, überfließend an reicher und mannigfaltiger Kenntniß und treffenden Bemerkungen; ſeine große Güte; die Bekanntſchaft der Madame Niebuhr; ſeine liebenswürdigen Kinder, welche ſo ſchön waren, daß, als ich in der Folge mit ihnen ausgieng, die Weiber auszurufen pflegten: ‚ma guardate, guardate, che angeli!‘; eine gute Mahlzeit (welche mir ſeit langer Zeit nicht zu Theil geworden war) in einem hochgewölbten Gemach, deſſen Decke auf Art der Italieniſchen Paläſte bemahlt war; ein Gemählde des milden Francia ganz in der Nähe; das Geräuſch eines murmelnden Springbrunnens im Garten, und die erfriſchenden Getränke in Kühlgefäßen, welche ich erſt den Tag zuvor in manchen der meiſterhafteſten Gemälde der Italieniſchen Schule abgebildet geſehen hatte; kurz, mein Bewußtſeyn, an Niebuhr's Tiſche zu ſeyn, in ſeinem Hauſe zu Rom, und alles dieſes in ſo grellem Contraſt mit meinen vormaligen und oft widrigen Leiden — würde mir dieſen Augenblick zu einem der vollkommenſten Freude und Glückſeligkeit gemacht haben, hätte mich nicht ein Umſtand geſtört, welcher hier ohne Zweifel eine bloße Kleinigkeit ſcheinen

wird. Und doch weicht die Wirklichkeit oft gar sehr von deren Beschreibung ab. Dinge von großer Wirkung für den Augenblick werden leicht wie Luft, und andere, Schatten und Dünste in der Wirklichkeit, wachsen zu Gegenständen der bedeutendsten Wichtigkeit an, wenn die Feder sie aus der Erinnerung darstellt; — eine Wahrheit, welche, beiläufig gesagt, sowohl auf unser tägliches Leben, als auch auf Ereignisse der mächtigsten Wirkungen ihre Anwendung findet; — und der prüfende Tact ist es daher, welcher eines der nothwendigsten, wenn auch höchst schwierigen Erfordernisse eines tüchtigen Geschichtschreibers ausmacht.

„Mein Anzug bestand jetzt in nichts Besserem, als einem Paar ungeschwärzter Schuhe, wie man deren nicht selten in der Levante trägt; einem Paar Socken von grober, griechischer Wolle; bräunlichen Beinkleidern, wie solche oft die Schiffscapitaine des Mittelländischen Meeres tragen; einem kurzen, blauen Überrock, durch den zwei Kugeln hindurch gegangen waren — ein Schicksal, welchem auch die blaue Tuchkappe hatte unterliegen müssen. Die Socken waren außerordentlich kurz und bedeckten kaum die Knöchel; dasselbe war auch mit den Beinkleidern der Fall; so daß, wenn ich saß, Beide mir die Gnade versagten, zusammen zu stoßen, und zwar mit einer Halsstarrigkeit, welche mich an den unversöhnlichen Geist der beiden Brüder in Schillers Braut von Messina erinnerte. Es traf sich, daß bey Niebuhr außer seiner Frau noch eine andere Dame zu Tische war; und meine Verlegenheit war nicht gering, als, gegen Ende der Mahlzeit, die Kinder aufsprangen und auf dem Boden umherspielten, und ich meine armen Extremitäten den offenherzigen Bemerkungen des scharfsichtigen Kindervölkchens preisgegeben sah; zumal da ich zugleich jene ruhigen, mehr prüfenden Momente nach dem Essen fürchtete, da ich bey den Damen den Caffee nehmen mußte, unbeschützt von der freund-

lichen Bedeckung des Tiſches. Herr Niebuhr bemerkte vielleicht, daß mich etwas in Verlegenheit ſetzte, und er verdoppelte noch, wo möglich, ſeine Güte.

„Nach Tiſche ſchlug er einen Spaziergang vor, und bat die Damen, uns zu begleiten. Ich bedauerte ſie; aber da gerade ein Herr von ihrer Bekanntſchaft eingetreten war, welcher den Vorſchlag, uns zu begleiten, mit Vergnügen annahm, ſo ward ihnen die Velegenheit erſpart, meinen Arm anzunehmen. Herr Niebuhr, gewiß in Erinnerung deſſen, was ich ihm am Morgen über meine eigene Erſcheinung geſagt hatte, faßte mich in den Arm und gieng lange Zeit ſo mit mir. Als wir zurück waren und ich Abſchied nehmen wollte, frug er mich, ob ich ſonſt einen Wunſch habe. Ich ſagte ihm, ich wünſche ſein Geſchichtswerk zu leihen. Er hatte nur Ein Exemplar, welches er mit Noten verſehen hatte und deshalb nicht ausleihen wollte. Jedoch ſagte er, er wolle mir ein anderes verſchaffen. Was aber ſeine Bücher betraf, ſo gab er mir den Schlüſſel zu ſeiner Bibliothek, damit ich mir hole, was ich nur wolle. Er lachte, als ich mit Büchern beladen zurückkam, und entließ mich auf die gütigſte Weiſe."

Über Niebuhrs Äußeres und ſeine Gewohnheiten teilt derſelbe Verfaſſer [1]) Folgendes mit: „Niebuhr war mager und klein von Geſtalt; ſeine Stimme war ſehr ſcharf tönend. Er ſah nicht gut in die Ferne, und machte ſo öfters ganz wunderbare Mißgriffe. Brillen [2]) waren ihm unentbehrlich; und einmal mußte ich eine ganze Tagereiſe machen, um ſeinen Dollond zu holen, welcher vergeſſen worden war. Er lebte ſehr frugal; Wein mit Waſſer war ſein gewöhnliches Getränk; er wußte guten Wein wohl zu ſchätzen, trank aber ſelten welchen. Er

1) S. 64
2) Schlechte Überſetzung von spectacles

raſirte ſich oft, während er im Zimmer auf und abgieng; und wenn ich zugegen war, pflegte er dennoch während der gefährlichen Operation zu reden. Vor dem Rauchen hatte er einen großen Widerwillen; aber er ſchnupfte ſo übermäßig, daß er es ſich endlich abgewöhnen mußte. Er ſchrieb nicht, wie jener alte Gelehrte, ein ganzes Buch mit Einer Feder; aber er bediente ſich einer Feder ſehr lange, ehe er ſie wieder ſchnitt, indem er ſie nach allen Seiten drehte, um ſich immer ſo der ſcharfen Spitze bedienen zu können. Dennoch ſchrieb er eine nette [1]) und leſerliche Hand.

„Sein ſeltenes Gedächtniß ſetzte ihn in den Stand, oft ohne Feder zu arbeiten; und ich fand ihn öfters in einer liegenden Stellung auf dem Sopha, indem er das Werk eines alten Autors über ſeinem Haupte hielt. Es waren dieß nicht Werke, welche er zu ſeiner Erholung las, ſondern er ſtudirte ſolche häufig mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit. Sein Gedächtniß war in der That für Andere faſt unbegreiflich. Er erinnerte ſich beinahe einer jeden Sache, welche er zu irgend einer Periode ſeines Lebens geleſen hatte. Er war ohngefähr zwanzig Jahre alt, als er zu Edinburgh ſtudierte, und ich war zugegen, als er ſich in Rom mit einem Engländer über einen politiſchen Punkt unterhielt, welchen er zur Zeit ſeines Aufenthalts in dieſem Lande in den Engliſchen Blättern geleſen hatte. Die Sache war für den Fremden, der ein Mitglied des Parlaments war, wenn ich mich recht erinnere, von Wichtigkeit. Niebuhr bat mich, Dinte und Papier zu holen, und dictirte mir ſogleich, zur großen Überraſchung des Engliſchen Beſuchers, eine bedeutende Anzahl von Zahlen. Welch unermeßliche Gewalt müßte ein ſolcher Mann in einer berathſchlagenden Verſammlung haben, und zwar blos wegen ſeines unerſchöpflichen

1) Schlechte Überſetzung von neat

Gedächtniſſes! Er verkannte nicht die große Wichtigkeit dieſer Gabe, welche, obgleich nur ein Werkzeug, dennoch das nützlichſte und wichtigſte aller Werkzeuge für jegliches Unternehmen iſt, und nur von denen gering geſchätzt wird, welche ſie nicht beſitzen. Auch giebt es kein feſthaltendes Gedächtniß ohne moraliſchen Werth ſowohl für Individuen als für Nationen; und es war eine wahre Bemerkung von Goethe's Freund in Straßburg, daß ein Mann von ſchlechtem Gedächtniß nothwendig dem Laſter der Undankbarkeit ausgeſetzt ſey.

„Niebuhr und ich hatten eines Tages über die große Gewalt geſprochen, welche ein Mann von zähem Gedächtniß oft über einen Andern, damit nicht eben ſo begabten, hat, und zwar blos durch eine Reihe von Thatſachen und Angaben, wenn auch die Macht des Arguments entſchieden auf der andern Seite iſt; und wie nothwendig es deshalb wird, das Gedächtniß zu üben. Er ſagte: ‚ohne ein ſtarkes Gedächtniß wäre ich nimmer im Stande geweſen, meine Geſchichte zu ſchreiben; denn Auszüge und Noten würden nicht ausgereicht haben; ſie hätten nur wieder eine unzugängliche Maſſe gebildet, hätte ich nicht den Inhalt im Kopfe gehabt“ . . . . .

„Eine nicht weniger auffallende Eigenthümlichkeit Niebuhr's war die, daß er arbeiten und ſchreiben konnte, während ein großer Lärm um ihn war. Weder das Spielen ſeiner Kinder in demſelben Zimmer, noch die laute Unterhaltung pflegten ihn zu ſtören, wenn er einmal die Feder in der Hand hatte. Er erinnert uns in dieſer Beziehung an Lambert, deſſen Abſtraktionskraft ihn in den Stand geſetzt haben ſoll, eine ſeiner luminöſeſten [1]) Schriften über mathematiſche und optiſche Gegenſtände

1) Ich muß nach der ſchlechten Überſetzung citieren, da ich das Original nicht einſehen kann. Hier iſt luminous beibehalten, ſtatt zu ſagen klar.

in der Ecke eines beſuchten Zimmers eines Kaffeehauſes zu ſchreiben . . . . . .

„Niebuhr liebte (die) größte Einfachheit der Schreibart, wenn auch ſein früheres Deutſch bisweilen ſeine innige Vertrautheit mit dem Lateiniſchen verrathen mag.

„Mann kann nicht ſagen, daß Niebuhr ein entſchieden heiteres Naturell hatte; doch liebte er die Fröhlichkeit und fand Gefallen an einem Scherz. Das platte Luſtſpiel in St. Carlino zu Neapel machte ihm großes Vergnügen, und wir begaben uns oft nach dieſem Tempel herzlicher Fröhlichkeit, während unſeres Aufenthalts in dieſer Stadt. Ich konnte ihn immer ſehr mit (der) Erzählung eines drolligen Vorfalls beluſtigen. Er war ein guter Menſch, und deshalb war ſein Herz dem Frohſinn offen. ‚Kommen Sie‘ ſagte er eines Tags zu Neapel, ‚laſſen Sie uns wieder die Makaroni-Eſſer ſehen‘; denn das geſchickte Herunterſchlingen der endloſen und geſchmeidigen Röhren dieſes ‚zauberiſchen Vegetabils‘ wie der Hanswurſt ſich ausdrückt, hatte ihn höchlichſt beluſtigt. Jedoch war er weit davon entfernt, an einer Sache Gefallen zu finden, die nur im geringſten nach Rohheit ſchmeckte. Seine Gefühle waren alle geläutert und die eines zart organiſirten Geiſtes . . . . . .

„Seine Einfachheit war ſehr groß; er konnte vergeben, wo Andere lange nachgetragen haben würden. Offenheit war ein beſonders hervorſtechender Zug ſeines bewundernswerthen Charakters. Ich fand ihn eines Tages blaß und frug ihn, ob ihm nicht wohl ſey. ‚Ich bin betrübt‘ ſagte er ‚und habe nicht gut geſchlafen. Ich habe meinen Markus geſtern Abend geſtraft, denn ich glaubte gewiß, daß er die Unwahrheit geſagt hätte; die Beweiſe ſchienen mir überzeugend zu ſeyn; und dennoch fand ich hinterher, daß er unſchuldig war.‘ Er bat den Knaben verſchiedene Male um Verzeihung . . . . .

„Sein Geiſt war dahin gebildet, den Menſchen „(Thibaut

ſchreibt Menſch)“ in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen, wie im Handel, dem Ackerbau, der Politik zu betrachten. Es machte ihm Freude, ſeine ſo geſammelten Kenntniſſe auf längſt verſtrichene Zeiten anzuwenden, mit denen er durch ein raſtloſes Studium, ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ein lebendiges Gedächtniß ſo vertraut war. Er war ein Politiker in der Geſchichte und ein hiſtoriſcher Philolog. Seine Combinationskraft war bedeutend, wie der Leſer wohl aus ſeinen Werken wiſſen wird. Dieſe machte die Kraft ſeines Geiſtes aus. Obgleich er die ſchönen Künſte liebte, und ihm Meiſterwerke Freude machten, ſo hatte er, glaube ich, doch kein ſcharfes Auge für dieſelben; auch war ſeine Liebe zu den ſchönen Künſten nicht Sache ſeiner innerſten Seele. Sie bildeten keine Sphäre, in der ſein Geiſt ſich mit Unabhängigkeit bewegen konnte.

„Rückſichtlich der Politik gehörte Niebuhr zu denen, welche mehr rückwärts, als vorwärts ſehen. Sein Herz war mit dem Volk; aber die neuen politiſchen Principien waren ihm zuwider.

„Kein Gelehrter war je unpartheiiſcher als er; er liebte die Wiſſenſchaft, wo ſie ſich nur zeigte. Zur Förderung eines tüchtigen botaniſchen Werkes behülflich zu ſeyn, war ihm ebenſo wichtig als irgend eine hiſtoriſche Unterſuchung; und er ſagte mir einmal, daß er zur Zeit der Demüthigung Preußen's vorgeſchlagen hätte, die Mitglieder der königlichen Akademie, wozu er ſelbſt gehörte, ſollten dem kleinen Gehalt, welches ſie als Akademiemitglieder bezogen, entſagen, damit man mit der vereinigten Summe einen der erſten Mathematiker nach Berlin berufen könne.

„Er war lebendig und zu Zeiten ungeduldig, wie dieſes meiſt Männer von thätigem Geiſte ſind. Eines Tages war er ſehr böſe über einen Bedienten, nach welchem er zu wiederholten Malen gerufen hatte und der ihn lange Zeit hindurch warten ließ, während die Zeit einer wichtigen Zuſammenkunft mit Car-

dinal Conſalvi bereits verſtrichen war. „Ah Eccellenza“ ſagte der Diener, „i viaggi in questo palazzo sono lunghi.“ Ich mußte lachen über dieſe hyperboliſche Rede; und er ſchloß ſich mir darin alsbald an, obgleich ſeine Lage in der That kritiſch war. Ein anderer Bediente ſagte bei einer ähnlichen Gelegenheit und mit ähnlichem Erfolg: „che vuol che dica? Se avessi per ogni cosa una testa sola.“

61

Seinen Feind Bartholdy erwähnt Niebuhr nur einmal in einem Briefe [1]) aus dem Jahre 1818: „ein wahrer Unſtern iſt der Aufenthalt des Bartholdy, einer“ (lies eines) „von jenen mit denen Hardenberg ſich unglücklicherweiſe umgeben, und der den Cardinal Conſalvi, den er ſich zu London und Wien durch Dienſtleiſtungen verpflichtet, gewonnen hatte vom“ (lies von) „Hardenberg zu erbitten, daß er hier als Generalconſul angeſtellt werden möchte. Jetzt hat er ihn kennen gelernt und bereut ſeine Empfehlung. Daß dieſer alles anwendet, um mich in Berlin zu verleumden, verſteht ſich.“

Wahrſcheinlich iſt das Verhältnis zu Bartholdy durch eine öffentliche Scene weiter verbittert werden, die dazu beitragen mußte, Niebuhrs perſönliche Stellung zu ſeinen diplomatiſchen Kollegen wenigſtens nicht zu verbeſſern. Bunſen erzählt nämlich folgendes [2]).

„Ich werde es nie vergeſſen, wie Niebuhr einſt an einer fürſtlichen Tafel in Rom, während der Mordſzenen in Griechen-

1) L. N. II, 342
2) L. N. III, 309

land, von Suli und den Sulioten und von der Zukunft der christlichen Hellenen sprach, ungefähr wie er es in einer Stelle edeln Unmuths und im Gefühle, daß das Brandmal hafte, in der Römischen Geschichte für die Nachwelt gethan hat. Der Fürst, ein edler, menschenfreundlicher und geistreicher Herr, hörte, wie die Tischgenossen, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zu: eine ernste Stimmung schien über die Gesellschaft zu kommen. Es ward still. Da bemächtigte sich einer der Tischgenossen, ein Diplomat, mephistophelischer Erscheinung und Art, des Gesprächs: irgend eine der ewig wiederkehrenden Erbärmlichkeiten des Tages, eine sogenannte Neuigkeit, die dem Fürsten berichtet werden mußte, machte geschickt den Übergang: der Gegenstand ward von dem Einen und Andern aufgenommen, und in zehn Minuten war die ganze Tafel lebendig von einem Streite zwischen dem Wortführer und einem, der ihm widersprochen, über einen höchst wichtigen Punkt: was in der Kunstsprache der Römischen Kaffeehäuser Aurora bedeute, ob eine Mischung von Chocolade mit Kaffee oder etwas Anderes. Niebuhr schwieg. Endlich aber sprach er mit ruhigem Ernste und ehrwürdiger Miene folgende Worte: ‚Welche schwere Züchtigungen müssen wir doch noch erfahren, daß wir in solchen Zeiten, bei solchen Ereignissen um uns, von dergleichen Erbärmlichkeiten uns unterhalten können.‘ Alles verstummte, auch Niebuhr: es erfolgte eine lange Pause — und es wurde an dem Tage nicht wieder von den Geheimnissen des Caffe nuovo und vom Zwerge Bajocco gesprochen.“

Der mephistophelische Diplomat, wie ihn Bunsen nennt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach Bartholdy. Schwerlich hätte Niebuhr einem nicht-preußischen Kollegen gegenüber sich von seinem Unmut hinreißen lassen. Wenn man die Schilderung dieses Auftrittes liest, die Bunsen von seinem, Niebuhr freundlichen, Standpunkt aus erzählt, kann man sich doch auch an die Stelle der

Neuigkeitskrämer verſetzen und ſich ihren Grimm über eine Lektion ausmalen, die in Rom, wo ſo viel geklatſcht wird, wie ſchwerlich an einem andern Orte der Welt, täglich erteilt werden konnte. Man kann ſich aber auch Niebuhrs Verſtimmung über Unterhaltungen denken, die täglich angehört werden mußten, da in der Zeit der päpſtlichen Herrſchaft in Rom, bei der Abweſenheit lebendiger politiſcher Intereſſen, ſtädtiſche Neuigkeiten einen großen Beſtandteil des Unterhaltungsſtoffes ausmachten.

Außerdem aber darf man, um gerecht zu ſein, nicht verkennen, daß Niebuhr die Gabe fehlte, das, was er dachte, manchmal verſchweigen zu können, wenn es, ausgeſprochen, zwar nicht gerade verletzen mußte, aber doch dazu beitragen konnte, einen Mißton in der Stimmung desjenigen hervorzurufen, an den die Äußerung gerichtet war. So ſchreibt [1]) er aus London an ſeine Braut: „mit herzlichem Verlangen wirſt du, theure Amalie, dieſen Brief erwarten“ und [2]) in einem andern Briefe: „Dich erwartet heute ein glücklicher Abend, durch meinen letzten Brief.“ Nimmt man zu dieſen und ähnlichen Äußerungen, welche in harmloſer Weiſe ein Gefühl oder eine Empfindung vorausſetzen, die nur entgegengebracht werden darf, die Heftigkeit und Reizbarkeit hinzu, deren er ſelbſt ſich in ſeinen Briefen häufig beſchuldigt, ſo erhält man die Elemente einer Eigenart, die bei aller Vortrefflichkeit der Grundlagen des Charakters nur zu leicht auf ſeine Umgebung, beſonders wenn ihm dieſelbe nicht ſehr nahe ſtand, verſtimmend wirken konnte.

1) L. N. I, 260
2) Ebenda 268

62

Ein Lichtblick in Niebuhrs Stellung zu den Italienern ist sein Verhältnis zu Leopardi, worüber Bunsen [1]) folgendes mitteilt: „Wie sehr ächt Italischer Genius Niebuhr ansprach und und begeisterte, und welches Herz er für die eigenthümliche Größe und Anmuth desselben hatte, das zeigt sich am rührendsten bei der Begegnung mit dem Grafen Giacomo Leopardi. Ich erinnere mich noch des Tages, wo er mit ungewohnter Lebendigkeit in das Kanzleizimmer eintrat, in welchem ich arbeitete, und ausrief: ‚ich muß sogleich ausfahren, um den größten philologischen Genius Italiens, von dem ich Kunde habe, aufzusuchen und kennen zu lernen. Lesen Sie hier die kritischen Bemerkungen des Mannes über die Chronik des Eusebius; welche Geistesschärfe! welche wahre Gelehrsamkeit! so etwas ist mir hier zu Lande noch nicht vorgekommen; ich muß den Maun sehen.‘ Nach zwei Stunden kam er wieder. ‚Mit großer Mühe habe ich ihn aufgefunden, in einem Dachstübchen des Palazzo Mattei; statt eines Mannes von reifem Alter fand ich einen Jüngling von zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahren, verwachsen, schwächlich, der nie einen bedeutenden Lehrer gehabt, sich zu Recanati im väterlichen Hause an der Bibliothek des Großvaters genährt: die Klassiker und die Kirchenväter gelesen hat: dabei, wie ich vernehme, einer der ersten Dichter und Schriftsteller seines Volkes ist, und mit dem allem arm, unbeachtet, offenbar niedergedrückt lebt. In dem sieht man, welchen Genius dieß reichbegabte Volk hat‘ Capei hat anmuthig und wahr geschildert, wie erstaunt bei'm ersten Zusammentreffen die beiden großen Geister sich gegenüber standen; wie zärtlich Niebuhr ihn geliebt, was er für ihn zu thun unternahm, dieß und das

1) L. N. III, 313

weitere trübe Schickſal des großen und edeln Mannes, der im Jahre 1837 ſein freudenloſes Leben endete, gehört nicht hierher: aber jener Zug iſt bezeichnend für Niebuhr's geſelliges Leben in Rom, und wichtig zur Abwehrung von Mißverſtändniſſen, die vereinzelte Ausdrücke in den Briefen erregen könnten."

Aber im allgemeinen blieb ſeine Stimmung gleich trübe. Am Ende des Jahres 1821 ſchreibt [1]) er: „Es endigt nun für uns zum ſechſtenmal das Jahr hier zu Rom! Indeſſen übt die Zeit ihre Gewalt, und ohne daß man aufhöre hier fremd zu ſeyn und ſich fremd zu fühlen, wird man auch der Heimath fremd. So vergeht das Leben, und man fühlt, daß es elend hingeht, ohne daß ich jedoch den Frommen einräume, daß es an ſich ein elendes Ding um das Leben ſey: ich weiß vielmehr, daß es nur durch eigene Thorheiten, Fehler und Schwächen elend wird, und daß ein Leben, durch welches eine Harmonie hindurchgeht, keine erträumte Glückſeeligkeit iſt."

Wenige Monate vor der Abreiſe aus Rom geſteht [2]) er folgendes: „Neapel zu beſuchen, ehe wir Rom verlaſſen, kann man ſich ſchwerlich verſagen. In hiſtoriſcher und philologiſcher Beziehung iſt Rom für mich ſo unfruchtbar geweſen, daß ich wohl nicht recht thäte Pompeji nicht zu ſehen."

Im März 1823 ging Niebuhr nach Unteritalien, im Sommer reiſte er nach Deutſchland zurück. Er verließ Rom ohne, wie er es in dem vorher angeführten Briefe ausſpricht, dort heimiſch geworden zu ſein. In einem ſpäteren Briefe ſagt er, daß ihn an Rom hauptſächlich das topographiſche Intereſſe gefeſſelt habe. Den Italienern ſtand er ebenſo gegenüber wie bei ſeiner Ankunft: daß er Leopardi hochſchätzte, hat damit nichts zu thun;

1) L. N. II, 484
2) Ebenda 501

denn Leopardi war für ihn mehr Philologe als Dichter, und Bunsen irrt sich gewaltig, wenn er diesen Mann für einen Repräsentanten des Volkscharakters ansieht. Leopardi ist in vielen Dingen so wenig italienisch als es ein Italiener überhaupt sein kann.

63

Der Abschied von Rom gab ihm folgende Worte [1]) ein: „Rechne es auch mir nicht zur Empfindsamkeit an, daß es auf mich einen Eindruck gemacht wie der Abschied von einem Freunde, vor der Statue Marc Aurels zu stehen, wie die Abendsonne sie mit dem lichtesten Glanze erleuchtete und sein Antlitz belebte und verklärte.

„Ich fühle mich tief betrübt, ich scheide mit Wehmuth, weil ich sehr viele wahre Vortheile unersetzlich verlasse, nicht wissend, was mich im Vaterland erwartet, wohin ich als fremd gewordeu zurückkehre: vielleicht ein saures Leben zu bestehen haben werde."

Der Brief, in welchem diese Äußerung steht, ist vom 11 Mai 1823, also aus der Jahreszeit, in welcher das römische Sonnenlicht den Platz Michelangelos am schönsten verklärt. Aber in dem nordisch gestimmten Temperamente des großen Gelehrten war nichts, was ihn die tiefe Melancholie der südlichen Landschaft und die unbeschreibliche Schönheit des römischen Frühlings mit dem leidenschaftlichen Schmerze zum letzten Male erblicken ließ, welcher Winckelmann zurück über die Alpen nach Italien trieb.

Niebuhr war stets nordisch gestimmt. So schreibt er im

1) L. N. III, 38

Jahre 1798 [1]): „Du erinnerteſt mich einmal, daß ich Dir bei unſerm erſten Sehen in Deines Vaters Hauſe meinen Widerwillen gegen die hellen Wintertage geſagt habe. Dieſer iſt auch noch immer unüberwindlich, und der neblichte Herbſt und der tiefe Winter, deren Schatten zur Geſelligkeit reizen, ſind mir lieb und willkommen."

Aber nicht bloß deswegen fühlte er ſich auf der Rückreiſe in Tirol glücklich. „Wir haben" ſchreibt [2]) er „die Tyroler ebenſo herzlich und anziehend für unſer Herz gefunden als auf der Hinreiſe; es iſt wohl gar kein Zweifel, daß der wahre edle Theil des Deutſchen Charakters nirgends ſo erhalten iſt wie unter dieſem einfachen und altväteriſchen Volke. Man begegnete uns auch jetzt mit der treuherzigſten Zuthulichkeit. In Innsbruck lernte ich einen Kaufmann kennen, der zur Municipaladminiſtration gehört und durchaus ſo war, wie man ſich einen Bürger wünſchen mag. Dieſe Leute leſen kaum die magere im Lande erſcheinende Zeitung; ſie denken nur an ihren nächſten Beruf und ihre Pflichten: und die wenigen, welche ein dunkles Gerücht vernommen haben, daß es Liberalismus in der Welt gebe, ſind ganz antiliberal. Was ihre eigenen Verhältniſſe betrifft, ſo möchten ſie wohl ſehr wünſchen, daß Manches beim Alten geblieben wäre; aber ſie fügen ſich in das, was ſich nicht ändern läßt, heiter und ruhig, und erleichtern ſich den Druck der Zeit durch Frugalität und Genügſamkeit . . . . .

Der Tyroler erſcheint ſtockkatholiſch: aber was er zu viel glauben mag, iſt nur ein leichter Überzug, der den Grund einer ſehr wahren Frömmigkeit nicht verſteckt."

Nachdem Niebuhr in Sanct Gallen den Palimpſeſt des Merobaudes entdeckt hatte, ging er nach Bonn, dann allein

---

1) L. N. I, 143

2) Ebenda III, 44

nach Berlin, um seine persönlichen Verhältnisse zu ordnen. Als dies geschehen war, ließ er sich ganz in Bonn nieder, um Vorlesungen an der Universität zu halten. Weder der erste Aufenthalt in Berlin noch seine Teilnahme an den Sitzungen des Staatsrates, wozu er vom Könige berufen worden war, führten zu einer abermaligen Anstellung im Staatsdienste.

64

Für die nun folgende Lehrthätigkeit Niebuhrs ist es charakteristisch, daß er nicht gleich am Anfang derselben über die römische Geschichte derjenigen Zeiten gelesen hat, in welcher greifbare Personen, genau bekannte Charaktere in derselben auftreten. Im Winter 1826 auf 1827 trug er die römische Geschichte bis auf Sulla vor; erst im Winter 1828 auf 1829 las er bis zur Entstehung des Kaisertums [1]). Offenbar stand er im Anfange seines Aufenthaltes in Deutschland noch in den Anschauungen, welche ihn in Rom trübe gestimmt hatten. Wie er damals dem italienischen Volkscharakter nicht nahe gekommen war, so verzweifelte er vielleicht auch jetzt in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr daran, ein Verhältnis zu den Zeiten Ciceros und Cäsars zu finden. Allmählig mochte ihn der große Erfolg dieser Vorlesungen, die ihm entgegengebrachte Liebe seiner Zuhörer, sowie die Anerkennung, welche er in der wissenschaftlichen Welt fand, ermuntern und zu dem Wagnisse ermutigen, auch jenen späteren Zeiten Roms näher zu treten.

Nun bot sich ihm die den römischen Schriftstellern geläufige

1) Vorrede S. VI

Anſchauung dar, daß der römiſche Staat mit der großen Ausdehnung, die er nach glücklicher Beendigung des Hannibalſchen Krieges gewonnen hatte, ſittlich verfallen ſei. Aus der ſtoiſchen Tugendlehre wurde der Vergleich zwiſchen den komplizierten Bedürfniſſen einer verfeinerten Geſellſchaft mit der Einfachheit des Naturbedürfniſſes hergenommen, und mit der Rhetorik des italiſchen Volkscharakters weiter ausgeſchmückt. So ſagte Niebuhr über jene Zeiten folgendes [1]):

„ . . . eine andere Folge war, daß die Soldaten jahrelang unter den Waffen blieben, daß die Legionen, aus Geworbenen zuſammengeſetzt, in eine ſtehende Armee verwandelt wurden. Das blieb nach dem Kriege, und die Soldaten wurden gewohnt, ſich als einen bleibenden Stand zu betrachten, was ſie bisher nie geweſen, da die Legionen jedes Jahr aufgelöſt und im folgenden neugebildet wurden. Dieſe Bedingung der Dauer der republikaniſchen Freiheit veränderte ſich durch den hannibaliſchen Krieg, und ſo ſind hier die Keime der ſpäteren Gährungen. Durch die großen Confiscationen waren ungeheure Landgüter gewonnen, in deren Beſitz ſich die Vornehmen unter Patriciern und Plebejern theilten, da Niemand jetzt controllirte und das liciniſche Geſetz ſeine Anwendbarkeit verloren hatte.

„Im Grunde dachte damals Niemand an Gefahr, aber der Anfang der Auflöſung war ganz entſchieden da. Es heißt, daß durch die Siege in Aſien der Luxus und die Laſter, die er im Gefolge hat, eingeriſſen“ (Niebuhr ſagte wohl einriſſen): das war eine Veranlaſſung, aber die Urſache lag tiefer. Nach ſo vieljährigen, wilden, zerſtörenden Kriegen, wo ſo viele Handlungen des Frevels und der Grauſamkeit vorfielen, wo der Arme immer mehr verarmte, der Mittelſtand immer mehr herabkam, der Reiche überreich wurde, mußte vieles ſchlimm werden. Dieſelben

1) II, 187

Soldaten, die ſich früher unter Scipio Ruhm erkämpft hatten, die dann als hungrige Plünderer nach Aſien gingen, bereicherten ſich übermäßig und kamen mit übel erworbenen Schätzen zurück, ſie hatten kein eigentliches Bedürfniß und wußten den ſchnell erworbenen Reichthum nicht zu gebrauchen. Auch in Hinſicht der großen Männer, wie in allen anderen Verhältniſſen, nimmt Alles einen anderen Charakter an, der traurige Anblick einer gänzlichen Ausartung bereitet ſich vor; die Feldherrn erſcheinen wie Räuber, ſie führen die Kriege in Hinſicht auf Beute und Raub, nur einzelne machen eine Ausnahme. Die Vornehmen ſind hoffährtig gegen die Bundesgenoſſen: ehemals kehrte ein römiſcher Magiſtrat, der durch Italien reiſte, bei ſeinem eigenen Gaſtfreunde ein, jetzt wurd es Sitte, daß ſolche Reiſende überall mit Pomp empfangen wurden. Die Spiele erhielten einen Umfang, der ein ungeheures Vermögen erforderte; 580 waren bei einem Leichenbegängniß hundertundfunfzig Gladiatoren: auf dem Forum wurden Gaſtmähler für das Volk gegeben. Man fing ſchon an Gegenſtände der Kunſt und der Bequemlichkeit zu ſuchen, die Officiere und Vornehmen füllten ihre Häuſer mit Möbeln, Teppichen, Silberzeug aller Art. Ein brutaler Gebrauch des Reichthums riß ein: ein verſtändiger, menſchlicher Gebrauch deſſelben gehört zu den ſchwerſten Aufgaben. So gelangten vor mehreren Jahren die Ditmarſchen ſchnell zu großen Reichthümern, und ſogleich entſtand ein craſſes Verzehren, bis ſie wieder ſofort herunterkamen. Der bis dahin verachtetſte Sclave in Rom, der Koch, wurde jetzt der angeſehenſte: Früher aß der Conſul wie der Bauer, nur die Pontifices, deren Speiſezettel wir noch bei Macrobius beſitzen, mußten eine Küche führen trotz den beſten Domherren. Das war bei den Athenienſern anders; der Grieche iſt von Natur ſehr frugal, der Italiener kann es auch ſein; wenn er aber Gelegenheit hat zu ſchlemmen, ſo thut er es auf eine thieriſche Weiſe. So ſehr

damals der Schein der Verfassung demokratisch war, so sehen wir doch den Übermuth der Aristokraten gewachsen, der Reiche war fast ganz ungestraft."

An diesem Bilde Roms ist vieles merkwürdig, vor allem der Vergleich eines weltbeherrschenden Staates mit dem Ditmarsischen Bauernvolke. Während auf Rom die übermächtigen Bildungseinflüsse Griechenlands einbrachen und eine gewaltsame Umänderung in der äußern Lebensgestaltung wie den inneren Vorbedingungen der Kultur zur Folge hatten, blieb Ditmarschen von irgend welchen Bildungs-Elementen gänzlich frei, so daß in Wahrheit ein Vergleich mit Rom völlig unstatthaft ist. Ferner zeigt sich hier auf das deutlichste, wie jene Vorstellungen Niebuhrs von der Verderbtheit des späteren republikanischen Roms entstanden sind. Er vermochte nicht eigentlich zu erzählen, da ihm das Talent plastischer Gestaltung abging: so vereinigte er verschiedene Züge, wie sie die lateinischen Dichter und Geschichtschreiber bei den verschiedensten Gelegenheiten gezeichnet hatten, zu einem Gesamtbilde. Aber jene Römer waren Rhetoren, und ein jeder von ihnen hatte irgend ein einzelnes Detail bei einer bestimmten Gelegenheit, und um eine ganz bestimmte, einzelne Wirkung hervorzubringen, gezeichnet. Jetzt nun verband Niebuhr diese verschiedenen Einzelheiten zu einer Gesamtschilderung, die notwendig in vielen Dingen schief und falsch werden mußte. Hier zeigte sich außerdem die große Gefahr derartiger Schilderungen, wie sie so viele Historiker nach Niebuhrs Vorbilde, z. B. Macaulay, versucht haben. Wer nicht erzählen kann, betrachtet, und die Subjektivität tritt in diesen Betrachtungen immer lebhafter hervor. Vor allem war das bei Niebuhr der Fall, dessen Phantasie von frühester Jugend an eine außerordentlich große Rolle in seinem geistigen Leben gespielt hatte.

Jene gänzliche Ausartung, von welcher er spricht, ist eben nichts weiter als politischer Verfall, das Hinauswachsen eines

großen Staates aus der ſtädtiſchen Gemeineverfaſſung, welches ſich in den Zeiten bis auf Cäſar mit unaufhaltſamer Gewalt vollzog. Den Alten, die kein Mittelding zwiſchen Tyrannis und ſtädtiſcher Republik kannten, mußte dies nothwendig als Verfall erſcheinen, warum es aber neben dem politiſchen Verfalle auch als ſittliche Entartung gelten ſoll, dafür iſt außer in der ſtoiſchen Lehre kein Grund vorhanden.

Unbegreiflich iſt ferner Niebuhrs Äußerung über die tieriſche Schlemmerei der Italiener. Wahrſcheinlich meint er oder mißverſteht er dabei die ſüdliche Fähigkeit, große Mengen deſſen, was die Italiener pasta nennen, bei einer Mahlzeit zu bewältigen, eine Fähigkeit, die eben ſo weit von wirklicher Unmäßigkeit entfernt iſt, als ſie den carnivoren Nordländern erſtaunlich vorzukommen pflegt.

65

Den Schlüſſel zu Niebuhrs Auffaſſung des Umſchwunges der römiſchen Verhältniſſe giebt ſeine Charakteriſtik des älteren Cato.

„M. Porcius Cato“ ſagt [1]) er „iſt damals der merkwürdigſte Mann, er iſt ein Mann aus alter Zeit (der Beiname Priscus bedeutet aber nur ſeine lateiniſche Abkunft aus Tusculum). Die Beſchreibung ſeines Lebens bei Plutarch iſt vortrefflich, da es ſich begreifen läßt ohne Kenntniß der Verfaſſung und tiefen politiſchen Blick, es gehört nur Auffaſſung der Individualität dazu, worin Plutarch ſtark war. Vielleicht hat Rom nicht leicht ein ſolches Originalgenie gehabt wie ihn: weit und breit hatte“

1) II, 189

(lies holte) „man die wiſſenſchaftliche Bildung aus Griechenland, Cato hatte ſie durch ſich ſelbſt, er hat erſt ſpät Griechiſch gelernt, ſeine Sprache, ſeine Schreibart, ſeine Bildung waren rein römiſch. Er war der vielſeitigſte Menſch von der Welt, ein großer Feldherr, ein großer Staatsmann, — ſeine Cenſur war ausgezeichnet, — ein vortrefflicher Landwirth, ein thätiger Mann in allen Lebensgeſchäften, von großer Beredtſamkeit, die rein natürlich, wenn auch nicht kunſtmäßig ausgebildet war, dabei war er ein ſehr bedeutender Gelehrter, raſtlos im Sammeln, ein vortrefflicher proſaiſcher Schriftſteller in ſeiner Art, aber hart und rauh. Livius, der ihn ſonſt liebt, bedient ſich von ihm im Scherz des Ausdruckes: qui vivo eo allatrare ejus (Scipionis) magnitudinem solitus erat; ſeine Eigenthümlichkeit war die eines Mannes von niedriger Geburt, der mit unermeßlicher Energie ausgeſtattet iſt und ſich mittelſt ihrer den Weg durch unendliche Schwierigkeiten bahnt, er blieb ſein ganzes Leben mit den Vornehmen und Reichen in ſtetem Mißverhältniß, ihre Sitten waren ihm in der Seele zuwider, und das war keine Affectation. Gleichgeſinnt war ihm nur ſein College in der Cenſur und im Tribunat, L. Valerius Flaccus. Cato war ein fanatiſcher Römer, er hatte Haß gegen alles Zierliche und Elegante, ſein Patriotismus ging daher beſonders auf das Vergangene; er betrachtete ſeine Zeitgenoſſen als ganz ausgeartet, ſein Ideal lag hundert Jahre zurück und ſeine Glückſeligkeit war alte Einfachheit, Sparſamkeit und ſtrenge Sitte. Seine Natur war unverwüſtlich: im ſechsundachtzigſten Jahre hatte er noch einen ſchweren Proceß, im neunzigſten klagte er noch den Servius Sulpicius Galba an. Er war unbedingt für Rom's Herrſchaft, jedoch von außerordentlicher Gerechtigkeit: obgleich er die Griechen nicht liebte, vertheidigte er doch die Rhodier; ebenſo die Luſitanier gegen den Treubruch und die Erpreſſungen des Galba. Überhaupt hat er große Ähnlichkeit mit den großen

deutschen Charakteren des sechzehnten Jahrhunderts, an denen man Rohheit nennt, was diesen Namen gar nicht verdient."

Cato war ein Bauer und hatte alle guten und alle schlimmen Eigenschaften eines Bauern; was er an den Scipionen und ihrem Kreise haßte, war nicht die Bildung und die Griechenliebe, die in ihren Häusern herrschte, denn beides besaß oder verschaffte er sich allmählig ebenso wie sie. Während Roms städtische Verfassung für die Größe des Reiches nicht mehr paßte, bildete sich, durch die Inkongruenz der staatlichen Formen mit ihrem Inhalt begünstigt, ein sozialer Zustand, der bis dahin nirgends existiert hatte, langsam und allmählig heran. Politische Freiheit war das Ideal der Griechen gewesen und wurde von den Römern lange nach ihrem Verluste als das höchste menschliche Gut gepriesen — aber soziale Freiheit hatte bis dahin ebenso wenig in Sparta wie in Rom jemals geherrscht. Damals zuerst zeigten sich die ersten Anfänge dieses Zustandes der Gesellschaft, ohne den heute kein Gebildeter das Leben auch nur erträglich finden könnte. Nichts ist aber dem echten Bauer fremdartiger als diese Ungebundenheit: wie in bäuerlichen Verhältnissen alles auf das strengste bestimmt ist, und keine, auch nicht die leiseste Abweichung von der hergebrachten Sitte geduldet wird, so erschien dem Cato die in den Anfängen der Bildung begriffene Befreiung des Menschen, oder vielmehr des Bürgers — denn nur dieser kam vorläufig inbetracht — von dem allmächtigen Zwange der das ganze Leben beherrschenden sozialen Gebundenheit als Entartung und Verfall.

Freilich hatte Cato nach seiner Art recht. Eine wirkliche städtische Verfassung ist nur als wirksam denkbar, wenn sich alle Bürger so genau kennen, beobachten und kontrollieren, daß die freie Bewegung des einzelnen völlig ausgeschlossen ist. Aber eben so wenig wie eine städtische Verfassung für das römische

Leidenschaftlichkeit vorwärts ging, dabei aber immer wohlwollend und liebenswürdig; er verwickelte sich in höchst unglückliche Verhältnisse. Dahin gehört seine ungeheure Verschwendung, nicht für seinen Luxus, sondern für das Volk, die ihn in die Abhängigkeit von den Reichen, namentlich von Crassus versetzte, der ihm ungeheure Summen vorschoß. Hätte es in Cäsar's Consulat eine Partei gegeben, die sich redlich an ihn anschließen und von Pompejus Einfluß hätte losmachen wollen, so wäre es ohne Flecken für ihn vorübergegangen."

Früher hatten die modernen Historiker Römer und Griechen als etwas unserer Welt Fremdartiges, als Wesen, die unseren Anschauungen unvermittelt gegenüber stehen, behandelt. Sie zogen wie Schattenbilder vor den Lesern einher, und ihre Tugenden wie ihre Laster gehörten andern Gedankenkreisen an. Niebuhr, in der Politik und den Geschäften heimisch, ein Kenner des modernen Völkerlebens und des weltbewegenden Geldverkehrs, ließ seine Phantasie dem Altertum nahe treten und faßte die Staatsmänner Roms nicht als blutlose Schemen, sondern als Menschen von unserem Geschlechte auf. Er liebte die Vergleiche zwischen den verschiedensten Geschichtsepochen, und wie er in der Schrift gegen die sächsische Regierung die Römer und ihre Handlungsweise herbeizieht, so sind seine Vorlesungen wie seine Römische Geschichte voll von Beispielen aus dem modernen Europa.

Er war eine — im deutschen Sinne — tief sittliche Natur, das Unrecht haßte er mit aller Leidenschaft seiner Seele: es objektiv zu betrachten war ihm unmöglich. Die Römer wurden ihm Deutsche, die er nach dem deutschen Moralbegriffe unserer Zeit beurteilt und versteht. Die Italiener kannte er nicht und hat sie trotz seines siebenjährigen Aufenthaltes in Rom nicht verstanden. So wandte er auf die alten Römer unsere deut-

ſchen Kategorieen gut und ſchlecht an, die abſolut nicht auf ſie paſſen.

Cäſar iſt ihm ein wohlwollender und liebenswürdiger Mann von großer Geiſtesſtärke und einem lebhaften Gefühl für Freundſchaft, ſo wie ohne Neigung zur Grauſamkeit, die er nur gegen Nicht-Römer ausübt. In Wahrheit würde Cäſar ſehr erſtaunt geweſen ſein, wenn man ſich über dieſe Charaktereigenſchaft mit Bezug auf ihn unterhalten hätte. Wäre es in ſeinem Intereſſe geweſen, ſo hätte er ſich ebenſo grauſam wie Sulla gezeigt, und hätte ſich den Galliern gegenüber Schonung als nützlich erwieſen, ſo hätte er keinen einzigen getötet. Er war eben ein Italiener und ein Mann, der aus einer ariſtokratiſchen Herrſchaft hervorgegangen war. Die Italiener haben leicht eine Eigenſchaft, die unzähligen Deutſchen gänzlich abgeht: eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Gefühle ihrer Mitmenſchen. Schwer entäußert ſich der Deutſche dieſes Gemütsbedürfniſſes, Rückſicht auf das zu nehmen, was der andere empfindet — der Italiener verliert ſehr leicht jedes Verſtändnis für die moraliſche Schönheit dieſer Seite des inneren Lebens. Damit hängt das ganze äußere, ſo ſehr verſchiedene Auftreten der beiden Nationen zuſammen, die große Ungeniertheit und äußere Sicherheit der Italiener, wie der Mangel dieſer Eigenſchaft bei den Deutſchen: wer auf andre Rückſicht nimmt, bewegt ſich eben weniger ſicher. Hierüber täuſchen die glatten geſelligen Formen des Südens leicht, ohne die Sache in ihrem Grunde zu verändern. Ebenſo hängt damit die ſo vielfach getadelte Tierquälerei der niedern Stände in Italien zuſammen. So war Cäſar in ſeinem ganzen Leben unempfindlich gegen alles, was ſeine Mitbürger oder die von ihm bekriegten Nationen litten, und lediglich auf den Vorteil bedacht, den ſeine Maßnahmen ihm ſelbſt einbringen konnten.

Dazu kam der Boden, in welchem er aufgewachſen war.

Jedes aristokratische Regiment tötet das persönliche Ehrgefühl. Der einzelne Teilhaber an diesem Regiment muß sich stets durchschmiegen und durchdrehen, Opfer seiner Überzeugung bringen und Kompromisse schließen. Er muß mit allen Freund sein, auch mit denen, die er am bittersten haßt. Das ist das, was an Cäsar so vielfach gerühmt wird, er habe seinen Feinden leicht verziehen.

Von einem Manne, den er so schilderte, konnte Niebuhr nicht annehmen, daß er sich an der Verschwörung Catilinas beteiligt habe: „auch Julius Cäsar", sagt [1]) er, „wurde genannt, aber Cicero hat ihn für unschuldig gehalten: nach meiner Überzeugung kann Cäsar in dergleichen nicht eingegangen sein, die Verschwörung war der Art, daß es nicht denkbar ist." Was Cicero in seinem Innern über diese Frage gedacht, und ob er Cäsar nur deshalb nicht genannt hat, um einen gefährlichen Gegner nicht zum offenen Kampfe zu treiben — können wir natürlich nicht wissen: für uns kommt alles auf Cäsars eigenes Zeugnis an. Er sprach sich bekanntlich in der entscheidenden Senatssitzung dahin aus, die Catilinarier sollten in italischen Landstädten in lebenslänglicher Haft gehalten werden, mit andern Worten: er schlug vor, sie dahin zu schicken, wohin sie schon von selbst gehen wollten, um den Bürgerkrieg in Italien anzufachen: der offenbarste Hohn gegen die regierende Oligarchie, und das freimütigste Geständnis, das er selber aufseite der Catilinarier stand — freilich alles in einer Form, der juristisch nichts anzuhaben war.

Außerordentlich scharfsinnig ist Niebuhrs Bemerkung, es sei merkwürdig, daß kein Witzwort von Cäsar berichtet werde. Darin liegt das Urteil seiner Zeitgenossen über ihn: man berichtet dergleichen nur über Leute, denen man die Freiheit des

1) III, 22

Geiſtes zutraut, die dazu gehört, ſich vor anderen gehen zu laſſen: ob Sejan und Cäſar Borgia wirklich Witze gemacht haben oder nicht, iſt gleichgültig, niemand hat ſie ihnen zugetraut oder angedichtet: ſie waren nach dem ſchönen italiſchen Ausdruck tristi. Ihnen ſo wenig als Cäſar gab die Volksſtimme, was ſie Cicero auf das freigebigſte gewährte.

Beſonders charakteriſtiſch für Niebuhrs Auffaſſung von Cäſars Charakter iſt eine andere Stelle, wo er ſagt [1]): „Der Friede zwiſchen Pompejus und Cäſar, der während der Abweſenheit des letzten dauert, kommt von einem Congreß in Luca zwiſchen Cäſar, Pompejus und Craſſus, die alle drei mit einem gewaltigen Gefolge dahin kamen und ſich über das Schickſal des Staates verabredeten. Man kann ſich denken, was das für eine Lage des Staates war, wo dergleichen begegnen konnte. Pompejus heirathete darauf Cäſars Tochter Julia, die aber nicht lange darauf im Wochenbett ſtarb, das Töchterlein bald nach ihr. Das zerriß das Verhältniß wieder, in dem Cäſar gewiß keinen Krieg unternommen haben würde: er war ein ſo herzlicher Menſch, daß er ſich gewiß Alles hätte gefallen laſſen, wenn durch den Krieg ſeine Tochter und Enkelin hätten betroffen werden können."

68

Für die Art, wie Niebuhr die Römer beurteilte, iſt beſonders wichtig, was er über Horaz ſagt [2]):

1) III, 38
2) III, 132

„Venuſia, der Geburtsort des Horaz, war eine latiniſche Colonie, gegründet zwiſchen dem dritten ſamnitiſchen Kriege und dem des Pyrrhus. Dieſe Stadt, die den Römern ſtets treu war, wird bei Appian, deſſen Nachrichten hier ſtets zuverläſſig ſind, im Bundesgenoſſenkriege unter den empörten Städten genannt, alſo wird ſie den latiniſchen Charakter verloren und mit den dortigen Völkern übereinſtimmend mehr lucaniſch und oskiſch geworden ſein. Horaz ſagt, er wäre mit den Söhnen von Centurionen zuſammen in die Schule gegangen, das iſt ein Wink, daß Venuſia eine Militärcolonie geweſen ſein muß und zwar eine ſullaniſche, was ſich aus jener Empörung erklärt; ferner muß daſelbſt, als Horaz das zweite Buch der Sermonen ſchrieb, eine neue Militärcolonie gegründet worden ſein, denn Oſellus, den Horaz als Knabe noch wohlhabend geſehen, hatte ſeine Hufe an einen Soldaten verloren. Horazen's Vater war ein Libertinus; der Zuname Flaccus, wenn ihn der Vater ſchon hatte, würde beweiſen, daß er nicht von fremdem ſondern italiſchem Urſprung war, möglich daß ſein Vater im Bundesgenoſſenkrieg gefangen und als Knecht verkauft worden iſt: ſonſt haben die Abkömmlinge der Freigelaſſenen andere Namen. Der Vater gab ſeinem Sohne eine ſehr liberale Erziehung; als Brutus nach Griechenland kam, war Horaz zweiundzwanzig Jahre alt und befand ſich damals in Athen, wohin ihn ſein Vater geſandt hatte. Er trat mit mehreren andern jungen Römern in die Armee und hatte die für den Sohn eines Freigelaſſenen ungeheure Ehre, von Brutus als Tribun angeſtellt zu werden. Das erregte große Mißgunſt, zeigt ihn aber als einen ausgezeichneten Mann, denn es gab damals nur ſechs Tribunen bei jeder Legion. Nach der Schlacht bei Philippi entkam er wie mancher Andere und war vielleicht unter dem Schutz des Meſſalla; nachher ging er nach Rom und ward hier dem Mäcenas empfohlen; dieſer gewann bald

eine ungemeine Liebe für ihn und nahm ſich ſeiner noch mehr als Virgils an. Dieſes Wohlwollen des Mäcenas nahm Horaz mit großer Dankbarkeit an. Mäcenas beſchenkte ihn mit einem kleinen Gute im ſabiniſchen Gebirge, und da Horaz äußerſt wenige Bedürfniſſe hatte, lebte er hier zurückgezogen und glücklich, beſonders in ſeinem höheren Alter war er faſt immer hier. Die Lebensbeſchreibung des Horaz durch Suetonius iſt ſehr intereſſant, und aus dieſer ſo wie aus ſeinen Schriften hat Wieland in ſeinem Commentar, beſonders über die Briefe, ſehr viel Schönes über Horazens Perſönlichkeit und Verhältniſſe geſagt und ihn gegen manche Herabwürdigung gerechtfertigt; er zeigt wie wenig Horaz den Vorwurf der Schmeichelei verdient, weit weniger als man es leider von Virgil geſtehen muß. Seine Lobſprüche ſind Effuſion eines allgemeinen Gefühls, welches er füglich mit andern Zeitgenoſſen theilte. Beſonders macht Wieland aufmerkſam, wie er ſich auch ſeine Unabhängigkeit von Mäcenas erhalten und die goldenen Ketten wegzuſchieben ſucht, ſoweit das möglich war ohne undankbar zu erſcheinen. Auguſtus war ſehr mißvergnügt, als Horaz das erſte Buch der Sermonen nicht an ihn richtete, er wollte ihn zum Secretär haben, Horaz ſchlug es aber aus: er konnte ſich nicht verhehlen, daß Horaz zu den Leuten gehörte, die ungeachtet alles deſſen, was er gut gemacht hatte, ſein früheres Leben nicht vergaßen und ihn auch nach dieſem beurtheilten. Wieland macht aufmerkſam auf einen Brief des Auguſtus, der ſeine Empfindlichkeit über Horazens Gleichgültigkeit bezeugt und ſagt: an vereris ne apud posteros infame tibi sit quod videaris familiaris nobis esse? —

„Schwerlich haben wir die Oden in chronologiſcher Ordnung, einige ſind ſehr früh, vielleicht aus der Zeit des Aufenthalts in Athen, von ſehr vielen iſt die Zeitbeſtimmung unmöglich: die meiſten ſind vor dem aktiſchen Kriege verfaßt, herausgegeben jedoch ſind die drei erſten Bücher erſt nach demſelben.

Auch einige Sermonen gehören in eine sehr frühe Zeit, das Früheste, was wir von ihm haben, ist wohl das Gastmahl des Nasidienus d. i. Salvidienus, nach der unzweifelhaft richtigen Bemerkung des Scholiasten, wie Malthinus statt Mäcenas, so daß der erdichtete Name gleiche Quantität mit dem wirklichen hat. Horaz wird gegen einen Mann, der unglücklich geworden war, nicht nach seiner Hinrichtung geschrieben haben, dann fällt also das Gedicht gleich nach der Schlacht bei Philippi 710. In die letzten Jahre seines Lebens fällt das vierte Buch der Oden und das zweite der Episteln.

„Als Dichter ist dem Horaz, nachdem man ihn übertrieben bewundert hatte, vor etwa dreißig Jahren nicht Gerechtigkeit widerfahren. Die Nachbildungen des Griechischen sind bewunderungswürdig schön und haben auch sehr viel Eigenes. Manche Fehler hat er freilich auch: wo er nach einem eigenthümlichen Ausdruck sucht, begnügt er sich zuweilen mit einem anderen, der gar nicht der angemessenste und schärfste ist; wenn man diese Bemerkung gehörig ins Auge faßt, so fallen dadurch viele Bentley'sche Emendationen. Noch hat er zwei Hauptfehler. Unangenehm ist sein Verkennen der älteren Schriftsteller, die Zeit war eine ganz andere geworden, er hat an vielem Anstoß genommen, weil es der Zeit fremd war, besonders am Archaistischen. Wie er Plautus verkennen konnte, ist unbegreiflich, die Zeit hat da hervorgebracht, was sonst die Folge verschiedener Nationalität ist; mancher Ausdruck mochte ganz zum Volksausdruck herabgesunken und gemein geworden sein, so daß er Horaz mißfiel. Besonders ist er wohl dazu veranlaßt worden durch Ärger gegen diejenigen, die die Alterthümlichkeit lächerlich hervorhoben und eine Farce spielten, wie bei uns die übertriebenen Bewunderer des Mittelalters. Ferner macht auf uns einen schmerzlichen Eindruck Horazens Ironie der epikurischen Philosophie, womit er im Grunde Alles wie eine Thorheit an-

sieht, über Alles zu lächeln sucht, er betrachtet das Ehrwürdigste geringschätzig: das wird zur Unart bei ihm. Zu entschuldigen ist das durch die Zeiten, in denen er lebte, in besseren Zeiten wäre das anders gewesen.

„Man sieht ihn als einen milden gelassenen Mann, aber immer gebunden und zurückhaltend, der wilde ausgelassene Catull mit seinem lauten Lachen und Weinen spricht uns mehr zum Herzen: wie bei Horaz mag auch wohl die Stimmung bei Menander und der jüngsten attischen Komödie gewesen sein. Horaz wollte sein Herz nicht bluten lassen und setzt uns dadurch in eine Gemüthsverfassung, die uns um so weher thut. Wo ein wahres Gut dem Volke verloren geht, da soll man es sich nicht aus dem Sinne schlagen und die Welt leichtfertig machen, sondern den Schmerz in sich tragen und gewähren lassen, ohne ihn jedoch zu hätscheln und künstlich zu nähren. ‚Wem wahres Gut verloren ging', sagt Fr. Leop. von Stolberg, ‚dem blieb oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm blieb'. Horaz ist dabei edel und liebenswürdig, er hat nur eine unglückliche Zeit falsch aufgefaßt. Er hat fast das siebenundfunfzigste Jahr erreicht."

Niebuhrs Beurteilung des Dichters setzt sich aus zwei Elementen zusammen, dem Glauben an die tiefe sittliche Verderbtheit des Jahrhunderts vor Christi Geburt, und der Überzeugung, daß alles, was Horaz nach dieser Richtung hin ausspricht, ernst und buchstäblich zu nehmen ist.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist schon auf das rhetorische Element in den lateinischen Schriftstellern hingewiesen worden, welche die Lehren der Stoiker von der ursprünglichen Natureinfachheit des, eines weisen Mannes würdigen Lebens, in allen denkbaren Richtungen variieren und dadurch die Begründer jener Theorie geworden sind. Wird aber jemand

im Ernſte an dieſe tiefe ſittliche Verſunkenheit glauben wollen, der z. B. nur das Hochzeitslied des Catull auf die Heirat ſeines Freundes Manlius kennt? In der Litteratur aller Völker giebt es nichts, was ſo ſehr geſunde Sinnlichkeit, reines Familienleben und harmloſe Feſtfreude atmet als dieſes Lied: Catull aber war ein vornehmer Mann, ſtand dem Kreiſe Cäſars und Ciceros teils nahe, teils lebte er ſelbſt in ihm, kurz er gehörte vollſtändig den Teilen der römiſchen Geſellſchaft an, die angeblich ſo hoffnungslos verderbt geweſen ſind. In dieſem Gedichte, um hier von zahlreichen andern, teils direkten teils indirekten Zeugniſſen zu ſchweigen, zeigt ſich ein völlig geſunder, durch keine wirkliche Verderbnis erniedrigter Sinn. Wer allein die Strophe dichten konnte

Torquatus uolo paruolus
matris e gremio suae
dulce rideat ad patrem
semihiante labello,

auf den paßten die Vorſtellungen Niebuhrs wahrlich nicht. Es wäre aber pſychologiſch völlig verkehrt, glauben zu wollen, die Umgebung des Dichters ſei weſentlich anders beſchaffen geweſen als er ſelbſt.

Anderſeits nimmt Niebuhr Horaz allzu buchſtäblich. Horaz geißelt in den Satiren die Laſter ſeiner Zeitgenoſſen und malt ſie in den kraſſeſten Farben aus. Aber Niebuhr vergißt dabei vollſtändig, daß er eben kein Deutſcher, ſondern ein aus Form, Rhetorik und Spottluſt zuſammengeſetztes Weſen, ein Römer war. Das formale Element, die Freude an der Prägnanz des Ausdruckes, liegt den Römern ſo im Blute, daß ihr zuliebe vieles geſagt wird, was nicht zu ernſt zu nehmen iſt. Dazu kommen die rhetoriſchen Floskeln und Gemeinplätze, die geradezu ein Element der Poeſie geworden waren. Wie jeder geübte Redner für unerwartete Fälle einen Vorrat von Gemein-

plätzen im Gedächtnisse trug, den er in Ermangelung sachlichen Materials, als Lückenbüßer, um die Zeit hinzubringen, oder während der Deklamation derselben sich besinnen und vorbereiten zu können, auf seine Zuhörer losließ — so hatten auch die Dichter die Verderbtheit der Zeiten, das Überhandnehmen des Luxus, das Unglück des Reichtums stets bei der Hand, um es als Ausgangspunkt oder Ausschmückungsstück, je nach der Gelegenheit, passend zu verwerten.

Ferner sieht eine aristokratisch herrschende Partei oder Regierung der allmächtigen Familienverbindungen wegen oder aus Standesinteresse ihren Mitgliedern allerhand Dinge nach, die keine Monarchie oder Demokratie dulden würde, aber sie rächt sich durch Spott und Hohn: vor allem galt dies in der Stadt, in welcher die Mächtigen den Spott auch der Kleinen und Geringen stets haben ertragen müssen. Clodius war freilich freigesprochen worden, obgleich er ganz offenbar des Inceſtes beim Feste der Bona Dea schuldig war, aber mit wie blutigen Spöttereien hatte er die Freisprechung bezahlen müssen! Diese in Rom ganz allgemein herrschende Spottlust und Klatschsucht muß man ebenfalls in Rechnung bringen, wenn man den wirklichen sachlichen Inhalt der Satiren des Horaz auf ihr richtiges Maß zurückführen will.

Die Hauptsache aber ist der südliche, romanische, nicht eigentlich Mangel an Wahrhaftigkeit oder Wahrheitsliebe, sondern die phantastische Gestaltungskraft, die dem Volksleben innewohnt, das augenblicklich Empfundene ebenso schnell eine Form annehmen läßt, und den Schein von Empfindungen erweckt, die in Wahrheit teils lange nicht so lebhaft sind, als sie erscheinen, teils, ihrer Natur nach flüchtig, mit dem Augenblicke vergehen, wie sie mit ihm entstanden sind. Darauf geht unendlich vieles zurück, was Deutsche von wälscher Tücke, Unwahrheit und Oberflächlichkeit gesprochen und empfunden haben.

Deutſchen Maßſtab anlegen und überall langſameres aber tieferes und anhaltenderes Empfinden erwarten darf man eben nicht, wenn man nicht zu ſchiefen Urteilen gelangen will. Mit dieſem Unterſchiede im Temperamente der beiden Völker hängt zum Beiſpiel zuſammen, daß die Romanen geborene Schauſpieler ſind, während dem echten Deutſchen nichts ſchwerer wird und ferner liegt als der unſchuldige Wahrheitsmangel, mittelſt deſſen ein fremder Charakter auf der Bühne dargeſtellt werden muß.

69

Mit der Täuſchung über die ſittlichen Verhältniſſe des römiſchen Bürgertums hängt aufs engſte die Anſicht zuſammen, welche Niebuhr von dem Senate der Kaiſerzeit hegt: „Damals aber", ſagt [1]) er, „war der Senat eine bloße Repräſentation, ein Prunk des Hofes, ein Schattenbild; er that alles, was die Kaiſer wollten." Anders konnte es auch nicht ſein, wenn das Bild richtig iſt, welches er von der Bevölkerung im allgemeinen entwirft [2]): „dieſe Hauptſtadt war nach der gänzlichen Zerüttung durch die unglücklichen Bürgerkriege in einem furchtbaren Zuſtande, der Pöbel war unermeßlich und der ordentliche Bürgerſtand gering, wie auch in dem heutigen Rom neun Zehntel aller Bürger zu der Hefe des Volkes gehören. Eine ſolche Population, die ſchon längſt dahin gekommen war, daß man es als eine Schande anſah, zu einer ſtädtiſchen Tribus zu gehören, in der der Nachbar den Nachbar nicht kannte, ließ ſich nur durch eine ſtrenge Polizei in Ordnung halten; ſeine Ein-

1) Vorträge über römiſche Altertümer, S. 149
2) Ebenda 339

richtungen dafür sind sehr zweckmäßig und hatten eine merkwürdig lange Dauer. Deßhalb war es ein äußerst verständiger Gedanke, die Magistratur des Präfectus Urbi einzusetzen, der zugleich Richter für die Stadt und Polizeipräsident mit den ausgedehntesten Vollmachten war; ein Geschäft, welches allerdings ebenso lästig als unedel war, weßhalb es auch natürlich ist, daß der edle M. Valerius Messalla, der mit seinem hochgebildeten Geiste in besseren Zeiten lebte, es schon nach wenigen Tagen wieder niederlegte, unter dem Vorwand, er verstünde es nicht."

Zu dieser Auffassung liegt der Grund ebenfalls in der Meinung von der völligen und hoffnungslosen Verderbtheit der römischen, besonders der vornehmen Welt. Und doch wie schief läßt dieser Grundirrtum den großen Historiker die Kaisergeschichte auffassen! Das Tragische des Verhältnisses zwischen den Kaisern und dem Senat war eben die Tüchtigkeit der früher herrschenden, nun zum Gehorsam verdammten Aristokratie. Die Kaiser mußten sie zu Werkzeugen ihrer Regierung benutzen, weil kein anderer herrschens-gewohnter und -geübter Stand vorhanden war. Alle Versuche der Cäsaren sich zu emanzipieren, Beamte aus anderen Bevölkerungskreisen heranzuziehen und wirklich allein zu befehlen, schlugen fehl: sie konnten weder bloß durch sich selbst noch mittelst ihrer Freigelassenen oder Sklaven die Welt in den Fugen halten, sondern benutzten immer wieder die Unterstützung des Standes, der jahrhundertelang die arcana imperii gehütet und verwertet hatte. Daß wenige alte Geschlechter übrig waren, thut nichts zur Sache. Auch die neuen Familien nahmen in unglaublich kurzer Zeit die allmächtige Standestradition als maßgebend für ihr Denken und Empfinden an. So war das Verhältnis der beiden Mächte von vornherein in der Wurzel vergiftet, und gerade die Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit der Aristokratie trug

am meiſten dazu bei, ſie den Kaiſern verhaßt und verdächtig zu machen. Wer will leugnen, daß neben jenen guten Eigenſchaften auch gigantiſche Laſter ſtanden? Aber die Laſter regieren die Welt nicht, und der römiſche Adel fuhr auch nach Auguſtus' Alleinherrſchaft und während derſelben fort an der Regierung der Welt einen ſehr weſentlichen Anteil zu haben.

70

Im Sommer des Jahres 1829 las Niebuhr über die Geſchichte des Zeitalters der Revolution. In der letzten Stunde ſprach er als ſeine Anſicht aus: „nach dem jetzigen Stande der Dinge iſt an keine Revolution mehr zu denken; das jüngere Geſchlecht wird dieſe Scenen nicht erleben, erſt nach Jahrhunderten könnte etwas ähnliches ſich ereignen." Während er in dieſer feſten Überzeugung lebte, traf ihn die Julirevolution, die er, wenn er in der berühmten Vorrede zum zweiten Teile (der zweiten Ausgabe) ſeiner römiſchen Geſchichte von den „ſich aufdrängenden kummervollen Sorgen über den für Vermögen, die liebſten Beſitzthümer und jedes erfreuliche Verhältniß drohende, Untergang" ſpricht, offenbar als den Anfang ſozialiſtiſcher Bewegungen auffaßte. Näher ſpricht er ſich hierüber und über andere Gefahren in einem Briefe an den Grafen Moltke vom 22 November 1830 aus [1]):

„Daß nun Mirabeau aus der Leute Augen und Gedanken verſchwunden war, galt mir als ein Beweis, daß es mit der Revolution vorbei ſey: und noch entſchiedener folgerte ich dies

---

1) L. N. III, 274

aus der offenbaren Gewißheit, daß niemand mehr jene Hoffnungen, wo nicht goldener ſo doch beſſerer Zeiten hege, die unſre Jugend in Träume wiegten: und wer hätte es möglich gehalten, daß eine ganz unpoetiſche Zeit, der verwandt, die Petronius malt, die den Göttern, wenn ſie ihnen opferte, Gold in Barren weihte, damit die Façon nicht verloren gehe, Reichthum und Wohlhabenheit auf's Spiel ſetzen werde, um das Müthchen zu kühlen? — Es iſt doch geſchehen; und ich bin ein falſcher Prophet geweſen; aber freilich gehörte der Wahnſinn hinzu, der mit Unleidlichkeiten toll machte: und es hat ſich denn aber auch allerdings ein ganz Anderes ergeben, als in jener Zeit der Jugendſchwärmerei. Ungeheuere Kataſtrophen ohne Widerſtand, ohne einen Anſchein großer Männer, ohne Freude und Begeiſterung — ohne irgend eine Hoffnung auf die Zukunft: ausgenommen, daß die Zeit einmal kommen werde, wo durch wechſelſeitigen Unterricht jeder Bauerknecht leſen könne. Die Wahrheit der Sache iſt die enthüllte Bettelarmuth des Volks, welche es nicht länger ertragen will; und die bereitet denn — zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was ſeit Jahrhunderten unerhört war, und eben unſern Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligſten geſetzt hatten, noch jetzt undenkbar ſcheint, — eine Reviſion des Eigenthums. Wir ſind in den Zuſtand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen ſeinen Gräßlichkeiten — und wer das nicht ſieht, iſt blind: — wer da glaubt, es ſey von Freiheit die Rede, iſt ein Thor: Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus ſegnen, wenn er unſer Leben ſchützt, wie die Römer den des Auguſtus ſegneten. Daß vernünftige Männer dies thun konnten, hatte ich längſt begriffen: nun iſt es mir vollends lebendig klar; und nun begreife ich auch Catilina.

Das wäre traurig genug, wenn es nur die zeitgenossen Fremden beträfe, und wir die Güter des Lebens bewähren könnten, welche Livius Horaz und Virgil nach der Schlacht bei Actium genossen, und sich bei ihrem Besitz zum Schaffen heiter halten konnten: Sicherheit, Erholung, Macht und Glanz des Staats. Allein in unserm armen Deutschland bricht nun eben die hoffnungslose Gährung allenthalben aus, und überliefert uns entwaffnet und ohnmächtig dem Erbfeind, der sich schon für die kurze Dauer der Zeit, da er gebunden lag, durch Insolenz und Hohn rächt, und nichts Geringeres als die Herstellung seiner Tyrannei und der Ausplünderung aller Nachbarländer im Schilde führt. Ich wollte mich schon, wie in ein anderes Übel, was sich nicht abwehren läßt, in die Auflösung ergeben, wenn sich auch erbärmliches Volk an die Stelle derjenigen, die jetzt die Macht haben, zu weit schwereren Aufgaben erhebt — wenn nicht der Untergang unsrer Selbständigkeit in der allerentsetzlichsten Kriegsverheerung die unausbleibliche Folge davon wäre. Und es bilde sich Niemand ein, daß wenigstens freie Constitutionen daraus hervorgehen würden: es wird sehr schnell zu einem absoluten militairischen Despotismus führen, der sich schwerlich auch nur so viel wie der Napoleonische mit äußern Formen geniren wird."

Mitten unter diesen Befürchtungen und Prophezeiungen — vielfach hat man gesagt, durch sie herbeigerufen — überraschte ihn der Tod am 2 Januar 1831.

(Oktober 1883)

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

DD 86.7 .N5 E9 C.1
Barthold Georg Niebuhr
Stanford University Libraries
3 6105 037 975 484

DD
86.7
N5E9

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JAN 28 1977